

HÖLDERLIN- JAHRBUCH

1950



18 -

HÖLDERLIN-JAHRBUCH

IM AUFTRAG DER
FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH BEISSNER
UND
PAUL KLUCKHOHN

JAHRGANG 1950



VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN
1950

INHALT

Worte Hölderlins	1
Hölderlin und Homer. Erster Teil. Von Wolfgang S c h a d e w a l d t	2
Vom Baugesetz der späten Hymnen Hölderlins. Von Friedrich B e i ß n e r ..	28
Fest und Feier. Ein Beitrag zum Wortgebrauch Hölderlins. Von Hinrich K n i t t e r m e y e r	47
Vorarbeiten zu einer künftigen Hölderlin-Biographie. Von Adolf B e c k. 1. Zu Hölderlins Rückkehr von Bordeaux	72
Nachtrag und Berichtigung zu dem Aufsatz 'Aus den letzten Lebensjahren Hölderlins'. Von Adolf B e c k	96
Hölderlin an Diotima. Das Widmungsexemplar des 'Hyperion'. Von Walther K i l l y	98
Wilhelm Heines Urteil über Hölderlins 'Hyperion'. Von Erich H o c k ..	108
Hölderlin als Subskribent auf eine Plutarch-Ausgabe. Von Ulrich H ö t z e r	120
Wann hat Wilhelm Waiblinger seinen Lebensabriß Hölderlins verfaßt? Von Wilhelm H o f f m a n n	127
Hölderlin in England und Amerika. Von P. M. M i t c h e l l	131
Das neueste Hölderlin-Schrifttum 1947—1948. Von Adolf B e c k	147
Das Hölderlin-Archiv 1948. Von Wilhelm H o f f m a n n	176
Bericht über die Tätigkeit der Friedrich Hölderlin Gesellschaft	179
Bericht über die Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 19. und 20. März 1950 in Tübingen	181

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

WORTE HÖLDERLINS

ES NÄHRT DAS LEBEN VOM LEIDE SICH
(EMPEDOKLES)

WAS GROSS UND GÖTTLICH IST, BESTEHT
(DAS SCHICKSAL)

WAS BLEIBET ABER, STIFTEN DIE DICHTER
(ANDENKEN)

WIR SIND NICHTS, WAS WIR SUCHEN IST ALLES
(HYPERION)

HERRLICH IST SEIN WORT, ER WANDELT DIE WELT
(EMPEDOKLES)

AM TOD ENTZÜNDET MIR DAS LEBEN SICH ZULETZT
(EMPEDOKLES)

DER HÖCHSTE, DER IST'S, DEM WIR GEEIGNET SIND
(DICHTERBERUF)

DENN WO DIE REINEN WANDELN, VERNEHMLICHER
IST DA DER GEIST
(AN EINE FÜRSTIN VON DESSAU)

BERUF IST MIR'S, ZU RÜHMEN HÖHERS
(DER PRINZESSIN AUGUSTE VON HOMBURG)

ES MACHT GEISTER LEBENDIG DER GEIST
(DER ZÜRNENDE DICHTER)

*Diese Worte waren Aufschriften der Kränze, die die Gesellschaft alljährlich am 20. März
und am 7. Juni an Hölderlins Grab niedergelegt hat.*

I

HÖLDERLIN UND HOMER

ERSTER TEIL

VON

WOLFGANG SCHADEWALDT

Mit dem Aufsatz, den ich hier bringe, fahre ich in der Mitteilung von Studien fort, die mich im Zusammenhang mit meinen Arbeiten an den homerischen Dingen in der Stille beschäftigt haben. Sie gehen auf die deutsche Griechenbegegnung im Zeitalter unserer Klassik, die zunächst und zuvörderst die Neuentdeckung Homers, dann erst des Pindar, der Tragiker und des Platon gewesen ist und so erst die auch nach Renaissance und Humanismus noch weiter vorherrschende lateinische Erlebnisform der sogenannten „Alten“ zerbrochen hat und zu den Griechen selber führte. Neben dem Grundsätzlichen und Allgemeinen dieser Begegnung, das in den letzten Jahrzehnten mehrfach vortrefflich gewürdigt worden ist¹, war mein Bestreben besonders darauf gerichtet, die Natur der hier wirksamen Vorgänge an solchen greifbaren Musterfällen zu studieren, wo die Begegnung eine höchste, lebenbestimmende Macht entfaltet hat. Hier boten sich von vornherein drei Themenkreise dar: Winckelmann und Homer, Goethe und Homer, Hölderlin und Homer².

In Winckelmann, Goethe und Hölderlin schien mir entschiedener als bei irgendwelchen anderen jener Epoche (ich spreche nicht nur von Breitinger, Bodmer, Klopstock, den Stolberg, Bürger, Voß, sondern auch Herder, Schiller, Humboldt) der besondere Fall gegeben, daß sich hier eine Begegnung im engeren Sinn, Begegnung par excellence

¹ Ich verweise vor allem auf W. Rehm, Griechentum und Goethezeit, Lpz. 1936; Fr. Schultz, Klassik und Romantik der Deutschen I, Stuttgart 1935; ders. Das Kunst- und Kulturideal der deutschen Klassik, in: Von deutscher Art in Sprache und Dichtung IV 1941, 130 ff., P. Böckmann, Hellas und Germanien, ebenda V 1941, 341 ff.; A. Beck, Griechisch-Deutsche Begegnung, Stuttgart 1947.

² Über 'Winckelmann und Homer' habe ich zur Leipziger Winckelmannfeier 1940 gesprochen, dieser Vortrag ist als Heft 6 der Leipziger Universitätsreden 1941 erschienen. Über 'Goethe und Homer' handelte ein öffentlicher Vortrag der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Herbst 1942, soeben im 'Trivium' VII 1949, Heft 3 S. 200 ff. erschienen.

vollzogen hat. Homerbegeisterung ging damals durch die Zeit. Durch Bewegungen in England und Frankreich vorbereitet, ging damals auch den Deutschen das neue Bild eines Menschen auf, der als Mensch vor allem menschlich und natürlich wäre, und eben diese geahnte, für sich selbst erstrebte und in einem tiefgefühlten Kampf der Seelen gegen die bestehenden Mächte und Formen zu erringende neue Menschennatur fand man im Bilde Homers und der Griechen wundersam verwirklicht¹. Nach diesem Homerischen Menschenbilde griff man. Jedoch nicht alle griffen nach ihm mit ihrem ganzen Menschen. In vielen blieben bei aller Griechenbegeisterung doch Kopf und Herz zwei sehr getrennte Dinge. Oder auch: das eine überwog das andere, und so erhob sich auf der einen Seite Schwärmerei, auf der andern Spekulation.

In Winckelmann, Goethe und Hölderlin ist das Seltene eingetreten, daß diese drei nach Homer mit ihrem ganzen Menschsein griffen und sich in ihrem ganzen Menschsein von ihm ergreifen ließen. In Homer kam ihnen etwas entgegen, wonach sie aus ihrem Eigensten heraus verlangten, und indem sie, jeder in seiner besonderen Weise, dieses ergriffen, geschah es, daß sich ihnen das Wesen und die Wirklichkeit Homers in neuer Wahrheit und Unmittelbarkeit entdeckte und dieses so Entdeckte sie zugleich in ihrem eigenen Streben stärkte, klärte, bestätigte. Homer „begegnete“ ihnen². Das Erlebnis, in dem hier über den Zeitenabgrund her Leben zu Leben und Welt zu Welt sprach, wurde sachlich-schöpferisch in einer sehr umfassenden Weise. Es mochte erregend und bewegend den Menschen im Persönlichsten aufrühren: in ihm verwirklichte sich etwas in die Welt hinein, was über die Person hinaus ist und darum nicht nur vielfältig bereichert und verfeinert, sondern weltbildend weiter wirkt in totalem Sinn.

Für Winckelmann war Homer schon in der Zeit seines Darbens in Seehausen eine zweite Bibel und Urbereich der Offenbarung eines neu-geahnten Natürlich-Göttlichen geworden. Als „Stifter der Religion“ hatte er in seinen Epen die „hohen Begriffe“ gegeben, die hernach die griechischen Künstler zur Gestaltung ihrer Werke, „Bildern der Verehrung“, entzündeten³. Die „hohen Begriffe“, Urbilder der „Groß-

¹ Vgl. P. Kluckhohn, Die Idee des Menschen in der Goethezeit, Stuttgart 1946, 8 ff., der neben der hier herausgehobenen griechischen Richtung das ganze „Wurzelgeflecht“ der damaligen Menschheitsidee aufdeckt.

² Der Begriff der „Begegnung“ näher erläutert: Winckelmann und Homer S. 6. sowie: 'Goethe und Homer', Trivium 1949, S. 201 ff. Vgl. auch A. Beck, Griechisch-Deutsche Begegnung S. 11 ff.

³ Winckelmann, Geschichte der Kunst 5, 1, 1.

heit“ und eines „erhabenen Denkens“ gab er damals auch Winckelmann, längst ehe dieser ein griechisches Kunstwerk mit Augen sah. Als Seher der Götter und Helden erweckte er ihm eine Welt lebendiger Maßstäbe, hoher Lebensbegriffe, und wies ihm so den Weg, der ihn wie einen „neuen Kolumbus“ in der griechischen Kunst, wie er sie im Zusammenhang mit Natur, Geschichte, Denkungsart, Religion begriff, zur Entdeckung eines neuen Erdteils der Wirklichkeit des Menschen führen sollte.

Auch für Goethe sind es nicht nur Redensarten, wenn er in seiner Jugend von dem „heiligen Homer“ sprach und später bekennt, ihn als „Brevier zu lesen“¹ oder sich vor den homerischen Gedichten als „urkanonischen Büchern“ zu beugen². Als ein Seher des Seienden und der Wirklichkeit, Darsteller der „Existenz“ (nicht des „Effekts“)³, der den Griechen ein erstes Bild der Wirklichkeit in ihren vielfachen Ordnungen und Stufen als Grundlage ihres weiteren Bildens wie Denkens gegeben hatte, kam er ihm in seiner tätig-schöpferischen Verehrung dessen entgegen, was er selbst „Natur“ und als solche ein „offenbar Geheimnis“ nannte; ganz wie die Natur selbst erschien er ihm. Aus dieser sich in Goethes Leben immer wieder erneuernden Begegnung geschah es, daß Goethe es fertig brachte, selbst „Homeride“ zu werden, nicht nur in dem Sinn, daß er in einigen seiner Dichtungen das Homerische selbst schöpferisch zu erneuern suchte: Goethes Homeridentum geht als ein Unterstrom durch sein ganzes Leben und befruchtet die verschiedensten Arten und Formen seiner Geistestätigkeit.

Hölderlin ist nicht in irgendeinem Sinn Homeride gewesen. Fast möchte man bei dem von der Seelenhaltung des christlichen Pietismus Geprägten eine innere Homerferne vermuten, die sich nie überwinden ließ. Das Epische oder anders ausgedrückt: das einfache Erscheinungwerden des Lebens der Welt, in dem das Absolute nur unwillkürlich Bild wird, war nicht die Sache dieses von Begeisterungen wie Trauern auf und ab getragenen hymnischen wie prophetischen Geistes, für dessen Art ich keine bessere Bezeichnung wüßte, als die des Pindarischen „*Sophos*“, nämlich eines Wissenden von Gott her, Künders und Deuters heiliger Geschichte, Sprechers in offener Gemeinde und unschuldig dem Schönen hingegebenen Gestalters, alles in einem. Das religiöse Festlied Pindars war darum auch das, was Höl-

¹ An Windischmann 20. 4. 1815.

² An Creuzer 1. 10. 1817.

³ Italien. Reise, Neapel 17. Mai 1787.

derlin im Stande seines reifsten Könnens in jenen „Hymnen in freien Strophen“ aufs Herrlichste schöpferisch erneuert hat, sowie er im letzten Empedokles anderseits dem Sophokles, dort wo dieser im ‘Oidipus auf Kolonos’ den menschlich-göttlichen Grenzbereich betrat, am meisten nachgekommen ist. Allein, wenn sich im Dichtwerk Hölderlins greifbar zunächst auch die Begegnung Pindars und die mit Sophokles aufdrängen mag, so greift doch eines über all das hinaus: wie keiner vor ihm oder nach ihm hat Hölderlin die Wirklichkeit der Griechengötter, ihre Gegenwart in der Natur und allen Formen und Ordnungen des Daseins, ihr Gütiges wie auch ihr Furchtbares zu seiner Beseligung wie in seinem Zerbrechen an sich selbst erfahren und in jenen Bezeugungen, die seine Gedichte sind, davon gesagt. Der erste Seher und Stifter dieser Götter aber war Homer (wie schon Herodot bemerkt hat). Dieser Homer ist Hölderlin in seiner Weise neu begegnet. Von Homerischem ist daher auch sein ganzes Werk durchwirkt. Und so sehr dieses Homerische dabei in die besondere Wesensform des Hymnischen und Prophetischen eingeht, so zeigt sich doch im Entwicklungsgang Hölderlins, wie auch der Homerische Charakter des Gegenständlichen in seiner Dichtung in dem gegebenen Rahmen steigend mächtiger wird. Auch in seinem persönlichem Dasein ist Hölderlin von Homerischen Gestalten und Situationen unwillkürlich umgeben, und ähnlich wie Winckelmann und Goethe erfährt auch er auf eine höchst geniale, unmittelbar leibhafte Art Homerische Situationen bedeutungsvoll in Wendungen des eignen Lebens. Wie ein zweites Selbst, ein geheimer Doppelgänger begleitet ihn der Homerische Achilleus. Schreibt er im Hyperion jene Anklage der Deutschen, so steigt vor ihm in Gedanken an die Ausgestoßenheit der deutschen Dichter, deutschen Künstler mit wirklich gelebter Bedeutsamkeit das Bild des Bettlers Odysseus auf: „Sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eignen Haus, sie sind so recht wie der Dulder Ulyss, da er in Bettlergestalt an seiner Türe saß . . .“. Und wenn er schließlich zu C. von Böhlendorf von jenem Furchtbaren spricht, das ihn niederwarf, so sieht er sich als jenen Patroklos an, den, weil er sich zuviel vermaß, Apollon vor Troja in den Rücken schlug¹: „Und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollon geschlagen“².

Die besondere Aufgabe einer Betrachtung der Homerbegegnung Hölderlins muß es nach allem sein, die Tiefe und Vielfalt seiner Homerberührung durch sein Leben wie Werk zu verfolgen und dabei stets

¹ Ilias 16, 845. ² Nürtingen 2. Dezember 1802.

das Besondere im Blick zu behalten, wie die Substanz des Homerischen in dem enthusiastisch bewegten und zugleich denkerisch angespannten Schöpfungstum Hölderlins verwandelt wird und in der Verwandlung doch wieder erhalten bleibt. Dies ist der leitende Gedanke der Aufsatzfolge, die ich hier beginne. Sie wird außer dem Durchbruch Hölderlins zu Homer, von dem zunächst die Rede sein soll, Homer im Hyperion und zumal im Thaliafragment zu behandeln haben, dann die Achillgestalt in Hölderlins Leben und seiner Dichtung, die Götter Hölderlins und schließlich die Wirkung, welche Homers Sprache und Stil und seine ganze Art, Welt vorzustellen, auf Hölderlin in der Zeit seiner Reife ausgeübt hat. Daß ich es für richtiger gehalten habe, dies alles nicht in Form einer sogenannten Darstellung zu geben (die ich gemacht und auch als Vortrag gehalten habe), wird man mir nachzufühlen wissen, zumal die Hölderlinforschung selbst neuerdings mehrfach erfolgreich von ihrer Einsicht Zeugnis ablegt, daß vor allem jene deutende Ausschöpfung des Dichterworts nottut, in der das alte, edle Mittel der Philologie, die Interpretation, eben heute ihre neuen, volleren Möglichkeiten zu entwickeln anfängt¹.

I

DURCHBRUCH ZU HOMER

Die Hymne an den Genius Griechenlands

Jubel! Jubel
Dir auf der Wolke!
Erstgeborner
Der hohen Natur!
Aus Kronos Halle
Schwebst du herab,
Zu neuen, geheiligten Schöpfungen
Hold und majestätisch herab.

Ha! bei der Unsterblichen
Die dich gebar,
Dir gleichen keiner

¹ Bedeutende Förderung verdanke ich im allgemeinen der äußerst umsichtigen Arbeit von R. Kerber, 'Hölderlins Verhältnis zu Homer', *Philologus* 80, 1925, 1 ff., sowie Fr. Beißners Behandlung des neugefundenen Briefes 'An Kallias', die an Hand dieses wichtigen Zeugnisses Hölderlins Homerbegegnung tiefgreifend und umfassend würdigt: *Iduna*, 1944, 51.

Unter den Brüdern
Den Völkerbeherrschern
Den Angebeteten allen!

Dir sang in der Wiege den Weihgesang
Im blutenden Panzer die ernste Gefahr
Zu gerechtem Siege reichte den Stahl
Die heilige Freiheit dir.
Von Freude glühten
Von zaubrischer Liebe deine Schläfe
Die goldgelockten Schläfe.

Lange säumtest du unter den Göttern
Und dachtest der kommenden Wunder.
Vorüber schwebten wie silbern Gewölke
Am liebenden Auge dir
Die Geschlechter alle!
Die seligen Geschlechter.

Im Angesichte der Götter
Beschloß dein Mund
Auf Liebe dein Reich zu gründen.
Da staunten die Himmlischen alle.
Zu brüderlicher Umarmung,
Neigte sein königlich Haupt
Der Donnerer nieder zu dir.
Du gründest auf Liebe dein Reich.

Du kommst und Orpheus Liebe
Schwebet empor zum Auge der Welt
Und Orpheus Liebe
Wallet nieder zum Acheron.
Du schwingest den Zauberstab,
Und Aphrodites Gürtel ersieht
Der trunkene Mäonide.
Ha! Mäonide! wie du!
So liebte keiner, wie du;
Die Erd' und Ozean
Und die Riesengeister, die Helden der Erde
Umfaßte dein Herz!
Und die Himmel und alle die Himmlischen
Umfaßte dein Herz.
Auch die Blumen, die Bien' auf der Blume
Umfaßte liebend dein Herz! —

Ach Ilion! Ilion!
Wie jammertest, hohe Gefallene, du
Im Blute der Kinder!
Nun bist du getröstet, dir scholl

Groß und warm wie sein Herz
Des Mäoniden Lied.

Ha! bei der Unsterblichen
Die dich gebar,
Dich, der du Orpheus Liebe,
Der du schufest Homeros Gesang . . .

Das Gedicht, das nach Friedrich Beißners Feststellung vor allem auch durch den „handschriftlichen Zusammenhang“ in das Ende des Jahres 1790, das heißt nach Hölderlins Magisterpromotion vom September dieses Jahres entstanden ist, macht in Hölderlins Jugendlidung auf alle Fälle in einer Hinsicht Epoche: es ist nach bisher nur geringen Spuren die erste gesammelte Gestaltung eines Stückes griechischer Götter- und Weltwirksamkeit. Und eben in ihm erscheint bei Hölderlin zum erstenmal auch das Bild Homers.

Vielleicht liegt darin schon ein bedeutungsvoller Hinweis. Jedoch was für ein Bild ist das! Der „trunkene Mäonide“. Homer ein „Liebender“, und so zu seinem Teil den Beschluß des neu herabgestiegenen Gottes erfüllend, sein Reich auf Liebe zu gründen. Ist es den Erklärern zu verdenken, daß sie den homerischen umfassenden Weltblick hier „ins sentimentale verschoben“ finden¹, oder meinen, Hölderlin habe hier sogar dem Homer „das Feuer eingebildet“². Auch W. Böhm, der die Bedeutung des Gedichtes empfunden hat, sieht es so an, daß sich „das Widerspruchsvolle des Daseins in Hölderlins Dichten nun auch einmal des griechischen Symbols bemächtigt habe“³. — Wir stellen die Frage vorläufig zurück, was der junge Hölderlin in diesem ersten Wurf etwa an Homer Homerisches gesehen hat, wie er damit unter seinen eigenen Zeitgenossen dasteht und was dies freilich aus seiner innersten Gestimmtheit so Gesehene etwa noch für unser sich heute erneuerndes geschichtliches Bild Homers bedeuten mag, und sehen zunächst einmal nach, was das Gedicht seiner Form wie seinem Rang nach an sich selber ist und welcher Platz ihm in der Entwicklung von Hölderlins Jugendlidung zukommt.

1.

Nun läßt sich zunächst mit Händen greifen, wie das Gedicht entsprechend seiner noch frühen Entwicklungsstufe freilich manche noch

¹ Kerber, *Philologus* 1925, 6.

² L. Kempfer, *Hölderlin und die Mythologie*, Zürich-Leipzig 1929, 77.

³ Hölderlin I, 1928, 42.

nicht recht eingeschmolzenen Abhängigkeiten und Einflüsse verrät. Fast wörtlich wirkt, wie Adolf Beck gezeigt hat, der Chor der Jünglinge im 'Theseus' von Fr. L. Stolberg in die erste Fassung des Hymnus herüber. „Früh schon sagte der Held zu der Gefahr! Du bist / Meine Schwester! / Du bist, rief er dem Siege zu, / Meine Braut!“: Stolberg¹. — „Du sprachst in der Wiege / Zur heiligen Freiheit: / 'Du bist meine Schwester!' / Zur ernsten kriegerischen Gefahr / 'Meine Gespielin du!'“: Hölderlin in der ersten Fassung. Allein das änderte Hölderlin dann. Ebenso strich er den zuerst hingetzten Fortgang bei V. 27:

Nun fleugst du herab
Zu himmlischen Wundern
Hold und majestätisch herab! —
Schon mildert den tötenden Blick
Der Heroe.
Schon staunt er die Mädchen am Feste
Trunkener an.
Ihn spornt in Schlachten die Liebe
Ihn zieht zum lockichten Nacken
Die zaubrische Liebe zurück.
Mit dem Schwerte gräbt der Heroe
Das goldne Gelock in den Schild.
Sein Siegeslohn ist Lächeln der Holdin
Und seiner Stimme Donner Gesang.

Und er vermied durch diese Streichung (außer anderm, wovon noch zu sprechen sein wird) die Berührung mit dem Gedanken der Milde rung der Sitten durch den Geist der Kunst, der auch Schillers Gedicht 'Die Künstler' (erschien März 1789) weithin beherrscht. — In dessen andere bedeutende Abhängigkeiten bleiben bestehen. Herderisch ist der Grundgedanke des Ganzen: das geschichtliche Erschei nen des griechischen Volksgenius als „erstgeborenen“ (das ist „voll berechtigten“) Sprößlings der Natur, die Unvergleichlichkeit dieses Spätlings mit den Volksgenien des Orients: China, Indien, den Völkern des Zweistromlands, Hebräern, Phöniziern, Ägyptern, jenen „Völker beherrschern“, jenen „Angebeteten allen“². Und so lassen sich auch die Mächte, die den neuen Gott an der Wiege weihen, Gefahr, Freiheit und Freude unschwer aus dem geistigen Ideengut der Zeit herleiten:

¹ Ges. Werke, Hamburg 1820 ff., Bd. 4, S. 43.

² Man vergleiche etwa Herders damals nicht lange erschienene (April 1787) 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit', III. Teil, Buch 11—13.

auf die Freiheit vor allem hatte schon Winckelmann die zum Erstauen herrliche Entfaltung der griechischen Natur zurückgeführt¹. — Auch wenn in dem Gedicht vor allem Orpheus und Homer als Zeugen für die erste große Wirkung des Griechengeistes angeführt sind, so tritt eben dieses Paar, der Urweise und Geber heiliger Mythen und der Dichter, der „der Dichter“ heißt, als die Archegeten des Griechengeistes damals oft auf². Hier spielt sogar deutlich Gelehrtes hinein: „Du kommst und Orpheus Liebe schwebet empor zum Auge der Welt“, nämlich der Sonne. Dafür reicht nicht aus, daß Orpheus von Apollon im Lyraspiel unterwiesen wurde. Doch gibt es eine Tradition, nach der Orpheus den Helios als Größten unter den Göttern achtete und in der Frühe auf dem Pangaiongebirge seinen Ausgang erwartete, um ihn zuerst zu sehen³. Und auch die orphischen Hieroi Logoi bezeugen noch eine besondere Verehrung des Apollon als Sonnengottes in späteren Orphikerkreisen⁴. Daß Hölderlin um diese Dinge wußte, vielleicht durch die Vermittlung des gelehrten Conz, sagt er uns selbst. Er schreibt in der Magisterarbeit 'Geschichte der schönen Künste unter den Griechen' von Orpheus (Hellingrath VI 164): „Seine Hymnen, wie der auf die Sonne⁵, scheinen noch das Gepräge des Orientalismus zu haben, wenigstens eine entfernte Wirkung des Sonnendienstes und einiger anderen dahin gehörigen Ursachen zu sein.“ Die enge Beziehung zwischen der Erwähnung des Orpheus in unserm Gedicht und dieser Stelle der Magisterarbeit vom September 1790 sichert den Ansatz des Gedichtes in den Spätherbst 1790. — Auch der „trunkene Mäonide“, so nahe die Vorstellung der „Trunkenheit“ Hölderlin längst lag, verrät eine unmittelbare Beziehung auf Stolberg, der dort, wo er in seinem Kleinen Drama 'Der Säugling' das neugeborene Homerkind von den Göttern beschenken läßt, dem Dionysos die Worte in den Mund legt: „Dein Blick sei trunken! Trunken sei dein

¹ Die Freiheit zudem in Stolbergs Homerhymnus 1773 — Gefahr: öfter bei Stolberg, und so schon Hölderlin, Zornige Sehnsucht Vers 7. — Zur Freude: Franz Schultz, 'Die Göttin Freude. Zur Geistes- und Ideengeschichte des 18. Jhs.', Jb. d. Fr. Dtsch. Hochst., Frankf./M. 1926, 3 ff.

² Z. B. Herder, Volkslieder, 2. Teil von 1779, Einleitung; Ideen, 13. Buch, 2. Suphan, 14. Bd., 100 ff.; Fr. L. Stolberg, Bd. 4, S. 273, 278. Zugrunde liegt vor allem Platon, Apologie 41 A, Ion 536 B.

³ Ps. Eratost. 24 p. 140 Rob., Otto Kern, Orphicorum Fragmenta, Berlin 1922, Testim. 113. — So, wie ich nachträglich bemerke, schon A. Beck, Hölderlin und Fr. L. Graf zu Stolberg, Iduna 1, 1944, 103 Anm. 1.

⁴ Otto Kern, Orph. Fragm. Fr. 62, 96, 212, 236.

⁵ Z. B. Orphei Hymni ed. W. Quandt, Berlin 1941, S. 8, Nr. 8.

Herz“¹. Die für das gesamte Homerbild Hölderlins bedeutungsvollste dieser Beziehungen liegt in dem Gürtel Aphroditens, den Homer „ersieht“. Zwar war man damals mit diesem Aphroditengürtel, den bei Homer sich Hera von Kypris ausleiht², leicht bei der Hand, wenn man die Zaubervirkung der Liebe und Schönheit im Bilde fassen wollte. Er taucht in Schillers 'Göttern Griechenlands' („des Reizes heiligen Gürtel“), in seinem Gedicht 'Die Künstler' („der Anmut Gürtel umgewunden“, „der Schönheit goldnen Gürtel“), ferner bei Conz auf³: „Griechenland: ... auf das die homerische Venus aus ihrem ewigen Gürtel alle Reize verschwendet zu haben scheint“, stammt in der Hymne Hölderlins jedoch, wie man schon mehrfach gesehen hat, aus Heinses Ardinghello⁴: „Und die Liebe ward geboren, der süße Genuß aller Naturen für einander, der schönste, älteste und jüngste der Götter, von Uranien, der glänzenden Jungfrau, deren Zaubergürtel das Weltall in tobendem Entzücken zusammenhält.“ Dieser Satz Heinses und sein ganzer Zusammenhang, eine Weltentstehungslehre, in der die verschiedensten antiken Vorstellungen: Platon, Hesiod, Empedokles, Orphisches im Sinne des seit der Renaissance herrschenden philosophisch-mythologischen Synkretismus vereinigt sind, hat sich dem jungen Hölderlin tief eingepreßt. Sein Gedicht: 'Melodie an Lyda' (etwa aus der gleichen Zeit wie unsere Hymne) beginnt und endet mit diesem Weltgürtel der Aphrodite: „Lyda, sieh! zauberisch umwunden hält das All der Liebe Schöpferband“; die 'Hymne an die Göttin der Harmonie' führt Heinses Satz als Motto und führt ihn durch. Wir werden noch sehen, was es damit für Hölderlins Homerbild auf sich hat, wenn Homer bei ihm diesen Gürtel Aphroditens, und das ist eben auch: Uranias, „ersieht“. Für jetzt sei nur, um diese gelehrten Dinge abzuschließen, so viel bemerkt, daß irgend jemand (ich habe noch nicht herausbringen können, wer) den einfachen Liebreizgürtel der homerischen Aphrodite als Gürtel jener großen Himmelskönigin Urania, die Aphrodite von ihrem asiatischen Uranfang her gewesen ist⁵, mit dem leuchtenden Bande gleichgesetzt hat, das sich als Milchstraße um den Himmel zieht. Jedenfalls wirkte hier Platon nach, der Aphrodite-Urania als Mutter des Liebesgottes im 'Gastmahl' kennt⁶ und im letzten Buch des Staates wieder schildert, wie die Seelen im himmlischen Ort an eine Stelle

¹ A. Beck, Iduna 1, 1944, 103.

² Ilias 14, 214 ff.

³ Kerber, Philologus 1925, 6, Anm. 28. ⁴ Leipzig 1924, S. 283.

⁵ Vgl. M. P. Nilson, Geschichte der griech. Religion I 1941, 490.

⁶ 180 D.

kommen, „wo sie ein gerades Lichtband sahen, das sich über den ganzen Himmel und die Erde spannte“. Mitten über das Lichtband hin seien die Enden der den Himmel zusammenhaltenden Reifen gespannt, denn es sei dieses Licht das *Band des Himmels* (*σύνδεσμος τοῦ οὐρανοῦ*), das ähnlich den *Gurten bei Kriegsschiffen* den ganzen Umlauf des Himmels *zusammenhalte* (*συνέχειν*)¹. Dieses, das All zusammenhaltende Band, ein „Wesenband der Liebe“, „ersieht“ Homer bei Hölderlin. 1775 hatte Fr. L. Stolberg in seinem ‚Homer-Hymnus an Vater Bodmer‘ von dem „sonnenbesäeten Gürtel der Nacht, tönend in himmlischen Harmonien“ gesungen².

Mit diesen Abhängigkeiten und Einflüssen, die die vielfältige Verflochtenheit der Hymne des jungen Hölderlin mit Formen und Ideen der Zeit erkennen lassen, ist über das, was das Gedicht an sich selber ist, freilich noch nichts entschieden. Diese Frage ist zunächst eine Frage der Form. Das Gedicht ist eine Hymne. Es stellt sich in die vielfältige Hymnendichtung der Zeit — und scheidet sich von ihr auch wieder, insofern es das Wesen des Hymnos überraschend in sehr ursprünglicher Weise neu erfüllt.

Die Hymne, wie sie Hölderlin vor allem in Beispielen Fr. L. Stolbergs und Schillers gegeben war, befolgt einen durchsichtigen Typus. Das Wesen, dem der Preis gilt, wird angerufen (Epiklese), oder auch: der Dichter ruft eine Gemeinde, die „Freunde“, „Brüder“ usw., zum gemeinsamen Lobpreis auf. Dann folgt, im einzelnen verschieden abgewandelt, die preisende Aufzählung der Kräfte und Vorzüge (*δυνάμεις, ἀρεταί*) des besungenen Wesens (Aretalogie). Hier, in der Aretalogie, ist zumal der Ort, wo bereits seit den Griechen Raum ist für eine vielfältige Wesensspekulation. Schillers ‚Lied an die Freude‘ (1785), seine ‚Götter Griechenlands‘ (1788) wie neben manchem anderen der Art Stolbergs Homerhymne an Vater Bodmer, die Hölderlin zumal vor Augen stand³, halten sich an diesen Grundtypus in verschiedener Weise. Hölderlin selbst hatte in seinem ‚Lied der Liebe‘, der ‚Melodie an Lyda‘ ihn gerade auch befolgt. Auch die ‚Hymne an den Genius Griechenlands‘ bringt Epiklese und Aretalogie, jedoch das beherrscht nicht die Gesamtform der Hymne. Das Gedicht als Ganzes ist Schilderung eines *Ereignisses*. Es schildert das Kommen, die *Epiphanie des neuen Gottes*.

Das Kommen, „Herabsteigen“ vom Olymp, umreißt die erste Versgruppe (1—8). „Da steigst du herab“, hieß es in Hölderlins erster

¹ Staat 616 b, c. ² Bd. 1, 120.

³ A. Beck, Iduna I, 1944, 101 ff.

Niederschrift am Anfang, und diese konkrete Form, die das Mitdabeisein Zuschauender spüren läßt, hielt er statt dem endgültigen „schwebst du herab“ noch fest, als er den „Jubel“ an den Anfang setzte. Dann erhebt sich mit der zweiten Versgruppe (9—14) der Preis der Unvergleichlichkeit des Neugekommenen allen früheren Volksgenien gegenüber. Die dritte Gruppe (15—21) führt dann zur Geburt des Gottes zurück; und ganz wie Griechengötter, ein Apollon, ein Hermes, gleich nach der Geburt auch schon herangewachsen sind und einen bedeutungsvollen Spruch oder eine gültige, stiftende Tat tun¹, so folgte auch hier in Hölderlins erster Fassung jene erste Ansprache des Genius an die Göttinnen Freiheit und Gefahr.

Die nächste Versgruppe fährt in der Geschichte des neuen Gottes fort. Griechenland trat spät in den Kreis der Völker ein (darin der Jungfrau Germania in der späten Hymne verwandt): ein Später, lange Säumender war Griechenlands Gott. Die erste Form betonte die „Jahrtausende“ dieses Säumens. Freilich jener Genius „schlummerte und träumte“ nicht, wie jene „stillste Tochter Gottes“². Er „dachte die Schöpfungen“, er sah wie Gewölk — Symbol des noch nicht Wirklichten oder nicht mehr Wirklichen — die künftigen Griechengeschlechter am Olymp vorbeiziehen.

Hier wandte sich in der ersten Niederschrift der Gedanke bereits wieder der Epiphanie des Gottes zu: „Nun fliegst du herab . . .“, und die Schilderung der Wirkung des gekommenen Gottes folgte: Milderung des Heroen durch „zaubrische Liebe“, Verwandlung seiner, des Kriegers, Stimme in Gesang. Womit denn auch der Weg betreten war, der stracks zu den beiden Sängern, Orpheus und Homer, als schönsten Zeugen des neuen Gottes führte. Allein Hölderlin strich diese Wiederaufnahme der Schilderung des Kommens des Gottes wieder („Nun fliegst du herab . . .“) oder richtiger: schob sie hinaus (Vers 36: „Du kommst . . .“) und fügte, zunächst bei der Lebensgeschichte des jungen Gottes im Olymp verweilend, eine besondere Szene ein. Götterversammlung im Olymp. Der neue Gott gibt kund, was Grund und Wesen seines Wirkens sein soll: sein Reich auf Liebe gegründet. Staunen der Olympier. Zeus nickt Gewährung. — Es ist eine Szene, die uns nicht nur zu den Götterversammlungen der Ilias, dem berühmten Gewährung-Nicken des göttlichen Hauptes im ersten Buch des Achillesepos führt: auch in den Kreis der echten alten Götterhymnen weist die Szene, und so gibt im Homerischen Apollon-

¹ Vgl. Homer. Apollonhymnus 127, Hermeshymnus 20 ff.

² Germanien V. 65, Hellingrath 4, 183.

hymnus (131) der junge Apollon feierlich kund, was seines Amtes sein soll: „Mein soll die Kithara sein und der krumme Bogen und künden werde ich den Menschen Zeus' untrüglichen Ratschluß. So sprach er, und alle unsterblichen Götter staunten. . . .“

Man kann es der neuen Großen Stuttgarter Ausgabe nicht genug danken, daß sie in solche Entstehungsgänge Hölderlinischer Gedichte wie auch diesen hier vorliegenden Einblick gibt. Erst während der Niederschrift, und zwar bereits *während* der weiteren Schilderung der Epiphanie des Gottes, kam in Hölderlin das Bild dieses Auftretens des Gottes im Olymp herauf. Er hatte zuvor bereits den Gott in der Wiege zu Freiheit und Gefahr einen für sein Wesen bedeutungsvollen Spruch tun lassen. Doch ein solcher Spruch fiel wuchtiger und bedeutungsvoller im Kreis der versammelten Götter im Olymp, vom Staunen der Götter begleitet, von Zeus selbst bestätigt. Das Wort des Gottes in der Wiege mußte nun freilich weichen, und so auch die allzu nahe Berührung mit der Wendung Stolbergs; die Szene an der Wiege wurde zusammengezogen und zu einer Besenkung des jungen Gottes herabgedämpft, der selbst nicht redend hervortritt. Für das Gedicht als Ganzes aber wurde so Entscheidendes gewonnen. Ein Mittelpunkt von plastischer Kraft und großer Würde. Nun trat auch der Begriff der Liebe voll in die Mitte, während er zuvor neben Gefahr, Freiheit und Freude nur mitging, dem humanitär-genetischen Gedanken der Milderung des Heroen untergeordnet, der nun auch durchaus weichen mußte. Auf den Gedanken der Liebe wurde einzig nun die Wirkung jener Epiphanie des neuen Gottes gestellt, bezeugt durch die beiden griechischen Urweisen, Orpheus und Homer.

Die besondere Form der 'Hymne an den Genius Griechenlands' und mehr noch: die besondere Kraft dieses Gedichtes beruht darauf, daß hier einmal die längst zur literarischen Form gewordene „Hymne“ in den ursprünglichen „Hymnos“ zurückverwandelt wird. Zu diesem eben gehört: Kommen des Gottes, Geburtsgeschichte, Kundgabe seines Wollens und Wesens, Staunen der beiwohnenden Götter¹, Antritt seiner Sendung. Auch hier Epiklese, Aretalogie, jedoch nicht in der Form einer von Gefühlsfluten umspülten poetisierten Aufzählung, in der das gedankliche Element doch vorwiegt, sondern statt dessen: *heilige Geschichte*. Begreiflich, daß der Versuch des Dichters, auch diesen Hymnus in Reimstrophen von Schillers Art umzugießen, nicht gelingen konnte.

¹ Das Staunen der Götter bei Hölderlin weitergebildet wieder in der Hymne 'Germanien': „Und endlich ward ein Staunen weit im Himmel, weil Eines groß an Glauben wie sie selbst, die segnende, die Macht der Höhe sei.“

Jubel! aus Kronions Hallen
Schwebst auf Aganippens Flur
Du im strahlenden Gefieder
Hold und majestätisch nieder
Erstgeborner der Natur
Schönster von den Brüdern allen!

Bei Olympos güldnen Thronen!
Bei der Göttlichen, die dich gebar
Was auch Hohes ist und war
In der Menschheit weiten Regionen,
Was auch je erstarkt und siegesreich
Angebetet von der Völker Zungen
Deiner Brüder sich emporgeschwungen
Keiner, keiner ist dir gleich.

Wie unwirklich und unnötig nimmt sich diese Form in ihrer, durch den Reim unterstützten glatten Beweglichkeit, ihren schmuckhaften Zerdehnungen neben der in aller hymnischen Ekstase hart bezeichnenden Strenge der freien Rhythmen Hölderlins aus. Auch von Stolbergs im Grunde verschwimmender Emphase seiner ständigen Wiederholungen ist diese Sprache in ihrem Wesen bereits weit entfernt. Es scheint eine tiefere in der Sache liegende Notwendigkeit hat es nicht zugelassen, daß Hölderlin, er mochte sich mühen wie er wollte, mit dieser Hymne in den Weg Schillers einbog. Man hat sie mit Recht „sehr schillerfern“ genannt¹. Was Hölderlin mit ihr schon damals erreicht hatte, war etwas, das den Möglichkeiten Schillers fern lag, und auch über Hölderlins ganze Jugenddichtung, soweit ich sehe, weit hinausgeht: *Gestaltung von Situation, Mythgestaltung*². Nicht so sehr wegen des schon beiläufig aufgewiesenen motivischen Vorklanks zu der späten Hymne 'Germanien', vor allem wegen dieser Gestaltung des Mythos des kommenden Gottes muß uns die Hymne als ein versprengter Vorläufer der späten Dichtung Hölderlins bedeutsam sein: schon hier Gestaltung göttlicher, wesenthüllender und zukunfts-offenbarer Geschichte³.

¹ K. Hildebrandt, Hölderlin, Stuttgart 1943, 15.

² Ein bemerkenswerter Vorklang findet sich im 'Ende einer Gedichtfolge auf Gustav Adolf' (Sommer 1789): Preis Gustav Adolfs im Himmel durch — J e h o v a am Tage des jüngsten Gerichts (das Hölderlin in der Jugenddichtung mehrfach beschäftigt): „ . . . So spricht Jehova, und die Myriaden / Versammler erheben ihre Häupter / Und breiten ihre Arme gegen Gustav aus / Und jubeln: Amen! herrlich ist sein Lohn.“ Vermittler einer solchen ins Biblische übersetzten, letztlich homerischen „Götterversammlung“ war für Hölderlin damals wohl Klopstocks Messias mit seinen Himmelsszenen.

³ Ich komme also auf dem Weg der Formbetrachtung auf ein Ergebnis hinaus,

Wie aber ist Hölderlin damals zu einem solchen Gedicht gekommen? Daß es in seiner Jugendliturgie insofern Epoche macht, als von nun an die griechischen Vorstellungen immer mehr über sein Dichten Macht gewinnen, hat man gesehen¹. Nun zeigte sich, mit welcher in der Jugendliturgie beispiellosen Plastik es göttliche Geschichte gestaltet. Macht man so etwas? Macht so etwas sich selbst? Oder ist hier nicht der Fall gegeben, daß das dichterische Wort darum so Kraft gewinnt, weil es lediglich *bezeugt*? Mit andern Worten: haben wir in der Hymne nicht eben ein *Dokument* in Händen, Dokument eines *Geschehens im Leben Hölderlins*, das für ihn selbst so viel wie die Epiphanie des Griechengenius und so den Durchbruch zu Homer bedeutet hat?

Kennengelernt hatte Hölderlin den Homer wohl schon in der Klosterschule zu Denkendorf, wo man auch Griechisch trieb. Vermutlich zu Maulbronn machte er die Prosaübersetzung der beiden ersten Bücher der Ilias — alles andere als eine Schülerarbeit² und auf diesen Blättern künftig noch zu würdigen. Andeutungen in den ersten Versuchen zum Hyperion wie auch in der metrischen Fassung weisen auf eine Zeit in Hölderlins eigener Jugend, wo der „fromme Mäonide sein junges Herz gewonnen hatte“, doch „auch von ihm und seinen Göttern sei er dann abgefallen“³. Hier scheint der „Abfall“ auf die Zeit der ersten beiden Tübinger Jahre zu gehen, wo insbesondere das Gedicht 'Einst und Jetzt' (von 1789) dem verlorenen Zustand der Einfachheit und Unschuld im Umgang mit der Natur nun die Verzweiflung des „Einsamen“, an seine „Zelle“ Gebundenen, „Verachteten“ entgegenstellt. Jedoch auch in Tübingen, wo Hölderlin als ausgezeichnete Hellenist und „fermer Grieche“ galt, wurde zusammen mit den Freunden Neuffer und Magenau viel Homer getrieben⁴. Allein, so ernsthaft auch diese Homerbeschäftigung für Hölderlin damals gewesen sein muß: in jenen inneren Lebensbezirk, wo ihm seine Ge-

das dem nicht fernsteht, was vortrefflich A. Beck betont: wie mit Hölderlins 'Hymne an den Genius Griechenlands', so nahe sie in Einzelheiten Stolberg steht, doch „der geistige Raum des Hainbündlers überschritten und der erste Grundriß eines Welt- und Geschichtsbildes gezeichnet war, das erst der späte und reife Hölderlin ausführen sollte“, Iduna I, 1944, 104.

¹ Böhm I 41 ff.

² Vgl. L. v. Pigenot, Hölderlin, Homers Iliade, Berlin 1922; Kerber, Philologus 1925, 59 ff.

³ Kerber S. 4; Beißner, Iduna I, 1944, 63.

⁴ Vgl. die Elegie Neuffers, Hellingrath VI 1923, 231.

dichte keimten, wirkte das alles damals nicht hinein. Zwar läßt sich in dieser Jugendliturgie, die noch voll unter der Herrschaft der Bibel, dann vor allem Klopstocks steht¹, deutlich beobachten, wie sich hier bereits eben die Formen abzeichnen, die sich später mit den griechischen Symbolen vermählen werden — Beweis genug, wie das Genie im Grunde nicht *wird* und sich *entwickelt*, sondern von jeher *ist* und sich *entfaltet*. Jedoch, wenn in der 'Tek' die Natur als etwas Heilig-Lebendiges empfunden wird, so steht sie unter dem „Segen des Herrn“. Jehova, Eloa und auch wieder Mana, Tuisko und Walhalla, Biblisches und Klopstockisch-Germanisches stehen an der Stelle, die einmal Zeus, Helios, Apollon und der Olymp einnehmen werden. Treten weiter solche im Grunde griechischen Vorstellungen wie „Männervollkommenheit“, „Vollendung“, „Ehre“ und vor allem „Lorbeer“ (Ruhm) auf, so sind es feurig ergriffene Hochziele, doch noch nicht Daseinsmächte, Gestalten, Genien, Götter. Die „Helden“, deren Vorbild den jungen Hölderlin begeistern, sind Prinz Eugen, Karl XII., Gustav Adolf, Kepler, Klopstock, Thill. Und ruht sein Auge damals sehnsuchtsvoll schwermütig auf den „Resten der Vergangenheit“, so sind diese Reste noch nicht Stücke geborstenen Marmors, sondern die Trümmer deutscher Ritterburgen. Die ersten griechischen Dinge, nur einzelne Wörter, treten erst seit Anfang 1790 verstreut im 'Lied der Freundschaft'², 'An die Stille'³ und in der 'Hymne an die Unsterblichkeit'⁴ auf. Das ist die Gruppe der Gedichte, die bereits auf unsere Hymne führen und in denen gegen das Frühere ein neuer Ton vernehmbar ist.

Nach diesen Spuren möchte der Biograph vermuten, daß sich jene „Epiphanie“ des griechischen Genius für Hölderlin in Tübingen im Sommer und Herbst 1790 ereignet und nach der Magisterprüfung im Winter 1790/91 vollendet haben muß. Ein äußeres Zeugnis dafür ist jener seltsam offenverhüllte Brief an die Mutter vom Februar 1791⁵, in dem der Sohn davon spricht, wie ihn das Studium der „Weltweisheit“, insbesondere der „Beweise der Vernunft für das Dasein Gottes“ auf einige Zeit „auf Gedanken führte“, die die Mutter „vielleicht unruhig gemacht hätten, wenn sie davon gewußt hätte“. Er läßt durchblicken, daß ihm jene Beweise nun untauglich erscheinen, und spricht

¹ R. Grosch, Die Jugendliturgie Hölderlins, Diss. Berlin 1899.

² Chronos, Elysens Herrlichkeit, Lyäus' Reben.

³ Hades, Chaos.

⁴ Chaos, Helios.

⁵ Hellingrath I 254 ff.

von seinem Studium von Schriften über und von Spinoza. Das geht auf jene gemeinsam mit den neuen Freunden dieses Winters, Hegel und Schelling, neben Kant und Platon betriebene Lektüre von Jacobis Briefen über die Lehre des Spinoza, aus denen wir noch die Exzerpte Hölderlins besitzen, darunter eines Worts von Lessing, das den „orthodoxen Begriffen von der Gottheit“ jenes *Hen kai Pan* entgegengestellt: „Anderes wußte er nichts“¹.

Das Jahr 1790 war das bedeutungsvolle Jahr, in dem sich Hölderlin mehr und mehr von den theologischen Doktrinen zu lösen begann, die ihn bisher umgaben. Die Macht aber, die diese Lösung in ihm vollendete (denn stets bedarf es zu solcher Loslösung von dem Anerkannten und Frühgewohnten einer echten, neugespürten Macht), war jene Einsicht in das *Hen kai Pan* oder zu Deutsch: das neue Innwerden des einigen Allgeists des Natur. Noch das Thaliafragment des Hyperion spiegelt dieses persönliche Geschehen in Hölderlin in dichterischer Klärung und Straffung deutlich genug wieder. „Über den ehrwürdigen Produkten des altgriechischen Tiefsinns brütet' ich Tage und Nächte. Ich flüchtete mich in ihre Abgezogenheit von allem Lebendigen“². Dann aber zog „ein rätselhaft Verlangen“ ihn fort. Er ging hinaus. Es war ein stiller Herbsttag. Und da geschah es ihm in einem Kreis von Platanen, an einer Stelle, die ihm immer heilig gewesen, als er dort saß und umherging — es war schon Abend geworden und kein Laut regte sich rings umher: „Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen: 'warum liebst du nicht m i c h?'. Da ward ich, was ich jetzt bin . . . die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnisvoller“. — „Komm, o Sohn! der süßen Schöpfungsstunde / Auserwählter, komm und liebe mich . . . Aber liebe, liebe mich, o Sohn“ ist das Wort jener großen „Königin der Welt“ Urania, der Hölderlin eben um die Zeit der 'Hymne an den Genius Griechenlands' die andere große Hymne schrieb, der er das Wort des Ardinghello von Urania mit ihrem Zaubergürtel zum Motto gab und mit der er jenen großen Tübinger Hymnenzyklus eröffnete, der mit den Gedichten an Muse, Freiheit, Menschheit, Schönheit, Freundschaft, Liebe, Kühnheit und den Genius der Jugend fast alle jene „hohen Begriffe“ (man kann auch sagen: Daseinsmächte, Genien, Götter) entfaltete, die Winckelmann einst in der Jugend in

¹ Hellingrath III 1922, 231; W. Betzendörfer, Hölderlins Studienjahre im Tübinger Stift, Heilbronn 1922, 105; Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung⁸ 1922, 358 ff.

² Hellingrath II 80.

seinem Homer gefunden hatte¹. Jene 'Hymne an die Göttin der Harmonie' hatte Hölderlin ursprünglich 'An die Wahrheit' überschrieben und er setzte später in seinem Handexemplar über sie die Worte: „Geist der Natur“². Wirklich ist das, was dieses Gedicht behandelt, eben Urania, der Allgeist des Seienden in seiner großen Einheit, der sich sowohl unter dem Titel „Wahrheit“ (wie in Schillers 'Künstlern'), wie auch unter dem Titel der alles zusammenhaltenden „Harmonie“ begreifen läßt: „Harmonie“ eben ist es, deren „festem Verließ der kuglige Weltball eingefügt ist“ — nach dem Griechen Empedokles³. Der lebendige Inbegriff dieses Allgeistes, jenes „Einige und Einigende“, das Hölderlin später einmal Gott nennt⁴, ist, mit anderem Namen, die Liebe. Sie ließ, wie Hölderlin in der Hymne an die Harmonie nach jener Kosmogonie des Heinseschen Ardinghello dichtet⁵, die „wilden Elemente“ liebend sich vereinigen, läßt aus dem Chaos den Kosmos und schließlich ihn, den Menschen als der „Göttin Sohn“ hervorgehen, an den nun jene Mahnung der Göttin geht, der „Liebe großen Bund zu stiften“: „. . . aber liebe, liebe mich, o Sohn“. —

Von dieser das All durchwirkenden, das All zusammenhaltenden Liebe war in Hölderlins ganzer Jugenddichtung bisher noch nichts zu spüren. Der junge Hölderlin kennt, wenn ich recht sehe, die Liebe in der Jugenddichtung — von dem Johanneischen „Gott ist die Liebe“ abgesehen⁶ — nur in der Gestalt der *Philia*⁷ und vor allem des *Eros* als Ehr- und Ruhmbegierde, Aufwärtstrachten, Streben nach Vollendung⁸. Und wenn auf der andern Seite sich früh in ihm schon das Gefühl des glückseligen Aufgehobenseins in der Natur geregt hat, so deutete sich ihm dies vielleicht im Geist der „Stille“, doch damals noch nicht als „Liebe“, „Sympathie“⁹. Unvermittelt stimmt Hölderlin ihr jetzt im 'Lied der Liebe' (vom April 1790 in der ersten Fassung) das erste Preis-

¹ Vgl. Winckelmann und Homer, Leipzig 1941, 21 und passim.

² Beißner, Iduna 1944, 77.

³ Frgm. 27 Diels.

⁴ An den Bruder aus Hauptwil 1801, Hellingrath V 307.

⁵ Der *g a n z e* Zusammenhang des Ardinghello, aus dem das Motto genommen ist, hat Hölderlins Hymne weitgehend beeinflusst, wie mit Händen zu greifen ist (anders Th. Reuß, Heinse und Hölderlin, Diss. Tübingen 1906, 5).

⁶ 'Bücher der Zeiten' V. 119; unmittelbares Vorbild war wohl die „Stimme des Ewigen“: „Gott ist die Liebe“ in Klopstocks Messias, Buch 1.

⁷ 'Lied der Freundschaft' 39; 'Tag der Freundschaftsfeier' 84, 132; 'Tek' 76; 'Burg Tübingen' 35.

⁸ 'Lied der Freundschaft' 26, 34; 'Weisheit des Traurers' 42; 'Gedichtfolge auf Gustav Adolf' 33; besonders 'An die Vollendung' 14, 20.

⁹ Ich verweise etwa auf 'Die Tek', das Gedicht 'Die Stille' von 1788, 'Auf einer

lied an, das die Wirkung der Liebe durch alle Schichten und Stufen der Natur, im einzelnen auch noch mit Worten der bisherigen Vorstellungswelten, bis zum „Gott der Götter“ hinauf und zum Tage des „Gerichts“ verfolgt und scharf bezeichnend auch sagt, was sie ist: das „hohe Wesenband“¹. ‘Melodie an Lyda’ (vom Herbst 1790) bildet diesen Gedanken in der besonderen Richtung fort, daß durch alle Schichten der Welt hindurch Laut, Ton und Melodie Ausdruck von Seelensympathien und also der allzusammenhaltenden Liebe ist. Das Ardinghello-Motto wirkt schon hier hinein:

Lyda, siehe! zauberisch umwunden
Hält das All der Liebe Schöpferhand.

In ‘Meine Genesung, an Lyda’ ist ausdrücklich von der „Verwandlung“ die Rede, die für ihn nun über die Welt kam:

In Entzückungen verloren
Staun’ ich die Verwandlung an!
Flur und Hain ist neugeboren
Göttlich strahlt der Lenz heran.

Hier ahnen wir, wie in das Innewerden der großen Alliebe in der Natur die neue Liebe zu Elise Leuret hineinwirkte und das umfassende Erfahren des Göttlich-Allgemeinen in Hölderlin ihm auch in seinem Persönlichsten begegnete. Jedoch ob Elise-Lyda, ob Melite (wie im Hyperion-Fragment): jene Weltverwandlung durch das Innewerden der Liebe als der Grundkraft der Natur geht durch. Auch jenes Bruchstück ‘An Lyda’ bezeugt sie, welches auf demselben Blatt wie unsere ‘Hymne an den Genius Griechenlands’ steht:

Thal’ und Haine lachten neugeboren
Wo ich wallte, trank ich Göttlichkeit

Haide geschrieben’ usw. — Bedeutungsvoll vor allem im Gedicht ‘Die Meinige’ die Strophe 121 ff., wo er von einem mit dem Bruder Carl am Neckarstrand verlebten Abend spricht:

Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durchs Herz; und plötzlich scherzt ich nimmer,
Bebend lispelt’ ich: Wir wollen beten! usw.

Die Szene ist ein früher Vorklang jenes im Thalia-Fragment geschilderten Erlebnisses der Heiligkeit der Natur, damals bezogen auf den „lieben Gott“, zu dem er „Abba“ sagte.

¹ Das wäre griechisch, etwa *σύνδεσμος τῶν ὄντων* oder eben einfach *ἀρμονία* im Sinne des alten Empedokles.

.....
Stolzer ward und edler das Verlangen
Als mein Geist der Liebe Kraft erschwang,
Myriaden wäht’ ich zu umfassen
Wenn ich Liebe, trunken Liebe sang.

Worauf wir nach allem hinauskommen, das ist dieses: In einer nicht weiter auflösbaren Verflechtung verschiedener Wirkungen, des Persönlichsten wie Geistigsten, einem nicht näher bestimmbar Ineinandergreifen von Daimon und Tyche geschah es, daß Hölderlin im Lauf jenes Jahres 1790 der Natur in ihrer göttlichen Allheit und Einigkeit in einer neuen, tiefbewegenden Weise inne wurde. Die weltschöpferische, welterhaltende Gewalt der Liebe tat sich vor ihm auf. Es war wie eine Verwandlung, Erneuerung, eine neuerrungene Heiligung der Welt. Nun prägte jenes *Hen kai Pan* sich tief seinem Gefühl ein. Jene Kosmogonie des Ardinghello wurde für ihn zum Grundtext des Neu-Erlebten, den er in den Dichtungen dieser Zeit mehrfach befolgte¹. Nun geschah es auch, daß ihm, dem in den griechischen Dingen längst so Firmen, der Genius Griechenlands wirklich erschien und sich als der darstellte, der im Olymp vor Zeus und allen Göttern einst sein Reich auf Liebe zu begründen beschlossen hatte. Auf einem Umweg, wie so oft bei unwillkürlich schöpferischen Menschen, gelangte Hölderlin in den Besitz dessen, was er im Grund schon hatte. Das griechische Wesen, bisher für ihn ein verehrtes und geliebtes Bildungsgut, ergriff ihn nun mit lebenbestimmender Gewalt. Und die griechischen Daseinsmächte gewannen Macht über seine Dichtung, die fortan nicht mehr Jugendschöpfung, sondern Werk war. Der große Tübinger Hymnenzyklus ist die erste Entfaltung des so Ergriffenen. Von ihm aus, der durchaus nicht nach bloßen Begriffs- und Denkbildern, sondern bereits tiefgespürten Welt- und Daseinsmächten greift, wird der Weg weitergehen bis dahin, wo der deutsche Dichter die Götter wieder mit einer neuen, zweiten Einfalt und Unschuld spüren, kennen und sie auch mit Namen nennen wird. Dann wird er rückblickend sagen:

O all ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

¹ In der dann im Ardinghello folgenden griechischen Doxographie (im Gespräch zwischen Demetri und Ardinghello) fand er auch das „Eins ist Alles, und Alles Eins“ ausdrücklich wieder.

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.

Doch kann' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt . . .
.....
Im Arme der Götter wuchs ich groß.

(„Da ich ein Knabe war . . .“ Ende der Frankfurter Jahre.)

Die 'Hymne an den Genius Griechenlands' gehört als das Dokument des ersten, freilich noch tastenden Nennens eben des Griechengenius als ganzen an den Beginn dieser neuen Epoche. So bildet sie für eine Gliederung von Hölderlins Leben wie Werk den ersten, kräftig abhebenden Markstein. Sie gehört als die Eröffnung jenes Hymnenzyklus an seine Spitze¹. Was sie in ein einziges Bild faßt, legt dieser dann vielfältig auseinander. Und bedeutungsvoll erscheint in ihr Homer.

3.

Wir stehen wieder vor dem Bild Homers, wie Hölderlin es in der Hymne sieht. Der Liebende, der Trunkene! Gewiß so und nicht anders mußte der Dichter des griechischen Anfangs dem jungen Hölderlin damals erscheinen, da er ihn im Zusammenhang mit jener Epiphanie des Griechengeistes sah, der sein Reich auf Liebe gründete: Liebe als den lebendigen Inbegriff des Einigen und Einigenden der Natur. Jedoch, indem wir *diesen* Begriff der Liebe aus den verwandten Dichtungen Hölderlins herausentwickelt haben, sind wir auch schon genug davor gewarnt, daß wir dieses Homerbild Hölderlins als eine lediglich persönlich bedingte Rückspiegelung aus rein modernem Empfinden betrachten und beiseite tun. Die Liebe, welche Hölderlin hier meint, ist im Wesen weder „christlich“ noch „germanisch“; sie ist, so sehr beides hineinspielt, im Wesen griechische „Sympatheia“². Zwar

¹ Dieser Sachverhalt scheint sich bisher noch wenig eingepreßt zu haben. So konnte Lehmann noch 1922 meinen, die Hymne gehöre einer Zeit an, wo Hölderlin den Plan zu dem „philosophischen“ Hymnenzyklus noch nicht gefaßt hatte (Hölderlins Lyrik S. 57). In der Inselausgabe nach Zinkernagel ist die Hymne als letztes Stück der „Jugendgedichte“ (S. 318) um Hunderte von Seiten getrennt von dem Hymnenzyklus (S. 7 ff.) eingeordnet. P. Böckmann, der in seinem Buch 'Hölderlin und seine Götter' (München 1933, 44 ff.) den Hymnenzyklus eingehend bespricht, erwähnt, wenn ich recht sehe, die Hymne nicht.

² „Sympathie“ erscheint in Schillers 'Lied an die Freude': „Was den großen

erscheint sie bei den Griechen unter diesem Namen erst in der Stoa des Poseidonios¹. Jedoch die Vorstellung an sich ist älter. Wir mögen an Empedokles denken, der auf die Wirkungsmacht der Aphrodite oder der ihr zugehörenden Philotes und Harmonie das Entstehen wie das Bestehen der Welt zurückgeführt hat, während der „Streit“ (Neikos) die Welt auflöst und sie vernichtet. Ihm war, wenn er bereits als Grieche auf das Wunschbild einer „goldenen“ Vergangenheit zurücksah, diese ein Reich der Kypris: „Und es war bei jenen Menschen nicht Ares Gott und nicht der Heerschreck, und auch Zeus nicht König und nicht Kronos und nicht Poseidon, sondern Kypris war Königin. Diese verehrten sie mit heiligreinen Bildern, gemalten Tieren, Salben vielfältigen Duftes. Sie gossen Spenden blonden Honigs auf die Erde, vom reinen Blut der Stiere ward kein Altar benetzt, sondern größte Befleckung war das bei den Menschen . . .“². „Und zahm und zutraulich war alles zu den Menschen, wildes Getier wie Vögel, Liebfreundlichkeit brannte“³. Steigen wir von Empedokles aber weiter in die alte Zeit hinauf, so finden wir bei Hesiod als ältesten der Götter nach Chaos, Erde und Tartaros Eros angesetzt in dem Gedanken, daß das zueinanderstrebende Verlangen Urgrund, Urkraft der Weltentstehung sei. Und gelangen wir zu Homer selbst, so spricht er freilich so wenig von seiner Liebe zu den Dingen, wie er überhaupt nicht aus sich und von sich spricht (es sei denn, daß er gelegentlich einmal einen seiner Helden mitfühlend anredet). Jedoch Homer ist der Dichter, der als Dichter wie der Weltgeist selbst ist. In umfassender Einigkeit trägt er die Welt in sich als ein Gebilde, das, von unzähligen Entsprechungen, Parallelismen wie Polaritäten, durchwirkt und verbunden, ein großes lebendiges Ganzes macht⁴.

Dies alles hatte Hölderlin damals im Blick, ob diese Dinge ihm nun selber in seinen Studien begegnet waren, ob Conz oder der damals mit den alten Mythen und Lehren besonders beschäftigte Schelling den Vermittler machte⁵. Wenn in der Hymne also von der Liebe des Or-

Ring bewohnt, / Huldige der Sympathie! / Zu den Sternen leitet sie, / Wo der Unbekannte thronet.“ — Für die besondere Wirkung des 'Lieds an die Freude' auf Hölderlin in der Tübinger Zeit spricht die in Magenaus 'Lebensabriß', Hellingrath VI 228 f., geschilderte Szene aus dem Leben der Freunde.

¹ Vgl. K. Reinhart, Kosmos und Sympathie, München 1926, 92 ff.; M. Pohlenz, Die Stoa, Göttingen 1948, I 217, 230; II 108.

² Frgm. 128 Diels.

³ Frgm. 130.

⁴ Vgl. mein Buch 'Von Homers Welt und Werk', Leipzig 1944, 50 ff.

⁵ Ich erinnere an Schellings 1793 erschienenen Aufsatz 'Über Mythen, historische

pheus, der Liebe des Mäoniden die Rede ist, so ist durchaus kosmische Sympatheia gemeint. Darum schwebt Orpheus Liebe zur Sonne auf und wallt zum Acheron hinunter, welterfüllend. Darum ist es der weltumfassende, weltzusammenhaltende Zaubergürtel der Urania, den Homer „ersieht“. Würde er selber sprechen, würde er die Worte gebrauchen, die in der 'Hymne an die Göttin der Harmonie' der Dichter sagt (V. 13):

Doch vor allem hab ich dich erkoren,
Bebend, als ich ferne dich ersah,
Bebend hab ich Liebe dir geschworen
Königin der Welt! Urania.

Homers „Ersehen“ von Aphrodites Gürtel meint den umfassenden kosmischen Blick, der sich das Ganze der Welt zu eigen macht, so wie dies Ganze ein Ganzes durch Liebe ist. Entfalteter sagt Hölderlin dasselbe in seiner Hymne 'Dem Genius der Kühnheit':

Den Geist des Alls und seine Fülle
Begrüßte Mäons Sohn auf heilger Spur,
Sie stand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernstes da, die ewige Natur . . .

Wenn im 'Genius Griechenlands' dieser Homer aber der „trunkene“ ist, so läßt sich freilich nicht wegschaffen, daß diese „Trunkenheit“, wie stets bei Hölderlin, Begeisterung, Ergriffensein, Erfülltheit, inneres Feuer meint, wie der Wein es gibt¹. Das eben ist das innere Wesen der Griechen, wie Hölderlin es durchweg sieht von hier in der Frühzeit bis zu jenem Brief an C. von Böhlendorf vom 4. Dezember 1801. Da besteht nicht nur kein Widerspruch zu unserer Hymne, da ist vollkommene Übereinstimmung. Das, was man an sich selber ist, kann man am wenigsten darstellen, sagt Hölderlin: man trifft in der Darstellung leichter sein Gegenteil als sein Eigenstes. Den Griechen war „das Feuer vom Himmel natürlich“, das „heilige Pathos war ihnen angeboren“, und eben deswegen gelang ihnen das Andere, Entgegengesetzte, am besten: die reine „Darstellung“ — das „Gegenständliche“, würde Goethe sagen. Das ist so „von Homer an“: „dieser außerordentliche Mensch“ war „seelenvoll genug, um die abendländisch

Sagen und Philosopheme der ältesten Welt' sowie an Hölderlins Brief an Neuffer von Ende Juli 1793, Hellingrath I 284; dieser Brief bezeugt auch Hesiodlektüre.

¹ Das folgende anders als Beißner im Kommentar zur Stelle und: Iduna I, 1944, 61. Auch als „konsekutiv“ kann ich das „trunken“ nicht mit A. Beck, Iduna I, 1944, 103, fassen.

Junonische Nüchternheit für sein Apollonsreich¹ zu erbeuten, und so wahrhaft das Fremde sich anzueignen“. — Die „Junonische Nüchternheit“ war für Homer das „Fremde“, das ihm, nach Hölderlins Gedanken, eben als das ihm Entgegengesetzte gut gelang. In sich trug Homer, wie alle Griechen, das „Feuer vom Himmel“; er war, in sich, „trunken“. Auf diesen inneren Charakter der „Trunkenheit“ sieht Hölderlin in der Hymne, weil es ihm hier nicht um den Homerischen Kunstcharakter, die „Darstellung“, sondern um Homers „aneignendes Sehen“ („Ersehen“), sein Innessein, Beherrschen und Haben der Dinge der Welt geht: Homer, der Dichter, gilt ihm als „Seher“, Seher des Seienden. Dieses umfassend aneignende Sehertum Homers aber deutet sich für Hölderlin nun als „Lieben“. Homer „liebte“, sein Herz „umfaßte“ alle Polaritäten, das Größte wie Kleinste, Höchste wie Tiefste, das Ganze der Welt. Liebe als Inbegriff der aneignenden Hingabe: wird man behaupten wollen, Homer habe — in diesem Sinne — nicht „geliebt“²?

Jedoch nicht nur das ruhige Sein der Welt, auch was sich an Schicksalen furchtbar in ihr bewegt, umfaßte Homer mit seinem „großen und warmen Herzen“. Er liebte Ilion, das Gefallene — man weiß, wie bei Homer die Gestalten der Troer, ein Priamos, ein Sarpedon, eine Andromache, ein Hektor, dieser mehr als selbst die Achäer, mit Liebe gesehen und gezeichnet sind. Daß aber den Unglücklichen ein Bild der Liebe, das Dauer über den Tod hinaus verleiht, Trost und eine Art Hoffnung spendet, befindet sich durchaus im Einklang mit dem griechischen Ruhmgedenken³.

Wie der Dichter als der Verwalter des Ruhms die Dunkelheit des Todes aufhellt, sagt Hölderlin von Homer wieder im 'Genius der Kühnheit':

Er sah die dämmernden Gebiete,
Wohin das Herz in banger Lust begehrt,
Er streuete der Hoffnung süße Blüte
Ins Labyrinth, wo keiner wiederkehrt,

¹ Apollon steht bei Hölderlin bekanntlich noch nicht im Gegensatz zu Dionysos, sondern, als Sonnengott, vielmehr auf dessen Seite, dem „Junonischen“ gegenüber. So wohl vor allem nach Heinses Ardinghello (4. Teil): „Sein [Zeus] erstgeborener Sohn, Licht und Feuer, ist Apollo, der Sonnengott.“

² Ich verliere kein Wort darüber, daß Homer die Blume nicht genug erwähnt. Er kennt die Narzisse, den Mohn, den Asphodelos, die Distel — wie viele Male muß er wohl Blumen erwähnen, damit Hölderlin von Blumen bei ihm sprechen darf? Daß er insbesondere Ilias 2,87 ff. im Auge hat, ist bekannt.

³ Böhm zur Stelle I 42: Freilich müsse die Liebesphilosophie „in die Brüche gehen“ und die Hymne „scheitern“, denn es ließe sich wohl früher allgemein sagen, daß die Liebe an der Schlachtenfahne blute, aber schwer, „wie das Liebesprinzip im Sturze Iliions sich bewähre.“ —

Dort glänzte nun in mildem Rosenlichte
Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligtum
Er pflanzte dort der Hesperiden Früchte,
Dort stillt die Sorgen nun Elysium.

4.

Um mit einem Wort alles zusammenzufassen: Es war die Liebe als das lebendige innere Prinzip des All- und Einsseins, in dem dem jungen Hölderlin Homer begegnet ist. Gewiß, eine Deutung, eine Verwandlung, wie sie eben bei jeder echten Begegnung wirksam ist (die nicht „wiederholt“, sondern schöpferisch auf den Grund geht), so aber eben eine Verwandlung, die auch wieder etwas noch unentdeckt Homerisches heraufholt: jenes große, von der Ruhe ausgewogener Spannungen getragene Einssein der Dinge und der Kräfte in einer Welt, die Kosmos ist, jenes tiefste Ergriffensein des Auges, das die verhaltene Leidenschaft nur spannt und weitet, so daß es dort, wo es wohl übergehen möchte, im Anblick des tiefsten Leidens nur sehender wird¹.

Zum Schluß mag noch ein kurzer Umblick auf einiges von dem gut tun, was sich damals um Hölderlin her an Auffassungen und Bildern von Homer hervortat, nachdem Winckelmann die große Richtung gegeben hatte und Wood mit großartiger Einfachheit das „Originalgenie“, d. h. den Dichter, der unmittelbar aus der Natur geschöpft hat, aus eigener Kenntnis des Orients gezeichnet hatte. Von Homer, dem „Volksdichter“, konnte Hölderlin bei Herder in der Vorrede zum zweiten Teil der „Volklieder“ von 1779 lesen. Als „Kind der Natur“ stellte den „glücklichen Sänger der ionischen Küste“ eben jetzt das dreizehnte Buch der ‘Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit’ (erschienen 1787) vor. Auch wie er mit „Wahrheit und Weisheit“ alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, stand dort zu lesen, und gepriesen wurde die „unangestrenzte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht . . ., die Musik, die unaufhörlich von seinen Lippen strömt“, usw. — Wie die „heilige Natur“ ihn „liebte“, „weihte“, „säugte“, „bildete“, weiß in jener eigens ihm gewidmeten Hymne Stolberg in vielfach auf- und abwogenden Gängen zu sagen und wieder zu sagen. Auch an „Wahrheit“ und „Schönheit“ fehlte es dem Griechen nicht. Mit „Dichtergefühl“ sah schon das Kind der sinkenden Sonne in ihr „flammendes

¹ Vgl. z. B. die Beschreibung des Schmerzes des Achilleus, Ilias 18 Anfang, und dazu: ‘Von Homers Welt und Werk’ 175.

Gesicht“. Die Natur gab ihm der „Empfindung flammenden Blick“, „Thränen jeglichen Gefühls“, „Einfalt der Tauben und des Adlers Kraft“ usw. Oder Stolberg sah auf Homers Porträt: „Du guter alter blinder Mann / Wie ist mein Herz dir zugetan. . .“ Und wenn in jenem Dramolett ‘Der Säugling’ Stolberg, sonst der Homerlegende folgend, das Homerkind von den Göttern beschenken läßt, so gibt ihm Athene „hellen Geistesblick und Mut“, Aphrodite „hohe Freud’ und süßen Schmerz“, verheißt Eros ihm eine „Liebeswunde von seinem schönsten Pfeil“, und Dionysos jene Trunkenheit des Blicks, des Herzens. — Voß endlich wußte in einem Gedicht an Stolberg, dem Ennius folgend, sogar zu berichten, wie Homer ihm leibhaftig erschienen sei und ihn zu seinem Übersetzer weihte. Im Widerspiel zu dem Sänger Gottes David ist er dort der, welcher „den schwach erleuchteten Völkern / Stammelnd den sichtbaren Gott im Heiligtume der Schöpfung“ sang. Die „Blume jeglicher Tugend“ habe sein Lied gepflückt: „Unschuld, goldene Treu und Einfalt, dankende Ehrfurcht vor der Natur und der Kunst wohltätigen Kräften . . ., flammende Liebe des Vaterlandes, der Eltern / Und des Gemahls und des Herrn und menschenhaltende Kühnheit“. —

Wie weit ist über all das Hölderlin hinaus!

Er hätte freilich, als er die Hymne schrieb, über Homer auch anderes lesen können, falls ihm die Bände der ‘Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe’ von Joh. C. Lavater (1775 ff.) in die Hand gekommen wären:

„Tret ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag ich: der Mann sieht nicht, hört nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Hauptes ist in der oberen, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben. . . . Niemals haben sich diese Augen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten gesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander.

Es ist Homer!

Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzenlosen Erde. Hier ist's, wo Achill

Der Große groß hingestreckt dalag. . .“

Es ist die Beschreibung, die der junge Goethe von dem Neapler Bildnis des Homer gemacht und Lavater in sein Werk hineingegeben hat, und man bemerkt von selbst, wie diese Homerbeschreibung Goethes und Hölderlins frühes Homerbild ebenso mit- wie auseinandergehen, und sich im Auseinandergehen in ihrem Grund doch wieder tief berühren.

Das Haupt, in dem willig alles Leben mit- und nebeneinander wohnt.

Das Herz, das groß und warm, das Größte wie Kleinste in der Welt umfaßt.

VOM BAUGESETZ DER SPÄTEN HYMNEN HÖLDERLINS¹

VON
FRIEDRICH BEISSNER

„Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinischen Werkes, das eigentliche Vermächtnis“ — mit diesen Worten umschreibt Norbert v. Heltingrath in der Vorrede den Inhalt des vierten Bandes seiner Ausgabe, dessen Erscheinen im Jahr 1916 den späten Ruhm Hölderlins begründete. Die sonderliche Wertschätzung des Herausgebers und Neuentdeckers galt den Pindarischen Gesängen, den „großen Hymnen“. Er ließ sich dabei leiten von einem ursprünglichen Gefühl, das an griechischer Überlieferung sich gebildet und vertieft hatte, von Erwägungen auch zumal, wie sie der einläßliche Umgang mit Hölderlins deutschem Pindar anregen mußte, und nicht zuletzt von des Dichters eigener Meinung über diese hoch und rein frohlockenden Gesänge: daß er nämlich darauf „jetzt einen eigentlichen Werth seze“ und daß ihr „Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit“.

Da mag es nun dem Jünger unsrer Wissenschaft, dem auch die großen Gesänge das Höchste und Heiligste in Hölderlins Werk sind, befremdlich scheinen, daß dem Urteil Hellingraths durchaus nicht von allen Seiten beigepflichtet wird. Gewiß, Zinkernagels barsche Rede von der „trüben Phantastik dieser Hymnen“² wird menschlich verstehbar aus der wissenschaftsgeschichtlichen Zeitlage, als polemisch betonende Äußerung nicht so sehr gegen den Dichter wie gegen das umwertende Hölderlinbild des konkurrierenden Herausgebers. Bedenklicher schon ist es, wenn noch im Jahr 1935, elf Jahre nach Zinkernagels Besprechung der Hellingrathischen Ausgabe, ein Vertreter ebenfalls der alten Schule, Wilhelm Böhm, es ausdrücklich als seine Pflicht bezeichnet, „der Meinung entgegenzutreten“, Hölderlin habe „sich in seinem Spätwerk vollendet“, und wenn er in den „sprachlichen Wundergebilden“ der Pindarischen Gesänge nur die Formveränderungen erkennen will, die ein Blatt erfahre, indem es welke³.

¹ Gastvorlesung in der Universität Zürich am 26. Oktober 1948.

² Euphorion 25 (1924), S. 277.

³ Wilhelm Böhm, *Hölderlin und die Schweiz* (Die Schweiz im deutschen Geistesleben 81), Frauenfeld/Leipzig (1935), S. 23 f.

Als Zeugnisse nachlassender Gestaltungskraft werden die Hymnen auch hingestellt in einem Büchlein, das erst im vorigen Jahr (1947) erschienen und keineswegs in einer polemischen Haltung gegen Hellingrath befangen ist: Johannes Klein¹ erklärt allen Ernstes die Gestalt der hohen Gesänge aus einem negativen Ereignis, dem „Zerbrechen der metrischen Form“, das er schon an den späteren Oden und den Elegien beobachten will. Die hymnische Sprache entwickle sich aus einer „rhythmischen Prosa“. Als Ganzes seien die Gedichte nach einem bloß schematischen Kompositions-Prinzip gegliedert, das immer drei Strophen zueinander ordne. Im Grunde aber sei „diese letzte Form in Hölderlins Dichtung . . . lediglich vom Inhalt her bestimmt“. Das will besagen, daß der Aufbau gesetzlos und willkürlich sei, daß die Bildung der Strophentriaden zu der Entwicklung und dem Fortschritt des Gedankens in keiner Beziehung stehe: die vorige „bezaubernde Einheit“ der Form und des Inhalts sei nun verlorengegangen. — Ein weiterer, fast noch schwererer Tadel richtet sich gegen jene „abgebrochenen Sätze, denen man“ — nach Kleins Dafürhalten — „trotz der immer noch deutbaren und großen Zusammenhänge, nicht mehr dichterische Gestaltungskraft zurechnen“ solle, als sie tatsächlich noch hätten; denn man solle die Ehrfurcht nicht zu einem Kult machen — und dann greift er diese Verse aus dem Fragment *Der Ister* heraus:

Der scheint aber fast
Rückwärts zu gehen und
Ich mein, er müsse kommen
Von Osten.
Vieles wäre
Zu sagen davon. Und warum hängt er
An den Bergen gerade?

Nun, meine Damen und Herren, wir wissen uns frei von jeglicher Versuchung zu einem Hölderlin-Kult, und wenn wir gleichwohl der von Klein angedeuteten Meinung über jene „abgebrochenen Sätze“ mit angeblich verminderter Gestaltungskraft entgegentreten, entschieden entgegentreten, so tun wir das nicht, indem wir einfach behaupten, diese Zeilen seien gerade durch hohe poetische Schönheit ausgezeichnet. Denn wir scheuen doch den Spott, den Lessing einmal² über einen namhaften Ästhetiker seiner Zeit ausgießt: er sei „der

¹ *Hölderlin in unserer Zeit*, Köln (1947), S. 128—130.

² Im 15. der Briefe aus dem zweiten Teile der Schriften, 1753 (5, 75 Lachmann-Muncker).

geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle“. Wir zielen vielmehr auf andres. Jener Tadel kann nur vorgebracht werden aus einer verbreiteten dilettantischen Vorstellung: daß nämlich der große Hymnus mit jeder Zeile gewissermaßen in die Posaune stoßen müsse. Auch ist jener Tadel nur möglich aus einer verbreiteten leidigen Gewohnheit: Gedichte bloß mit dem Auge, stumm zu lesen, statt die im Klang versinnlichten Maße mit mäonischem Ohr aufzunehmen und so zu erkennen, daß die Weiträumigkeit des hohen Hymnus, anders als der kleine im engern Sinn lyrische Erguß, nicht auf einen einzigen Ton gestimmt sein kann, sondern auf pathetische Höhepunkte ruhige, beschwichtigte Stellen folgen lassen muß, die, herausgerissen, „unpoetisch“ klingen mögen. Hölderlin selbst spricht diese Wahrheit und Notwendigkeit in einem Aphorismus klar aus: es sei „die höchste Poësie, in der auch das unpoëtische, weil es zur rechten Zeit und am rechten Orte im Ganzen des Kunstwerks gesagt ist, poëtisch wird“. Es helfe nichts, die Leute mit hartem Ohr daran zu erinnern, daß etwa auch bei Pindar solche „unpoetischen“ Stellen, und oft noch viel unpoetischere, die hohe Weise des Hymnus unterbrechen: sie würden mit ihrem Tadel auch vor Pindar nicht haltmachen. Auch sollen die bei Hölderlin gerügten Stellen durch den Hinweis auf Pindar gar nicht entschuldigt, geschweige denn als Nachahmung und Entlehnung erklärt werden. Aber Pindars Siegesgesänge sind es vornehmlich, aus denen Hölderlin seine noch längst nicht genug beachtete und studierte Lehre vom Wechsel der Töne ableitet, seine Lehre vom gesetzmäßigen Wechsel der naiven, der heroischen, der idealischen Töne. Als er in Homburg, noch vor der Jahrhundertwende, Pindars Kunstcharakter in einer sorgsam von Wort zu Wort weiterschreitenden Interlinearversion sich bewußt zu machen sucht, da gewahrt er dessen „große Bestimmtheit“, von der er am 2. Juni 1801 im Brief an Schiller berichtet. „Große Bestimmtheit“ entdeckt er also gerade dort, wo auch die zeitgenössische Philologie noch weiter nichts als zügellose und schweifende Begeisterung zu sehen vermeinte.

Und Hölderlins Pindarischen Gesängen gegenüber verharret die Philologie auch heute noch in einer seltsam schiefen Sicht. Man ist eigentlich — das zeigen Kleins Wertsetzungen mit einer beinahe kariierenden Deutlichkeit — noch nicht weitergelangt als im Jahr 1920, da Viëtor, anders als Zinkernagel und Böhm die Spätzeit des Dichters durchaus positiv einschätzend, doch die von Hellingrath so genannten Hymnen in freien Strophen aus seiner sehr förderlichen Abhandlung

über den *Bau der Gedichte Hölderlins*¹ glaubte ausscheiden zu sollen, „weil ihr Bau sich nur als jeweils verschiedener, dithyrambischer Tanz bestimmen“ lasse. Ausdrücklich stellt er dann in seinem Buch über *Die Lyrik Hölderlins*² die Hymnen unter das Gesetz der Gesetzlosigkeit: „An Stelle der beherrschten Begeisterung, des festgelegten Enthusiasmus“, sagt Viëtor, sei „hier ein freies Schweifen, ein geheimnisvolles Springen, eine dionysische Bewegtheit getreten.“ In den allerersten Hymnen schimmere zwar noch das alte Baugesetz durch; doch sei der „antithetische Charakter“ merklich geschwunden, so daß „nur noch eine äußerlich dreiteilige Abstufung“ übrigbleibe. Bald aber könne von einem „allgemein festzustellenden Aufbau“ nicht mehr gesprochen werden. „Den ganzen Umkreis der religiösen Anschauung“ vielmehr, „alle Elemente der bildlichen Phantasie“ zögen diese Gedichte „in ihren Verlauf, der nur nach den Gesetzen der jedesmal andere Wege nehmenden Begeisterung geregelt“ sei. Als Beispiel für solchen bloß reihenden „Verlauf“ der späteren Hymnen dient dann *Der Rhein*, dessen Inhalt mit diesen Stichworten angedeutet wird:

„Situation des Dichters,
der unerlöste Rhein,
sein Heroenschicksal,
Sentenz,
Erklärung seines Wirkens,
Ursprung der Nacht,
Sentenz,
Lob des sicheren Schicksals,
Halbgötter,
des Dichters Schicksal,
augenblickliches Idyll,
der Abend,
Sentenz,
Dedikation an Sinclair.“

„Gleichsam als Orgelpunkte“, fährt Viëtor fort, seien „in die auf und ab wogende Symphonie sentenziöse Stellen eingesetzt“, die er weiterhin mit einer „Mündung“ vergleicht. Diese fange den „gedanklichen Fluß“ der „in ihrem Ablauf so gelockerten Hymnen“ auf. Eine andere Gesetzmäßigkeit des Aufbaus lasse sich für diesen Gedichttypus nicht feststellen.

¹ Zeitschrift f. Ästhetik u. allgemeine Kunstwissenschaft 14 (1920), S. 340 — 355.

² Frankfurt a. M. 1921, S. 211 f.

Viëtor beruft sich für seine Deutung auf den berühmten Brief Hölderlins an Böhlendorf vom 4. Dezember 1801, worin den Abendländischen im Gegensatz zu den Griechen der Weg von angeborener Nüchternheit zum „heiligen Pathos“ gewiesen werde. „Diese dionysische Bewegtheit nun“, folgert Viëtor, „sollen die Hymnen in freien Strophen enthalten.“

Dagegen erhebt sich nun die entscheidende Frage, ob es denn wahrscheinlich, ob es Hölderlinisch sei, daß das „heilige Pathos“ die Preisgabe des Gesetzes, der „heiligen Schiklichkeit“ verlange. Vergessen wir doch nicht das schöne und ernste Wort Hölderlins: „Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Gränze deiner Begeisterung. Der große Dichter ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich so weit über sich selbst erheben als er will“ — und das andre Wort über die „Grade der Begeisterung“: „Von der Lustigkeit an, die wohl der unterste ist, bis zur Begeisterung des Feldherrn, der mitten in der Schlacht unter Besonnenheit den Genius mächtig erhält, giebt es eine unendliche Stufenleiter. Auf dieser auf und ab zu steigen ist Beruf und Wonne des Dichters.“ — In der höchsten Begeisterung dennoch unter Besonnenheit den Genius mächtig zu erhalten: das scheint mir eine gemäßigere, eine Hölderlin gemäßigere Auffassung des „heiligen Pathos“ zu sein. Bedenken wir auch, daß Hölderlin in dem bereits erwähnten Brief an Schiller vom 2. Juni 1801 die „große Bestimmtheit“ der von ihm so genau studierten griechischen Dichter als „eine Folge ihrer Geistesfülle“ erklärt — als eine Folge der Geistesfülle, das heißt doch wohl: der Begeisterung.

Um also Hölderlins Gesänge recht zu begreifen und zu würdigen, müssen wir auch sie in ihrer „großen Bestimmtheit“ zu verstehen suchen und dürfen das, was an gewissen Stellen vordergründig ihr wesentlicher Inhalt zu sein scheint, nicht für ihren Kunstcharakter nehmen oder mit ihm gleichsetzen. Das ist aber zumeist so geschehn, und so sind die Gesänge — Hölderlinisch gesprochen (*Anmerkungen zum Oedipus*) — „bis izt mehr nach Eindrücken beurtheilt worden, die sie machen, als nach ihrem gesezlichen Kalkul und sonstiger Verfahrungsart, wodurch das Schöne hervorgebracht wird“. Die wirkliche Erkenntnis ihres Kunstcharakters muß schon durch eine falsche Fragerichtung gehemmt werden.

Nicht wahr? man spricht von „freien Rhythmen“ oder, mit Hellingrath, von „Hymnen in freien Strophen“. Damit deutet man von vorn herein an, was man für das Wesentliche an diesen Kunstwerken hält:

die gelöste Bindung nämlich, und man fragt anscheinend gar nicht nach ihrem „gesezlichen Kalkul“, der die kleinste Einheit, jede einzelne Zeile und jedes Wort darin, durchwaltet wie auch das Ganze in Bau und Gliederung. Nur ein hartes Ohr wird den Unterschied mißkennen zwischen dieser dichterischen Rede und den wirklich „freien“ Rhythmen Klopstocks (in der ersten Fassung der *Frühlingsfeier* etwa), Goethes (im *Prometheus*, im *Ganymed*), Heines (in der *Nordsee*). Wir kommen dem „Kalkul“ des einzelnen Verses bei Hölderlin auf die Spur, wenn wir fühlen, daß die Zeile aus der *Wanderung* zum Beispiel, die zuerst so niedergeschrieben wird: „Das gastfreundliche genannt“, geändert werden mußte — so: „Das gastfreundliche genennet“, als letzter Vers nämlich einer Strophe, dem diese Zeilen voraufgehn:

Es seien vor alter Zeit
Die Eltern einst, das deutsche Geschlecht,
Still fortgezogen von Wellen der Donau
Am Sommertage, da diese
Sich Schatten suchten, zusammen
Mit Kindern der Sonn'
Am schwarzen Meere gekommen;
Und nicht umsonst sei diß
Das gastfreundliche genennet.

In ihrem Zusammenhalt und Zusammenklang formen und bestätigen diese Verse einander:

Am Sommertage, da diese
Sich Schatten suchten, zusammen —

und die abweichenden Unterbrechungen:

Mit Kindern der Sonn'

erscheinen nicht als Störungen — im Gegenteil: sie haben, möchte man sagen, geradezu die Funktion, das Verlangen des Ohres nach dem gestaltenden metrischen Motiv zu wecken oder zu steigern:

Am schwarzen Meere gekommen;

und sogleich wieder, Abwandlung und Regel:

Und nicht umsonst sei diß
Das gastfreundliche genennet.

Das gestaltende Motiv ist hier der einprägsame Mündungsvers der Strophe: „Das gastfreundliche genennet“, wie er immer wieder in den Gesängen begegnet. Am besten würde er bezeichnet durch seine an-

mutigste Verkörperung: „Auf leichtgebaueten Brüken“. Es ist unwesentlich zu fragen, wie der Dichter zu dieser Lieblingsprägung gelangt sei, ob er sich etwa durch den Vers des Antigone-Chors: *νήνη ὀρμῶντ' ἀλαλάξαι* (v. 133) habe anregen lassen, oder ob er darin seinen Vers nur wiedergefunden: „Den Sieg anhebet zu jauchzen“ (v. 137).

Diesem Vers wohnt eine so zwingende Eigenkraft inne, daß er es gelegentlich wagt, was in den sogenannten „freien Rhythmen“ niemals möglich wäre: Emphasis auszudrücken durch das Stilmittel der „versetzten Betonung“. Emphasis auszudrücken, sage ich und betone das, weil die „versetzte Betonung“ oft mißverstanden (und im schlechten Gedicht auch mißbraucht) wird als Verlegenheitsauskunft in Versnot. Am Schluß einer emphatischen Frage aber und wieder als letzten Vers einer Strophe kann und darf man, im *Rhein*-Gesang (v. 60), die Zeile „Glücklich geboren, wie jener?“ nur nach der Melodie „Auf leichtgebaueten Brüken“ sprechen — zumal auch, da diese Melodie schon im vorausgehenden Vers erklingt:

.
Und so aus heiligem Schoose
Glücklich geboren, wie jener?

Vielleicht ist es gut, meine Damen und Herren, hier etwas zu verweilen und noch genauere Gründe anzuführen für den, der hier Anstoß nimmt und es als eine gewaltsame Zumutung empfindet, „Glücklich“ betonen zu sollen. Nun, wenn wir das Wort herausreißen und „Glücklich“ sagen, so ist das zugegebenermaßen anstößig. Wir dürfen es aber nicht herausreißen, wir müssen es tragen lassen von der Woge der Emphasis. Tun wir doch dann nichts andres, als wir, sofern wir die Oden und besonders die späten Oden Hölderlins in ihrem Kunstcharakter recht auffassen¹, dort gewohnt sind und oft nicht einmal bemerken. Ich will Ihnen Aufzählungen emphatischer Tonbeugungen in den Oden ersparen — es fallen Ihnen selber sogleich Gedichtanfänge ein wie: „Echó des Himmels! heiliges Herz! warum, / Warum verstummst du unter den Lebenden?“ oder „Himmlische Liebel zärtliche! wenn ich dein / Vergäße“ — nur einen etwas größeren Zusammenhang lassen Sie uns belauschen, den großartig emphatischen Schluß der ebenfalls alkäischen Ode *Chiron*, die letzten drei Strophen, die zugleich, trotz der kühnsten Abweichung des schöpferischen Rhythmus vom ängstlich

¹ Auf Kleins törichte Konstituierung einer Gruppe von „Oden in freien Rhythmen“ (S. 123 und 125 f.) brauchen wir nicht einzugehn.

skandierten Metrum, ein Beispiel sind dafür, wie Hölderlin auch in der höchsten Begeisterung unter Besonnenheit den Genius mächtig zu erhalten weiß — am Anfang der vorletzten Strophe wagt er, als den Ausdruck äußerster Emphasis, zwei Tonbeugungen nacheinander: „Örtlich, Irrstern“, und in der berühmten Schlußstrophe fängt er den Schwung dann mit beherrschter Sicherheit ab. So lauten die drei Strophen:

Tag! Tag! Nun wieder athmet ihr recht; nun trinkt,
Ihr meiner Bäche Weiden! ein Augenlicht,
Und rechte Stapfen gehn, und als ein
Herrscher, mit Sporen, und bei dir selber

Örtlich, Irrstern des Tages, erscheinst du,
Du auch, o Erde, friedliche Wieg', und du,
Haus meiner Väter, die unstädtisch
Sind, in den Wolken des Wilds, gegangen.

Nimm nun ein Roß, und harnische dich und nimm
Den leichten Speer, o Knabe! Die Wahrsagung
Zerreißt nicht, und umsonst nicht wartet,
Bis sie erscheint, Herakles Rückkehr.

Das Stilmittel der emphatischen Tonbeugung ist, wie Sie wissen, keineswegs auf Hölderlins Vers beschränkt. Wir wollen nur im Vorbeigehen erinnern an Schillers eindringlichen Hexameter aus dem *Spaziergang* (v. 141): „Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begeierde“ oder an Wallensteins aufbrausenden Versbeginn (v. 2280): „Abgesetzt wurd' ich“ — Es gehen ihm diese Verse voraus:

Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Fürstenknecht, der Völker Fluch
Auf mich gebürdet — diesen Krieg, der nur
Ihn groß gemacht, die Fürsten zahlen lassen?
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgesetzt wurd' ich.

Wäre es nicht töricht, an solchen emphatischen Stellen von Versnot zu reden? Aber wir können, wenn wir nun zu unserm Ausgangspunkt zurückkehren, unsre Auffassung des Verses „Glücklich geboren, wie jener?“ noch von einer andern Seite stützen. Es läßt sich nämlich beobachten, daß Hölderlins hymnischer Vers (von den spätesten Gedichten, das heißt: den letzten Fassungen des *Einsigen* und des *Patmos*-Gesangs, dem *Ister* und *Mnemosyne*, abgesehn) stets mit leichter Silbe ein-

setzt, und es ist sicherlich kein Zufall, wenn auf eine scheinbar regelwidrig mit stärkerem Ton zu sprechende Anfangsilbe niemals nur eine unbetonte Silbe folgt, sondern stets deren zwei („Glücklich geboren, wie jener?“), wodurch erst die versetzte Betonung möglich wird. (Daß erst und allein ein innerer Grund, eben die Emphasis, die seltenen scheinbaren Ausnahmen veranlaßt, ja: notwendig macht, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden.)

Das genaue Studium der Lesarten führt am gewissesten zu der Erkenntnis, daß Hölderlins hymnischer Vers einem Gesetz gehorcht. Ein Beispiel mag zeigen, daß ein Versanfang mit „kretischer“ Silbenfolge (schwer, leicht, schwer) absichtlich gemieden wird: In der ersten Strophe des *Patmos*-Gesangs heißt es zuerst:

Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit,
Und die Liebsten nahe wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen . . .

In der (erst kürzlich aufgefundenen) dem Landgrafen von Homburg überreichten Reinschrift sind die Verse anders abgeteilt, und zwar ist die Versfuge hinter das Wort „Liebsten“ gelegt. (Ursprünglich also lautet der Vers: „Und die Liebsten nahe wohnen, ermattend auf“) Und nun ist es ungemein lehrreich, und schlechthin beweisend für die Richtigkeit unsrer Beobachtung des immer s t e i g e n d e n Verses, daß e n i c h t heißt:

Die Gipfel der Zeit, und die Liebsten
Nahe wohnen, ermattend auf —

wo also „Nahe wohnen“ den unmöglichen „kretischen“ Versbeginn darstellen würde, sondern:

Die Gipfel der Zeit, und die Liebsten
Nah wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen.

So unscheinbar die Änderung dünken mag („Nah“ statt „Nahe“): sie läßt das Baugesetz des einzelnen Verses erkennen.

Als innewohnende wachstümliche Notwendigkeit müssen wir es nun ansehen, wenn solche Verszeilen, von deren strengem „gesetzlichem Kal- kul“ nur andeutungsweise die Rede sein konnte, von selber ein strophisches System verlangen. Auch darin unterscheiden sich diese Verse

gründlich von dem Typus der „freien“ Rhythmen, zu deren Wesen es gehört, daß das Gedicht sich nach inhaltlich-syntaktischen Gegebenheiten in ungleiche Abschnitte gliedert statt nach formal-metrischem Gesetz in regelmäßige Strophen. Nach Pindars erhabenem Vorbild sind in den meisten Hymnen immer drei Strophen zu einer Einheit zusammengefaßt. Diese Form ist dem großen Atem des feiernden Gesangs wahrhaft angemessen. Sie bekundet sich schon äußerlich in dem regelmäßigen Wechsel der Strophenumfänge, am deutlichsten in der *Wanderung*, deren neun Strophen dreimal 12, 12, 15 Verse zählen. Daß hier ein Gesetz von innen her wirkt und daß die zahlenmäßigen Entsprechungen nicht etwa das Gesetz selber darstellen, sondern nur seine Folge, seinen Ausdruck: das sollte man nicht eigens erinnern müssen. Doch bezeugt die gar nicht vereinzelte Auffassung, das „Kompositions-Prinzip“ der späten Hymnen sei „zu schematisch“¹ ein verbreitetes Unvermögen, Äußeres als Äußerung zu nehmen und zu deuten. — In gar nicht ferner Beziehung dazu steht die scheinbar entgegengesetzte Scheu vor dem Phänomen: die merkwürdige Scheu, äußere Merkmale anzuerkennen, sich von ihnen leiten zu lassen, nach ihrer inneren Bedeutung zu forschen. Statt dessen wird an dem Gesetz des Kunstwerks gewissermaßen a priori gerätselt und mit ängstlicher Geflossenheit versichert, man beobachte zwar eine Gesetzmäßigkeit im Wechsel der Strophenumfänge, wolle dem aber nicht weiter nachfragen, da „die innere Ordnung einer Dichtung nicht rechnerisch“ sei². Doch pflegte Hölderlin in seinen Entwürfen die Verse nachzuzählen: da er es zuweilen mit eingetunkter Feder getan hat, wissen wir es ganz genau, daß ihm diese äußere Dokumentation eines formenden inneren Gesetzes nicht gleichgültig war.

Nun ist der Dichter selbstverständlich kein solcher Pedant, daß er die „rechnerische“ Gesetzmäßigkeit mit Gewalt erzwungen oder sie sich am Anfang schon, von außen her, vorgesetzt hätte, daß er von ihr ausgegangen wäre: sie ergibt sich ihm von selbst, wachstümlich von innen her, und wo gelegentliche Abweichungen sich einstellen, die, rein mechanisch gesehn, leicht sich hätten zurechtrücken lassen, da greift er doch nicht nachträglich ein, sondern vertraut darauf, daß der große Rhythmus gleichwohl seinen gerechten Ausdruck gewonnen habe.

Die Strophenregel des *Rhein*-Gesangs zum Beispiel wird offenbar bestimmt durch die Zahlen 15, 16, 14, die sich fünfmal wiederholen —

¹ Klein, a. a. O., S. 130.

² Eduard Lachmann, *Hölderlins Hymnen in freien Strophen*, Frankfurt a. M. 1937, S. 189; vgl. auch S. 125 und 195.

oder richtiger: wiederholen müßten; denn die mittleren Strophen der zweiten und der fünften Trias sind um einen Vers zu kurz, und die letzte Strophe, die in erster Fassung noch der Regel entsprechend 14 Verse zählte, wird dann um zwei Zeilen gekürzt. Solche auch in andern Gesängen vorkommenden geringen Abweichungen heben indessen die Tatsache nicht auf, daß der regelmäßige Wechsel der Strophenumfänge ein Anzeichen, ein Symptom ist für das Walten eines formenden Gesetzes.

Für den *Rhein*-Gesang hat Hölderlin dieses Gesetz ausdrücklich in einer späteren Randbemerkung so formuliert: „Das Gesetz dieses Gesanges ist, daß die zwei ersten Parthien der Form nach durch Progreß und Regreß entgegengesetzt, aber dem Stoff nach gleich, die zwei folgenden der Form nach gleich, dem Stoff nach entgegengesetzt sind, die letzte aber mit durchgängiger Metapher alles ausgleicht.“

Diese Randbemerkung bestätigt zunächst, daß Hölderlin immer drei Strophen als eine Einheit begreift, die er eine „Parthie“ nennt (er unterscheidet fünf „Parthien“ des 15 Strophen umfassenden Gesangs). Sodann aber und vor allem ist sie dadurch bedeutsam, daß sie einen Begriff davon gibt, wie der Dichter sich in den triadisch gebauten Gesängen nicht mit einer bloß zahlenmäßigen, äußerlichen Entsprechung der „Parthien“ begnügt, sondern darin eine innerliche Dialektik der verschiedenen höchsten Prinzipien sich ausdrücken läßt. Die beiden Prinzipien heißen hier „Form“ und „Stoff“, und Sie haben schon beim ersten Hören bemerkt, daß diese Bezeichnungen in einem besondern Sinn gebraucht sind. Zumal mit dem Worte „Form“ scheint Hölderlin mehr und Tieferes zu meinen, als unser geistesgeschichtlich gebildetes Sensorium überhaupt aufzunehmen fähig ist. Wir haben, was notwendig und nützlich war, gelernt, „Literaturgeschichte als Problemgeschichte“ zu deuten. Dabei war jedoch die Gefahr nur schwer zu vermeiden, daß das Ganze des Kunstwerks durch einseitige Beleuchtung überhaupt nicht in den Blick trat und die „Form“ neben dem allein befragten und gedeuteten „Gehalt“ als überflüssige Zutat und zufälliger Putz erschien. Die vielfältigen Bemühungen um die sogenannte „innere Form“, welche dieser Feststellung widersprechen möchten, bestätigen sie in Wahrheit: mit der g a n z e n Form wußte man offenbar nichts anzufangen, man scheute den Geruch eines leeren Ästheten, der Äußerliches über Gebühr bedächte, spaltete, unter mehr oder weniger bewußter Abwertung der „bloß“ äußeren Form, die doch wohl „solidere“ innere Form ab und vermeinte damit dem Anspruch, den die

Dichtung als Kunst erhebt, vollauf zu genügen. So gibt es viele sehr erfolgreiche Bücher über Dichter und Dichtung, die den geistes- und problemgeschichtlichen „Gehalt“ als das allein Wesentliche abhandeln und auf die „Form“ nur in gelegentlich angehängten Bemerkungen oder überhaupt nicht eingehn. Man begreift bei solcher Wissenschaft von der Dichtung nicht recht, was G o e t h e an dem „schönen Wort“ des Johannes Secundus Besondres hat finden wollen: „Vis superba formae“¹.

Hölderlins noch nicht genügend gewürdigte Kunstlehre könnte unsre Begriffe ordnen und reinigen, könnte uns dazu helfen, Kunstwerke nicht mehr bloß nach Eindrücken zu beurteilen, die sie machen, sondern „nach ihrem gesezlichen Kalkul und sonstiger Verfahrungsart, wodurch das Schöne hervorgebracht wird“. Wir erstaunen zunächst, in den Homburger Aufsätzen einen ganz andern Begriff der „Form“ zu finden als den vulgären, der sich so gern mit abschätzigen Beiwörtern verbindet: „leere Form“, „bloße Form“, „äußere Form“. Wir erstaunen, daß die Begriffe des „Geistes“ oder der „idealischen Behandlung“ des Gegenstandes als Synonyma der „Form“ vorkommen. Der „Form“, dem „Geist“, der „idealischen Behandlung“ sind — nun nicht etwa als minder bedeutend, doch auch nicht als wertvoller oder wesentlicher, sondern völlig gleichen Ranges — gegenübergestellt als das andre höchste Prinzip: der „Stoff“, der „Gehalt“, der „Ausdruck“, das „Dargestellte“, das „eigentlich Ausgesprochene“ — und zwar derart, daß auch diese Begriffe durchaus gleichsinnig sind. Keines dieser beiden polaren Prinzipien bedeutet etwas an und für sich: sie können nur erscheinen in gegenseitiger Wechselwirkung, als deren Produkt das Gedicht entsteht. Denn das Wesen der „Form“ (oder des „Geistes“) ist die „Identität“, die keine Ausdehnung hat, deren Bild der Punkt ist, und das Wesen des „Stoffes“ (oder des „Gehalts“) die „Mannigfaltigkeit“, die aber nur erscheinen (sich isolieren) kann, wenn sie sich auf das polare Prinzip der „Form“ hin beschränkt. So entsteht das Bild eines kreisförmigen Kraftfeldes, dessen Mittelpunkt die ausdehnungslose reine „Form“ in ihrer „Identität“, und dessen aus unzähligen Punkten bestehende Peripherie der bloße „Stoff“ in seiner „Mannigfaltigkeit“ ist. Die „Form“ muß, um zu erscheinen, aus ihrer „Identität“ in einem „materiellen Wechsel“ „exzentrisch“ dem andern Pol entgegenstreben und begegnet unterwegs dem „Stoff“, der sich in einem „ideellen Wechsel“ auf die „Form“ hin „konzentriert“ und so seine

¹ Weimarer Ausgabe Abt. I Bd. 42 II, S. 160.

amorphe „Mannigfaltigkeit“ überwindet. In der Begegnung also der beiden höchsten Prinzipien, in der Mitte des Kraftfeldes zwischen den beiden Polen, bildet sich so der „Grund“ oder die „Bedeutung“ des Gedichts, ja eigentlich das Gedicht selbst als das „Geistigsinnliche“ oder „Formalmaterielle“.

Das ist in groben Umrissen Hölderlins Lehre von der Entstehung des Gedichtes. Und was nun jener Randbemerkung zum *Rhein*-Gesang, von der wir ausgegangen sind, ihren besondern Wert verleiht, ist die Erkenntnis, daß der „Stoff“ und seine „Mannigfaltigkeit“ einerseits und andererseits die „Form“ und ihre „Identität“ nicht bloß, wie man meinen könnte, Agentia eines transzendentalen Aktes sind, sondern daß beide Prinzipien auch im Gedicht selber noch wirksam sind in einem dynamischen Vollzug.

„Das Gesez dieses Gesanges ist, daß die zwei ersten Parthien der Form nach durch Progreß und Regreß entgegengesetzt, aber dem Stoff nach gleich, die zwei folgenden der Form nach gleich, dem Stoff nach entgegengesetzt sind, die letzte aber mit durchgängiger Metapher alles ausgleicht.“

Zu diesem Satz gibt es eine überraschende Parallele in der Abhandlung über *Die Verfahrungsweise des poetischen Geistes*, die sich zu ihm verhält wie Theorie zu ihrer Anwendung. Diese Parallele ist zugleich, gegen Viëtors Ansicht, es gebe für die Hymnen kein allgemein festzustellendes Baugesetz, doch wohl ein starkes Argument, daß, wenn auch nicht alle Gesänge einen und denselben Typus darstellen, doch immerhin gewisse wiederkehrende Typen vorhanden sind, und daß sich das Baugesetz des *Rhein*-Gesangs nicht etwa von ungefähr ergeben hat und erst nachträglich abgelesen worden ist. In dem Aufsatz über *Die Verfahrungsweise des poetischen Geistes* wird von der „Begründung und Bedeutung des Gedichts“, die zwischen dem Ausdruck, dem Dargestellten, eigentlich Ausgesprochenen, dem Stoff u n d der Form, dem Geist, der idealischen Behandlung mitten inne liege, gesagt, „daß sie nicht fortschreitet durch Entgegensezung in der Form, wo aber das erste dem zweiten dem Gehalte nach verwandt ist, sondern durch Entgegensezung im Gehalt, wo aber das erste dem zweiten der Form nach gleich ist, so daß naive und heroische und idealische Tendenz, im Object ihrer Tendenz, sich widersprechen, aber in der Form des Widerstreits und Strebens vergleichbar sind, und einig nach dem Geseze der Thätigkeit, also einig im Allgemeinen, im Leben“.

Hier wird, wenn wir das eben Gehörte sogleich auf den *Rhein* übertragen, einer der wichtigsten Momente in der Entwicklung des großen

Gesangs näher bedeutet: der Moment nach der zweiten „Parthie“ nämlich, nach der sechsten Strophe, wo nach dem bisher naiv Ausgesprochenen nicht fortgeschritten werden dürfe durch Entgegensezung in der Form, wo vielmehr das Folgende im Gehalt (oder Stoff) sich entgegensezen müsse. Es wird also schlechthin eine neue Ebene betreten, und das, gerade das haben manche Erklärer nicht verstehn können. Seinen sinnfälligsten Ausdruck findet dies Mißverständnis in Böhm's lapidarer Rüge: „Der Titel des Gedichtes führt irre; denn er bezeichnet es nur zu einer Hälfte“¹. Doch aus demselben Grund müßte man Anstoß nehmen an der Überschrift *Patmos*; denn die Insel Patmos wird in der fünften von 15 Strophen das letzte Mal erwähnt. Auch die gut bezeugte Überschrift des Gesangs *Am Quell der Donau* ist nach Böhm's Auffassung unzulänglich, da die Donau nur in den verschollenen beiden Anfangsstrophen vorkomme (man darf das aus dem erhaltenen Entwurf schließen) — und hier hält er sich gar für befugt, an die Stelle der vom Dichter gewählten Überschrift die nach seiner Meinung zutreffendere zu setzen: „Auf die Stimme“ (2, 424).

Böhm sieht nicht, was der Deuter an den angeführten drei Beispielen ablesen muß: daß nämlich Hölderlin in einigen Gedichten (in andern, zum Beispiel in der *Wanderung* und *Germanien*, ist es anders) die Überschrift dem Stoff des Anfangs entnimmt, dem ersten Teil des Gesangs vor jener notwendigen stofflichen Entgegensezung. Ich möchte es nicht mit Kommerell² den „Vorwand“ des Gedichts nennen, der in der Überschrift und vor jener stofflichen Entgegensezung erschiene, bevor dann im umfanglicheren Hauptteil das eigentlich Gemeinte, die „Einsicht“, zur Sprache käme: der Quell der Donau, der Rhein, Patmos wären also bloße „Vorwände“, die mit nur scheinbarem Ernst erörtert würden, deren wahre Funktion es aber wäre, zum Wesentlichen hinzuweisen. — Nein, ich halte es für irrig, einen so gewichtigen Teil des mythischen Gedichts, der gar dem Ganzen den Namen gibt, so zu bezeichnen, als wären die verschiedenen, unter Umständen analysierbaren Seiten der Mythe verschieden wichtig, die mehr bildlich-stoffliche oder die mehr ausdeutende Seite. Gerade jene Randbemerkung zum *Rhein* sollte eine Terminologie widerraten, die derlei Unterschiede setzen muß. Denn es ist zwar nach jener stofflichen Entgegensezung von einem andern „Stoff“ die Rede; aber die „Form“, der „Geist“, die „idealische Behandlung“ sind nach des Dichters ausdrücklichem Hinweis gleich und also auch gleichberechtigt.

¹ Wilhelm Böhm, *Hölderlin*, 2. Band, Halle (Saale) 1930, S. 443.

² Max Kommerell, *Gedanken über Gedichte*, Frankfurt a. M. (1943), S. 462.

Es darf also nicht übersehen werden, daß trotz der stofflichen Entgegensetzung doch in der idealischen Behandlung eine Parallele zu dem bisher Gestalteten gezogen wird, daß das Gedicht hier gewissermaßen von vorn beginnt: „Doch nimmer, nimmer vergißt ers“ — Trotz der anaphorischen Pronomina „er“ und „es“ ist der Rhein hier schon „ferne, nicht mehr dabei“. Gemeint ist nun ein ihm Ähnlicher, ein heroischer Vorkämpfer, der auch nicht „den Ursprung / Und die reine Stimme der Jugend“ vergißt, und sein Schicksal ist jetzt das Thema der dritten „Parthie“. Das rein stoffliche, „geistesgeschichtliche“ Interesse aber, das nach der dichterischen Gestalt nicht fragt, hat sich wirklich, unter Verkennung der vom Baugesetz geforderten Parallele, dazu verleiten lassen, als wesentlichen Gehalt des *Rhein*-Gesangs die kontrastierende Gegenüberstellung „zweier Erscheinungsformen des Genius“ zu behaupten, nämlich des „Wildgenialen, der gebändigt zum Kulturträger“ werde (das wäre der Rheinstrom), und des „schmelzenden ungebundenen Dionysiers“ (das wäre Rousseau)¹. Und so dürfen wir uns gar nicht mehr wundern, wenn derselbe Erklärer den Gesang, den der Dichter selber doch ausdrücklich einen Gesang heißt, ein „großes charakterologisches Lehrgedicht“ nennt².

Das Gesetz des Gesangs wird auch von solchen Deutern nicht klar durchschaut, die es für möglich halten, daß nach der stofflichen Entgegensetzung der Rheinstrom noch einmal erwähnt würde — es ist fast, als wollten sie damit gegen Böhm beweisen, daß die Überschrift doch nicht „irreführe“ und sehr wohl für das Ganze gelten dürfte: so, wenn in der neunten Strophe (der Schlußstrophe der dritten „Parthie“) das „sichere Gestade“ als Ufer des Rheins erklärt wird³, was ein ganz schiefes Bild ergäbe, wo in Wahrheit innerhalb eines gänzlich andern Stoffzusammenhangs das tätige Leben als Meeresfahrt und der Lebensabend als ein Ausruhn „am sichern Gestade“ vorgestellt wird — oder wenn in der Mittelstrophe der vierten „Parthie“ des Rheinstroms noch einmal gedacht werden soll⁴, was, soviel ich sehe, sich nur auf den hier doch ganz allgemein zu verstehenden Ausdruck „Die Söhne der Erde“ (v. 150) beziehen könnte.

¹ Böhm, *Hölderlin* 2, 443.

² Böhm, *Hölderlin und die Schweiz*, S. 41.

³ Paul Böckmann, *Hölderlin und seine Götter*, München 1935, S. 397.

⁴ Otto Olzien, *Hölderlin: Der Rhein* (Gedicht und Gedanke, hg. von H. O. Burger, Halle a. d. Saale (1942), S. 176—201), besonders S. 182 f. — Diese Interpretation bemüht sich auch sonst, die stoffliche Beziehung auf den Rheinstrom überall herzustellen, und nennt den „Umschlag“ in der 7. Strophe nur „scheinbar“ (S. 182).

Wahrlich nicht aus Lust an der Polemik, meine Damen und Herren, habe ich diese (keineswegs vollständige) Aufzählung von Fehlinterpretationen gegeben, sondern nur, um anzudeuten, wie leicht ein überwiegend geistesgeschichtliches Interesse den Weg zu einer gerechten, zu einer werkgerechten Auslegung verfehlt. Eine solche Auslegung können wir jetzt nicht mehr versuchen. Doch ist, hoffe ich, einsichtlich geworden, daß die Randbemerkung über das Gesetz dieses Gesanges unbedingt ernst genommen werden muß, und daß *Der Rhein* nichts weniger ist als Ausdruck einer zuchtlos schweifenden Begeisterung.

Weil sich am Prinzip des Stoffs die künstlerische Darstellung am greifbarsten demonstrieren läßt, sei zum Schluß noch kurz darauf hingewiesen, daß es also kein Zufall ist, wenn an den durch jene Randbemerkung deutlich bezeichneten Stationen der Entwicklung eine Parallelität im Motivischen sich offenbart. Der Stoff schreitet zunächst durch die ersten beiden „Parthien“, die den Lauf des Rheins darstellen, gleichsinnig, ohne Entgegensetzung fort und beschreibt dann in den beiden nächsten „Parthien“ (Strophen 4—6 und 7—9), auf halbem Raume oder in halber Zeit, zwei entsprechende Entwicklungslinien in verjüngtem Maßstab, und zwar bringt die dritte „Parthie“ die allgemeine Anwendung der mit naiver Tendenz gestalteten Naturerscheinung (des Stromlaufs), das Schicksal des Vorkämpfers schlechthin, mit heroischer Tendenz, und die vierte, ebenfalls mit heroischer Tendenz, die besondere Anwendung, das Schicksal des Vorkämpfers Rousseau. An den drei sich ergebenden Endpunkten oder Stationen taucht notwendig das gleiche Motiv des gestillten Sehnsens und der Beruhigung auf — v. 83—89:

Und schön ists, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut
Der Vater Rhein und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Und v. 130—134:

Dann ruht er, seeligbescheiden,
Denn alles, was er gewollt,
Das Himmlische, von selber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jetzt, da er ruhet, den Kühnen.

Und drittens, v. 166—179:

Und herrlich ists, aus heiligem Schlafe dann
Erstehen und aus Waldes Kühle
Erwachend, Abends nun
Dem milderen Licht entgegenzugehn,
Wenn, der die Berge gebaut
Und den Pfad der Ströme gezeichnet,
Nachdem er lächelnd auch
Der Menschen geschäftiges Leben
Das othemarme, wie Segel
Mit seinen Lüften gelenkt hat,
Auch ruht und zu der Schülerin jezt,
Der Bildner, Gutes mehr
Denn Böses findend,
Zur heutigen Erde der Tag sich neiget. —

Die letzte „Parthie“ nun, die „mit durchgängiger Metapher“ (das bedeutet hier im wörtlichen Sinn: mit durchgängiger Übertragung, Umkehrung) und mit idealischer Tendenz „alles ausgleicht“, geht (v. 180) von eben diesem Motiv der Beruhigung und des gestillten Sehns aus: „Dann feiern das Brautfest Menschen und Götter“ — und endet mit dem Motiv, womit der Gesang bisher dreimal eingesetzt hatte: dem Motiv der wachen Unruhe des Einzelnen in Übergangszeiten.

Hier sind die Lesarten wieder überaus lehrreich. Die Schlußstrophe lautete in einer früheren, gemäß der Regel noch 14 Verse zählenden Gestalt, anknüpfend an das kurz vorher gesprochene Wort von dem schwer zu tragenden Unglück und dem noch schwerer zu tragenden Glück, folgendermaßen:

Und du sprichst ferne zu mir,
Aus ewigheiterer Seele,
Was nennest du Glück,
Was Unglück? wohl versteh' ich die Frage,
Mein Vater! aber noch tost
Die Welle, die mich untergetaucht
Im Ohr mir, und mir träumt
Von des Meergrunds köstlicher Perle.
Du aber, kundig der See,
Wie des vesten Landes, schauest die Erde
Und das Licht an, ungleich scheint das Paar, denkst du,
Doch göttlich beide, denn immer
Ist dir, vom Aether gesendet
Ein Genius um die Stirne.

(Der hier angeredete „Vater“ ist „Vater Heinze“, Wilhelm Heinse, dem der Gesang ursprünglich gewidmet war wie auch die Elegie *Brod und Wein*. Erst später, vermutlich auf die Nachricht von Heinses Tod am 22. Juni 1803, wird für seinen Namen der des Homburger Freundes Isaak von Sinclair eingesetzt.)

Was nun die frühe Fassung der Schlußstrophe angeht, die Sie eben gehört haben, so mußte sie wohl deshalb getilgt werden, weil in ihr das Gedicht zu heiter und harmonisch ausklang, weil das Motiv der Unruhe, das nach dem strengen Baugesetz in der umgekehrten fünften „Parthie“ betont am Schluß erscheinen muß, in ihr nicht deutlich genug herauskommt — die endgültige Fassung der Strophe erfüllt die Forderung des Baugesetzes besser:

Dir mag auf heißem Pfade unter Tannen oder
Im Dunkel des Eichwalds gehüllt
In Stahl, mein Sinklair! Gott erscheinen oder
In Wolken, du kennst ihn, da du kennest, jugendlich,
Des Guten Kraft, und nimmer ist dir
Verborgen das Lächeln des Herrschers
Bei Tage, wenn
Es fieberhaft und angekettet das
Lebendige scheint oder auch
Bei Nacht, wenn alles gemischt
Ist ordnungslos und wiederkehrt
Uralte Verwirrung.

Und noch ein weiterer Interpretationshinweis, den das „Gesetz dieses Gesanges“ darreichen kann: In der Fuge zwischen erster und zweiter „Parthie“ als dem Wendepunkt zwischen Progreß und Regreß der „Form“ darf man rein theoretisch die „Bedeutung“, den „Grund“ des Gedichtes als dessen Formalmaterielles oder Geistigsinnliches suchen und findet sie auch praktisch dort am klarsten, in der Gestalt einer Pindarischen *γνώμη*, ausgesprochen:

Ein Räthsel ist Reinent sprungenes.

In der Tat ist dieses „Räthsel“ der eigentliche Gegenstand des Gedichts: wie der ungestüme Aufbruch einer aus reinem Ursprung stammenden Jugend doch immer an der weise leitenden Hand eines übermächtig hemmenden Schicksals zu einem echten Ausgleich in schöpferischer Leistung gelangt. — Und beachten Sie, wie genau dieser „Grund“ des Gedichtes in der Mitte steht, im Gipfelpunkt des Bogens, der in großartigem Auf und Ab sich durch die ersten sechs Strophen wölbt: Pro-

greß und Regreß der „Form“ kommen auch darin zum Ausdruck, daß in der ersten „Parthie“ die Darstellung vom sinnlichen Bild zur Spruchweisheit aufsteigt und in der zweiten den entgegengesetzten Weg nimmt ¹ — und dieser Spruchweisheit sind von der Schlußstrophe der ersten Trias die letzten acht Zeilen gewidmet, von der Anfangstrophe der zweiten die ersten acht; dann wendet sich die Rede wieder dem Stromlauf zu — so genau in der Mitte also steht, in der Anfangszeile der zweiten „Parthie“, der „Grund“ dieses streng gebauten Gesangs:

Ein Räthsel ist Reinentprungenes.

¹ Vgl. Böckmann, a. a. O., S. 393.

FEST UND FEIER

EIN BEITRAG ZUM WORTGEBRAUCH HÖLDERLINS

VON
HINRICH KNITTERMEYER

Der Versuch, vom Wortgebrauch her sich das Verständnis Hölderlins aufzuschließen und gar seinen Anspruch an die Gegenwart sich zu bedeuten, mag auf den ersten Blick fragwürdig genug sich ausnehmen. Es scheint dem Philosophen mehr als dem Dichter gemäß zu sein, in Gegensatz und Zusammenhang der tragenden Grundbegriffe das Eigentümliche seines Wesens aufzufangen. Dem Dichter geht es offensichtlich nicht darum, ein Ganzes aus einzelnen Bausteinen aufzuschichten. Er ist berufen, das Ganze zu offenbaren, das ursprünglich in ihm beschlossen ist. Die Dichtung ist kein systematisches, sondern ein intuitives Ganzes. Sie wird verkündet und gestiftet. Sie ist „ein lebendiges Geschöpf eigener Art“¹, dem man nicht durch systematische Analyse und Reflexion auf ihre elementaren Voraussetzungen beikommen kann, sondern das man in seiner schöpferischen Selbstausslegung nachzuschaffen und zu verstehen hat. Auch die Dichter sollen ja „nicht mit eigenem Sinn zornig deuten“ (IV, 217), sondern rein die „himmlische Gabe . . . reichen“ (IV, 153).

Aber es ist ein Unterschied, ob man vom Begriff ausgeht oder vom Wort. Zwar steht das Wort in der Dichtung nicht für sich. Wie es sich einfügt in den Strom der Worte, so nur gibt der vollere Sinn sich kund. Aber Hölderlin ist es eigentümlich, dem Worte als solchem verhaftet zu sein. Er ist gar nicht darauf aus, mehr als billig das Wort zu wechseln. Das Selige, Heilige, Himmlische meldet sich ohne Unterlaß, wo es ein Höchstes zu verherrlichen gilt. Wonne, Fülle, Trunkenheit können zuzeiten ebenso wie die Trauer oder der Zorn ganz den Ton auf sich ziehen. Es ist aufs Ganze immer eine übersehbare Zahl von Worten, in denen das Gedicht sich sammelt und deren Ton ihm den besonderen Klang gibt. Er „hört . . . es gern, das Wort“ (IV, 192), von dem er

¹ W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, 7. Aufl., Leipzig und Berlin 1921⁷ S. 200.

Trost und Gewißheit empfängt; er muß es „erprüfen“ freilich und oftmals zuwarten, bis das „kühnere Wort“ sich ihm zueignet, oder das „frömmere“ auch (IV, 118, 309); aber im Hintergrund birgt sich immer eine „Fülle der goldenen Worte“ (IV, 183), und deren „Spur“ (IV, 233) ist es, in der die Dichtung eigentlich fährt. Selbst die dichterische Prosa unterscheidet sich dadurch von dem abgezwungenen Brief oder der mühsamen Abhandlung, daß der Klang bestimmter Worte je und je in ihr widertönt und den Zusammenhalt wie durch einen melodischen Zauber verbürgt.

Ein einzelnes Wort oder deren zwei, die so wie Fest und Feier auch sprachlich zusammenhängen, aus solcher Fülle herauszulösen, mag bedenklich genug sein, da es vielmehr darauf ankäme zu vernehmen, wie diese herausgehobenen Worte von dem Zusammenhang getragen und belebt werden und mit ihrem eigenen Klang in das Gefüge der Dichtung eingehen. Aber wenn für die Nennung des „Liebsten“ solche „Worte, wie Blumen entstehn“ (IV, 122), mag es doch einen wenigstens vorbereitenden Sinn haben, diese Blumen auch im einzelnen zu betrachten, obzwar sie auch als einzelne erst voll heraustreten, wo sie in einen Teppich verwoben sind. Fest und Feier aber sind der Dichtung so nahe wie nur möglich gesellt. Es gehören die Gesänge zum Fest, aber auch die Dichtung selbst ist eine Feier des Daseins.

Dazu kommt ein Anderes. Niemals wird die Vergangenheit mit ihrem Anspruch an uns sich voll erschließen, wenn wir nicht zugleich einen eigenen Anspruch an sie geltend machen. Die eigenen Nöte und Fragen dürfen sich nicht verbergen, wo das Gespräch gesucht und die Nähe der Dichtung erspürt sein will, die dem Zeitlichen sich nicht deshalb versagt, weil sie ein Ewiges auslegt. „Die ewigen Götter sind voll Lebens allzeit“ (IV, 179). Es ist aber die Not unserer Zeit, daß sie aus der Hast der Arbeit sich nicht herauszulösen vermag, und es ist das Verhängnis der heutigen Menschheit, daß sie an die Zwangsläufigkeit eines Könnens ausgeliefert ist, das immer erbarmungsloser sich gegen sie selbst wendet und die Pause nicht mehr duldet, in der ihr der freie Atem zu neuem Lebensbeginn sich zurückschenken könnte. Die „Entfesselung des menschlichen Herrschaftswillens“ hat in Wahrheit zu einer Dämonie der „Leistungen“ und „Berechnungen“ geführt, in deren Gefangenschaft der Mensch sein Leben an die Arbeit verloren hat¹. Die Feier ist heute fast immer mit Hintergedanken verknüpft, die sie einem Zweck botmäßig machen, oder sie gibt nur die Gelegenheit

¹ Vgl. Hans-Georg Gadamer, Hölderlin und das Zukünftige, in: Beiträge zur geistigen Überlieferung, Godesberg 1947, S. 72 f.

frei zu belangloser Zerstreuung. Die Feier verliert sich im Alltäglichen oder sie proklamiert und propagandiert eine Forderung an die Zukunft, aber sie versteht sich nicht mehr als die Gewißheit, in der die Menschen als gegenwärtige da sind und des „seligen Tages“ (I, 62) froh werden¹. Vielleicht ist Hölderlin berufen, einer Gegenwart das Wort zu leihen, in dem der eigentliche Sinn des Festes sich wieder freizusprechen vermöchte.

Feier und Fest gehen beide auf die lat. *feriae* zurück, auf die „Tage, an denen keine Geschäfte vorgenommen werden“. „Glauben Sie nicht“ — schreibt Hölderlin an Schiller —, „daß ich feire, wenn ich nicht von meinen Beschäftigungen spreche“ (II, 389). In dem gleichen Sinne bekennt er der Mutter, daß er seine „Feierstunden“ „in guter wohlmeinender Gesellschaft“ zubringt (IV, 497). Im allgemeinen aber hat das Wort den anspruchsvolleren Sinn, wie er dem Fest ausschließlich eignet. Dabei wird es kaum sich lohnen, auf einen Unterschied im Sprachgebrauch beider Wörter zu reflektieren. Vielleicht ist das Fest die augenblickliche und volle Höhe der Feier, die selber mehr den stillen Untergrund und die innere Handlung ausdrückt, die das Fest bereitet und geleitet. Der Mensch festet nicht, aber er feiert. An einer Stelle hat Hölderlin das Zwiefältige betont:

Und das Schweigen im Volk, ist es die Feier schon
Vor dem Feste? die Furcht, welche den Gott ansagt?
(IV, 132)

In den späteren Zeugnissen findet sich wirklich das Fest vor der Feier fast eindeutig bevorzugt, und nur die Feiertage bleiben daneben in Geltung. Aber solche Beobachtung kann kaum dazu nötigen, die Betrachtung aufzuspalten und die feierliche Zurüstung von dem festlichen Vollzuge zu trennen.

Dagegen wird in der Sache zu gliedern sein. Zunächst wird ein kurzer Überblick über den alltäglichen Sprachgebrauch gegeben. Sodann werden die verschiedenen Ansätze ins Auge gefaßt, in denen die Feier am Begegnenden sich zu erfüllen sucht. Schließlich wird sich zeigen, daß sie in die Begegnung mit dem Tod ihrer entscheidenden Tragweite inne wird. Jetzt erst sind wir gerüstet, den Sinn zu verstehen, mit dem sie vor allem in den späten Hymnen auch das Leben heiligt und selber zum eigentlichen Begegnis wird. Dabei wird dann auszumachen sein, wie der Anspruch der Transzendenz in ihr Wort wird.

¹ Die römischen Ziffern vor den Seitenzahlen verweisen auf die 3. Auflage der Hellingrathschens Ausgabe, während die arabischen Ziffern sich auf den bisher einzigen Doppelband der Reißnerschen Großausgabe beziehen.

„Es gibt kein Fest, das nicht aus dem Kult lebte.“¹ Auch für die Heutigen gliedern die kirchlichen Feste selbst dann noch den Rhythmus des Jahres, wenn der Glaube an das kirchliche Heilsgeschehen die Menschen nicht mehr bindet. Auch in den verworrensten Zeitläuften lebt der Mensch dem Fest entgegen, so wie er dem Sonntag entgegenlebt, der die Woche gliedert und der es verhindert, daß ein Tag wie der andere vorübergeht und das Leben in den Geschäften sich verliert und verbraucht. „Dem Täglichen gehör ich nicht“ (I, 286). „Der Menschen geschäftiges Leben, das stundenlange“ (IV, 349), bedarf herrscherlicher Lenkung, und zwar einer solchen, die von den Ursprüngen her sich gibt und nicht gewaltsam gemacht wird. Hier mag der Kreislauf des Jahres und auch des Tages den Untergrund abgeben. Auch die christlichen Feste wiederholen sich in dem Rahmen dieser kreisenden Ordnung, und der Mensch versteht sein eigenes Leben nach den runden Jahren, die so ihm beschieden sind. Hölderlin ist gewiß der Letzte, der nicht die Morgenröte ebenso wie den goldenen Mittag und den Abendstrahl mit immer neuer Andacht zu feiern vermocht und der nicht den Frühling und den Herbst als Verheißung und Erfüllung alle Jahre neu begrüßt hätte. Die Sonne und der Himmel sind wie letzte Gewißheiten, die sein Dasein überstrahlen. Aber sie sind alles andere als die Repräsentanten eines naturgesetzlichen Kreislaufes, der in dem gleich-gültigen Ablauf einer „objektiven“ Zeitfolge sich erschöpfte. In sie hinein ergießt sich je und je der Segen eines vollen Augenblicks, wie er nur den Menschen und den Göttern sich schenkt. So gehört es zu den Voraussetzungen eines festlichen Verstehens, daß bis in das natürliche Geschehen hinein der kultische Rhythmus sich einwirkt.

Aber es ist nicht der christliche Kultus, aus dem Hölderlin schöpft. Zwar hört auch er „durch die sonntägliche Stille . . . ferner Türme Geläut“ tönen, und ihn bewegt „das Spiel der Orgel vom Hügel der Kapelle“ (II, 511). Das eigene Gerede der Menschen überkommt ein anderer Ton, wenn

Am Feiertag . . .
Fern rauschte der Gemeinde Gesang
(IV, 162)

ein Gesang also, in dem der Schauer ewiger Bezüge den Menschen überkommt und die „Sorgen“ sich stillen und die „Zweifel“. Es sind

¹ Vgl. J. Pieper, Verteidigung der Muße, Hochland Jg. 39 (1947) S. 300.

„die geheimeren Sprüche“, die aus alter, aber gewaltiger Überlieferung das Dasein binden, auch wenn das erwachende Bewußtsein wie eine „Nacht“ sich darüber legt und den Weg des Menschen dem Äußersten ausliefert. Als der Dichter in jugendlichem Enthusiasmus der „Geister lichte Schar“ der Schönheit opfern läßt, meldet sich doch die Erinnerung an die Feier „an Hochaltären“ (I, 155), und es ergreift ihn, wenn in den Schweizer Bergen von Einsiedeln her „des feiernden Klosters ernste Glocke verhallt“ (I, 143).

Hölderlin geht auch nicht gänzlich vorüber an dem großen Reigen des christlichen Jahres, und die „Weihnachtsfeiertage“ und einmal auch die „Osterfeiertage“ ziehen das Gedenken in den heimatlichen Kreis (I, 252; II, 320, 380, 444, 591 u. ö.). Als er auf der ersten Reise, die ihn aus dem schwäbischen Lebensraum hinausführt, in Erlangen Halt machte und „da den Christtag in der Universitätskirche feierte“, hat er nicht ohne Beteiligung der ein wenig ketzerischen Predigt des Franken Ammon zugehört (I, 299). Aber keine dieser Erinnerungen verläßt den Boden der Alltäglichkeit. Nirgends vernehmen wir, daß der heilsgeschichtliche Sinn der christlichen Feste ihn betroffen hätte, obwohl er sonst ein tiefes Gefühl hatte für „die wandelnde Zeit“ (IV, 47), und auch dafür, daß das Jahr seine „Vollendung“ fordert (IV, 100). Sein Zeitgefühl war wahrlich gerüstet, „der Jahre ziehenden Flug“ und der „Völkerjahre Schwung“ zu bedenken (IV, 332).

Es ist vor anderm die Wiederkehr des Geburtstages, an der Hölderlin nicht vorbeigeht, ob es sich in der frühen Jugend „um unsers Fürsten Fest“ (I, 60) oder später um den Jahrestag der „verehrungswürdigen Großmutter“ handelt, den er „mit frohen und ernsten Empfindungen . . . im Herzen . . . gefeiert“ hat (III, 381, vgl. V, 299). Die Prinzessin Auguste von Homburg „herrlicht“ mit ihrem Namen das Lied, das sie „feiern“ durfte. Es gilt, solchen „Festes“ zu gedenken und dem Dank nachzusinnen, den die Verse gleich „Blumen . . . zur blühenden Krone“ reichen mögen (I, 311 f.). Auch Hyperion verschweigt es gegen Diotima nicht, daß er „noch zu gutem Ende“ ihr „Fest gefeiert“ hat: „Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom Orient her, entlockt' uns deinen Namen, wie es den Bäumen die Blüten entlockt und alle seligen Geheimnisse der Liebe entatmeten mir“ (II, 226).

So kann auch der Besuch Stäudlins „ein Festtag“ sein (I, 283), und der Dichter mag es sich vornehmen, „ein recht fröhliches Fest feiern“ zu wollen, wenn er der Wiedergenesung eines befreundeten Wesens versichert sein darf (II, 311). Er tröstet die Mutter damit, daß es „immer ein Festtag“ (II, 320) oder doch „eine Art von Fest“ (III, 422)

sei, wenn er einen Brief von ihr empfängt. Es soll seinem „Herzen ein Fest werden“, den Bruder wiederzusehn (II, 323), wie es allzeit ein guter Tag war, wenn alte Bekannte „das fröhliche Wiedersehn feiern“ (II, 514). „Es muß eine festliche durchaus ungestörte Stunde sein“ (II, 374), wenn der Freundesbrief gelingen soll. Hier ist so wenig ein besonderer Anlaß aufzuhorchen wie bei all den „kleinen Festen“, von denen die Menschen „so befriedigt“ heimkehren (II, 513). Und in der Frankfurter Bedrängnis gewinnt das Fest sogar einen abschätzigen Sinn, wenn es mit „Besuchen . . . und Gott weiß! was allem“ in einem Atem genannt wird (II, 425).

Dem gesellt sich ein unakzentuierter Gebrauch des Wortes „feierlich“, das fast zum Förmlichen sich herabstimmt. „Wo man sich sonst recht feierlich begrüßt hatte, bot man sich jetzt die Hände“ (II, 57). So wird der Sohn „feierlich“ vom Vater verstoßen (II, 237). In einer „feierlichen Gesellschaft“ werden Blut und Seele „feierlich“ dem Bunde überantwortet (II, 263). Empedokles „verabschiedet feierlich“ seine Schüler (III, 69), und ein preußischer König wird vom Homburger Landgrafen „ziemlich feierlich bewirtet“ (II, 377). Ein Kind versteht nichts von dem „feierlichen Bombaste“ der Worte (II, 330), und die „schnellen Gestalten“ der auf den Kampf sich rüstenden Männer haben „so gar nicht Feierliches“ an sich (II, 558).

Es geht hier überall um den alltäglichen Gebrauch eines Wortes, in dem nur gelegentlich ein Weniges von dem nachklingt, was ihm in einem volleren Sinne eignet. Am ehesten ist es noch die Welt der Alten, in der die ursprüngliche kultische Bindung sich nicht verbirgt. Es beschwingt den, der im Geiste an der Stätte weilen darf, wo Homer, „der Herrliche, manche Stunde der Begeisterung gefeiert haben soll“ (II, 60). Es ist die Heiterkeit und offene Freude des griechischen Festes, die den Dichter beglückt. „An Festen darbt ja niemand, auch der ärmste nicht“ (II, 141). Die Empedoklesdichtung spannt schon äußerlich ihren Bogen vom „Feste der Agrigentiner“, das das „Ärgernis“ gab, hinüber zum „Saturnusfeste“, an dem der „letzte Wille“ des Weisen verkündet werden soll (III, 67, 227). Es wird hell um die Stirne der Jünger,

wenn der Götterfreund
Am heitern Festtag ins Theater tritt.
(III, 79)

Delos und Olympia sind für Hölderlin immer der Inbegriff festlicher Erfüllung gewesen. Es ist schon nicht mehr nur Erinnerung, wenn im 'Archipelagus'

ferne des Festtags
Chorgesang auf grünem Gebirg und das Echo der Haine

gehört wird, wenn der Dichter „die Frommen . . . am Feste“ sich „kränzen“ sieht,

und auf dem Hügel der Stadt glänzt,
Menschlicher Wohnung gleich, die himmlische Halle der Freude.
(IV, 99 f.)

Es ist gegenwärtige Gewißheit, wenn in 'Brot und Wein' das „selige Griechenland“ als ein „festlicher Saal“ geschaut wird, wo der Boden das Meer und die Tische die Berge sind,

Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!
(IV, 121)

Damit sind wir aber bereits auf den Boden der eigentlichen Problematik übergetreten.

II.

Aber es gilt zunächst auch da noch zu verhalten. Der Jüngling sucht die Feier. Er sucht sie in den bewegenden Begegnissen seines Lebensumkreises. Dabei ist es gefährlich, von vornherein trennen zu wollen. Hölderlin hat von früh auf die Trennungen der Philosophie als etwas Schmerzliches empfunden, die nur mittels der Spannung von Natur und Freiheit sich der schöpferischen Erfüllung des Daseins zu vergewissern vermag. Insoweit daher eine gewisse Gliederung vonnöten ist, wird man sie doch nicht überspitzen dürfen und in der Natur so wenig die „Freundin“ des Menschen wie „im menschlichen Gewande die namenlose Königin“ (I, 177) verkennen.

Die Natur aber ist es, in die Hölderlin von früh auf wie in einen „Tempel“ hinaustritt. Die lange Trennung der Geliebten muß nur das Bild darreichen, um die Sehnsucht zu veranschaulichen, mit der der Dichter auf die „einsame Heide“ eilt, um sich hier mit den „schattigen Eichen“, die sie „umdämmern“, „ein Fest zu bereiten“ (I, 29). Es ist die Einsamkeit, die den „menschenhassenden Trübsinn“ scheucht und jene „stillen Freuden“ freigibt, über denen der Mensch dem Menschen sich vertrauen mag. So „jauchzt die Erde“ und „feiert im Perlenschmuck Den Sieg des Tages über das Graun der Nacht“, um doch auch nur hinüberzuleiten zu der schöneren Herrlichkeit, mit der „des Menschen Seele“ aus dem Nichts heraustritt (I, 31). Und auch als Hölderlin 1791

auf seiner Schweizerreise von Einsiedeln her den Vierwaldstättersee grüßt, da ist es der „Quell der Freiheit“, der ihm diesen Tag „festlich“ wie keinen „vom rosigen Himmel“ sinken läßt (I, 143). Die „schöne feierliche Nacht“ läßt den Freundesjubel nur „heiliger und reiner“ tönen (I, 162). Der „glühende Festtag der Natur“, dem Diotima sich aufsparen soll, steht im Zeichen des wieder befreiten Vaterlands (II, 223), und „des Frühlings holdes Fest“ ist zuinnerst die sorgenlösende „Versöhnungszeit der Welt“ (II, 284). Überall ist die Natur der heimatliche Raum, der die menschlichen Gefühle reinigt und den Boden letzter Gemeinschaft bereitet.

So ist es vorab die Freundschaft selbst, der die Feier gilt. Ihre „allgewaltige Magie“ (I, 148) hat Hölderlin von Anbeginn gebunden. Ihr „heiliger Fels“ ist „auch im engbeschränkten Kreise“ der Trost, der sich ihm nie versagt hat (I, 175). So strömen „am Tage der Freundschaftsfeier“ die von Klopstock, Schubart und Stolberg beschwingten Hymnen das Freundeswillkommen aus:

Nur Einen Tag mit Saitenspiel
Und Flötenklang, und Hörnern und Hoboen,
Mit Chören von singenden rosichten Mädchen,
Und kränzetragenden blühenden Knaben
Nur einen Tag zu feiern!

Der „schöne, selige, ewige Bund“ ward geschlossen beim Duft des ersten Heus, und er sollte gefeiert werden,

Wann zum erstenmal wieder
Des Schnitters Sichel
Durch die goldnen Ähren rauscht;
So feir' ich ihn, den seligen Tag.

Der Einklang der Freundesherzen, tief in das vollendende Geschehen der Natur verwoben, hebt hinaus über die Torheit der Zeit:

O, kommt in meine Arme!
Wir feiern das Fest
Der Freundschaft heute.

In der Freundschaft schenkt sich der Kairos, der dann auch die große Tat freigeben wird, die in das Gedächtnis der Geschichte eingeht:

Jetzt laßt uns feiern,
Laßt uns feiern
In meiner Halle den seligen Tag.
(I, 58 ff.)

Die gleiche festliche Gewißheit kehrt im 'Lied der Freundschaft' wieder, wo „des Bundes Feier“¹ das Herz freier schlagen läßt und allem Edlen die Seele bereitet. Der Ton der Freundesdichtung hat sich hinfort gewandelt, aber nie ist Hölderlin darin wankend geworden, daß er den „ausgemachten“ Freund „in jeder Silbe von neuem feiert“ (V, 307).

Wie die Freundschaft die gemeinsam zur Idee aufstrebenden Geister verbindet, so gilt die Feier gleichermaßen dem, was der Dichter im Reiche der Idee sieht. „Feierliche Huldigungen“ werden der „Unsterblichkeit“ wie der „Harmonie“ dargebracht (I, 119 u. 132). Überall, wo Dilthey die „Ideale der Menschheit“ beschworen fand, ist auch ein Anlaß der Feier gegeben.

Feiert, wie an Hochaltären
Dieser Geister lichte Schar,
(I, 155)

die der „Schönheit“ sich verbinden. Daß „die Unermeßlichkeit“ die „Freiheit“ „feire“ (I, 159), daß „in namenlosen Wonnen . . . Welten“ den „Genius der Jugend“ „feiern“ (I, 171)², daß überhaupt

in seiner Siegesfeier
Götterlust der Geist genießt,
(I, 165)

konnte der jugendliche Hölderlin nicht überschwänglich genug bekräftigen. Es sind dieselben „Götterstunden“, die er bei Neuffer „feierte“ (I, 261), und deren Gewißheit ihm unverloren war, als er später der Schwester versicherte: „Freilich muß alles gefeiert werden, was gut und heilig ist“ (V, 301). Auch der 'Hyperion' denkt im Schein der „Sonne des Schönen . . . gerne des Festtags“, den ihm dieses Licht der Verjüngung gewähren muß (II, 191); und die „künftigen Vaterlandsfeste“, denen Diotima sich sparen soll, gelten ebenso den „ewigen Sternen“, die über dem derzeitigen Alltag aufglänzen (II, 223 f.)³.

¹ I, 105; die zweite Fassung I, 107 nennt statt dessen die „frohe Feier“; vgl. auch I, 162: „das ernste Fest“.

² In der handschriftlichen Fassung des Gedichtes 'Der Gott der Jugend' heißt es ähnlich: „Ihn feiert nah und ferne, Auf goldbeblümter Flur, Im stillen Raum der Sterne Die selige Natur“ (I, 490).

³ In diesen Zusammenhang würden auch einige Verse des ungesicherten Fragments 'Der Aristokrat' gehören: „Die Freude muß hinaus in's Leben, Sie schüfe kühn sich eine Welt, Um ihre Laute drein zu weben, Wenn sie den heiligen Festtag hält“ (II, 609).

Aber schon hat die Ferne der Ideale sich in die Nähe einer Liebe eingebildet, die auch die Feier in dem nächsten Begebnis sich erfüllen läßt.

Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Schön ihn nieder.

(I, 247)

Das sind die beiden ersten Stadien des 'Lebenslaufs', denen noch ein drittes folgen muß, um den Ursprung offenbar zu machen. Hölderlin hat Diotima gefunden. Er hat sie „ahndend . . . in der Liebe Feierstunden“ gesehen (I, 214, 217) und sich ihres unüberbietbaren Daseins vergewissert. Wenn er „ihr Andenken feierte“, erfüllten den Hyperion „namenlose Begeisterungen, wo das irdische Leben tot und die Zeit nicht mehr ist, und der entfesselte Geist zum Gotte wird“ (II, 518). Seligkeit überkommt ihn, wenn Bild oder Wort ihm vor die Seele tritt, und die Welt selbst verwandelt sich: „Die stille Natur schien mir das Fest meines Herzens mitzufeiern; die Sterne blickten freundlicher durch die Zweige; lieblicher duftete der Othem der Blüten“ (II, 521). „Festlich lächelnd“ sinken die einander sich Gelobenden Seite an Seite auf die Knie, um die tiefe Einheit ihres Lebens mit der Natur „durch Liebe“ zu bezeugen (II, 213). So bringt auch in der 'Emilie' „ein guter Genius“ das Geschenk der Liebe zuwege, mit dem

ein neuer Tag beginnt,
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

(I, 290)

Wieder ist die mütterliche Sonne mit den Liebenden im Bunde, und die Bäume des Gartens

streuten auch ein hold Geschenk herab,
Zu meinem Fest, vom Überfluß der Blüten.

(I, 297)

Wie der Frühling die Liebe stiftet, so erneuert der Herbst ihr Gedächtnis. Als sein „Bruder“ ist er „voll milden Feuers eine Festzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangene Freuden der Liebe“ (II, 203). Endgültig hebt das Fest der Liebe über den Widerstreit von Natur und Idee hinaus, dem Hölderlin doch niemals ganz sich auszuliefern vermochte, und verlockt dazu, auch „in der Materie einen Geist zu glauben“ (II, 495). Alle Sehnsucht verlangt auch da, wo der Schmerz dazwischen getreten ist, nach der Wiedereingründung in der Liebe geheim-

nisvolle Mitte: „Könnt' ich sie dir zurückbringen, diese stille Feier, diese heilige Ruhe im Innern, wo auch der leiseste Laut vernehmbar ist, der aus der Tiefe des Geistes kömmt, und die leiseste Berührung von außen, vom Himmel her, und aus den Zweigen, und Blumen“ (II, 69).

So scheint eine Gegenwart gewonnen, die auch über das nächste Erfahren hinaus die poetische Verklärung der Wirklichkeit besiegelt. Die Gegensätze vereinigen sich, um sich zu höherer Harmonie zu steigern. Das „Stille“ und das „Bewegte“ sind eins wie im Grunde des „Sternenhimmels“. „Solche Festzeit“ (II, 145) knüpft alte Bande neu und führt alles Lebendige auf seinen inneren Gipfel. „Es war so sichtbar, wie auch der Vogel sein Fest hat und das Tier“ (II, 146). Natur und Geist vergegenwärtigen sich durcheinander und lösen den „seligen Feierabend“ aus, an dem Landschaft und Geschichte sich verschmelzen (II, 106). Nirgends hat sich dies Bündnis so vollkommen erfüllt wie bei den Griechen, wo „alles Menschentum . . . ein Fest“ war (II, 252 f.). „Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte. Ihn feiert', ihm nur opferte sie“ (II, 193). So konnte der Mensch selbst als das Wesen, in dem die Gegensätze am schönsten sich einigten, neben die Götter treten; und wo die „frommen Gemüter das Fest der Panagia, und anderer Seligen“ begingen, da mochte es geschehen, daß ein Wesen wie Diotima, dem „die alten Dichter und Weisen“ so vertraut waren, „das Andenken großer Menschen . . . ungefähr ebenso feire“ (II, 519). Wie in Liebe und Gebet, so enthüllt sich in der Feier das Innerste des menschlichen Wesens (II, 284).

III

Aber noch ist ein letztes Begebnis nicht bewältigt, dem das Leben unausweichlich entgegenght und in dem es erst seine wirkliche Vollendung erfährt: der Tod. Hölderlin hat zwar auch die Liebe ins Totenland hinabsteigen lassen (I, 111); er hat das Vaterland als Tod und Himmel des Jünglings ausgegeben (I, 148); er hat sogar über der Sehnsucht nach Griechenland sein Herz als den Toten angehörig erkannt (I, 180). Aber er hat doch über dem Begebnis mit Diotima sich dem Leben zurückgegeben gefunden:

Lange tot und tiefverschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,

Seine Zweige blühen und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt.
(I, 212)

Noch entschiedener heißt es in dem anderen der beiden Gedichte, die dann doch nicht den Weg in Schillers Musenalmanach fanden und insoweit die schwerere Krisis nur beschleunigten:

Das Leben ist zum Tode nicht erkoren.
(I, 225)

Aber während die Hyperiondichtung noch aufs Ganze gesehen der Feier dieses neu beschwingten Lebens gewidmet ist, leitet ihr Ausgang doch schon über zu dem Empedoklesthema, in dem der Tod als die Freigabe des eigentlichen Lebens gefeiert wird:

Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in schauerndem Verlangen
Wirfst dich hinab, in des Ätna Flammen.
(I, 240)

„Die Totenfeier von allem, was einst da war“ — in dem Melitefragment —, die als ein „Gefühl der Vergangenheit“ sich auslegt (II, 73), verrät gewiß noch das mächtigere Verlangen nach Leben und Gegenwart. Auch Diotimas Traum einer „göttlichen Gemeinde“ — in dem Fragment 'Hyperions Jugend', das nach dem Jenaer Zusammenbruch niedergeschrieben war — ist nur in einem wehmütigen, nicht in einem siegenden Sinn Erfüllung. Es ist die „andere Welt“, in die der Dichter flüchtet, aber nicht die gegenwärtige, die sich im Tode vollendet. „Wir singen andere Lieder, wir feiern neue Feste, die Feste der Heiligen in allen Zeiten und Orten“ (II, 523). Die Einbildungskraft schweift in ein Allgemeines, wo die Grenzen von Abendland und Morgenland verschwimmen, aber sie grüßt nicht den Tod als Befreier. Auch wenn es in der endgültigen Hyperiondichtung heißt, daß „Einer nur seine Feste unter euch hat; das ist der Tod“, dann vertritt der Tod hier die Herrschaft von „Not und Angst und Nacht“ (II, 141), gegen deren düstere Gewalt das lichte Reich der Sonne sich absetzt. Eher schon deutet auf Kommendes hin, wenn Alabanda ein „nie Gehörtes“ sagt: „Ich fühl in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden“. Hier greift die

Gewißheit irgendwie über den Tod hinaus und fürchtet ihn nicht mehr: „Alle Scheidenden sprechen wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich“ (II, 265).

Was hier aber höchstens am Rande sich ausspricht, steht in den Empedoklesentwürfen im Mittelpunkt; alles einigt sich in dem hohen Ziel, „den Tod des großen Mannes zu feiern“ (III, 71). Noch enthüllt sich dem Archonten nicht der volle Sinn:

Ein wildes Fest sind alle Tage worden,
Ein Fest für alle Feste und der Götter
Bescheidne Feiertage haben sich
In Eins verloren.
(III, 83)

Es sieht so aus, als breite sich das Leben in romantischem Mißverständnis zu einem unendlichen Feste aus, wo doch in Wahrheit es um die Krönung des Festes in dem Einen Augenblick geht, da der Tod Erfüllung schenkt. Freilich deutet auch Empedokles mit Bezug auf die ihm anhangende Tochter des Archonten zuvor noch einmal auf eine freundlichere Lösung. Er nimmt ihre eigenen Worte vom „heiteren Festtag“ auf¹ und möchte die „fromme Träumerin“ nach Elis oder Delos verweisen, wo „Hellas schöne Jugend“ sich versammelt,

Und hoffnungsfrohes Leben überall
Wie goldenes Gewölk, das stille Herz
Umglänzt.

Er getröstet den Jünger Pausanias, den „Langvertrauten“, dessen, daß ihrer „Feierstunden keine sich . . . ungeteilt“ verloren habe, obschon „das Große“ bereits bevorsteht (III, 131). Aber dann verbirgt er es vor dem Archonten und dem Volk nicht länger, daß er das „ernste langverhaltne“ Wort schon oft ihnen hätte offenbar machen wollen:

Und freudig ungeduldig rief ich schon
Vom Orient die goldne Morgenwolke
Zum neuen Fest, an dem mein einsam Lied
Mit euch zum Freudenchore würd, herauf.
(III, 145)

Jetzt ist die Zeit dieses einsamen Liedes gekommen. Der Herbsttag ist da, und die Frucht fällt von selbst. Der Tod ist ein Bad der Verjüngung.

¹ III, 79 und 112. Freilich spricht nicht Panthea, sondern Rhea sie zuerst, aber doch in Gemäßheit ihres Horizonts.

Und selbst die Völker sind solcher Gnade gewürdigt, wenn sie nur „zu rechter Zeit“ den „reinigenden Tod“ wählen.

O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt!

Die Vergangenheit muß mit ihrer Sitte und ihrem Brauch und selbst mit ihren Göttern über dem Neuen vergessen werden, das sich „an des Himmels Licht“ entzünden will und das auf „richtige Ordnungen“ und festes Gesetz den neuen Bund gründen wird, der die Knechtschaft abzulösen berufen ist.

Dann o ihr Genien der wandelnden
Natur! dann ladet euch, ihr heitern,
Das freie Volk zu seinen Festen ein,
Gastfreundlich! fromm!

(III, 147)

Das ist die Verheißung, die das neue Fest jenseits des Todes verklärt, das ist die Aussicht auf die „neuen, männlicheren“ Saturnustage, bei deren Feier dann doch die Vergangenheit sich dem Zukünftigen wieder gesellen darf:

Zum Feste komme, wie vom Frühlingslicht
Emporgesungen, die vergessene
Heroenwelt vom Schattenreich herauf.

(III, 150)

Dann, wenn

Den Göttern der Natur ein Fest zu bringen
Ihr einst heraus zum heiligen Haine geht,

(III, 156)

wird auch das „Lied“ des Empedokles sich wieder vernehmen lassen und seinen Segen spenden. So können zuletzt nach dem Geschehen des Opfers die Nächsten, Pausanias und Panthea, einander bekennen:

Paus. So gehet festlich hinab,
Das Gestirn! und trunken
Von seinem Lichte glänzen die Täler?

Panth. Wohl geht er festlich hinab —
Und freudiger wirts und heller auch.

(III, 170)

Doch es hat dem Dichter gefallen, das Geschehen auf dem Ätna selbst noch einer tieferen Deutung zu unterziehen. Empedokles er-

wacht in der Nähe des Gipfels und fühlt sich in seiner Kraft gesteigert, als das „unterirdische Gewitter . . . festlich auferwacht“ dem verwandten Göttlichen entgegönt (III, 203). Als dann Pausanias sein Schicksal an das des Empedokles binden will, da wehrt dieser ab und mahnt ihn zu menschlichem, wenn auch sein gedenkendem Wandel:

Es rauscht und regt durch alle Lande sich
Und wechselt, jung und leicht, mit frommem Ernst
Der geschäftige Reigentanz, womit den Geist
Die Sterblichen, den alten Vater feiern.

Die Welt soll ihren Weg fortsetzen, auch wenn dem Einsamen „das zarte Saitenspiel“ zerschlagen ist, mit dem er einst

Ein feiernd Lied in Jugendlust gesungen
(III, 211)

hatte. Es wäre freilich „herrlich“,

wenn in die Grabesflamme
So Arm in Arm statt Eines Einsamen
Ein festlich Paar am Tagesende ging?
(III, 214)

Doch so ist es dem Menschen nicht beschieden. Der Tod fordert den Einzelnen. Die Geschöpflichkeit ist so geartet, daß sie zwar auf ihrer Wegstrecke auf die mannigfachste Weise zum Verein streben darf, daß Anfang und Ende aber das Leben je für sich betreffen. Solches ist indessen nicht nur Strafe und Verhängnis, sondern es ist „unschuldiger“, daß das Dasein im Angesicht des Todes nicht auch noch mit fremdem Schicksal belastet ist; vollends wenn der Tod gesucht wird als die läuternde Höhe des Lebens. Im existentiellen Bereich steht der Mensch allein der Transzendenz gegenüber. Da gehört „des Menschen Sinn sich eigen an“. Da ist es auch „leichter . . . , und sicherer“, durch den Menschen neben sich nicht abgelenkt zu sein und gleich „des Waldes Eichen“ ohne Wissen um den Nachbarn das Gesetz des eigenen Lebens zu erfüllen.

So gesellt sich dem auf Letztes sich Ausrichtenden statt des Genossen und Jüngers die „allerfahrene“ Stimme des Greises, wie um ein endgültiges Selbstgespräch freizugeben. Er ist nicht gekommen, um auf Nebensächliches abzulenken. Er anerkennt die Situation, vor der Empedokles steht:

O scherze nicht, und ehre doch dein Fest,
Umkränze dir dein Haupt, und schmück es aus
Das Opfertier, das nicht vergebens fällt.

(III, 219)

Aber er möchte ihn „nicht unbesonnen“ hinablassen und fragt, ob nicht auch für ihn „schwarze Sünde“ sei, was nur den Einen, Größeren zu adeln vermag, der „liebend . . . , was sterblich ist, an seinen Busen“ nimmt und die Versöhnung zwischen Gott und Mensch als die Frucht seines Opfers zuwegebracht. Das ist der Zweifel, der Hölderlin immer nahe gewesen ist. Aber er hat das Mysterium des Todes zu konkret wieder und wieder an sich herankommen fühlen, um durch eine solche Besinnung noch irre werden zu können. Er wandelt in der Gestalt des Empedokles „heilige Pfade“. Er hat Unsagbares erlitten und „gewaltiger, wie Wasser, . . . die wilde Menschenwelle“ sich an die Brust schlagen lassen. Er hat lernen müssen, wie es ist, wenn der Vater den Sohn nicht mehr erkennt und das Wort des Menschen nicht mehr verständlich ist. Jener Liebende ist „der scheidende Gott“ seines Volkes. Diese Einrede kann ihn nicht mehr aufhalten. Ihn bindet das Sterbliche nicht mehr. Die „neue Stunde“ ist da, und zwar nicht nur als Vision und als selig den Augenblick verklärender Enthusiasmus, sondern als die Stunde der Entscheidung:

Im Tode find' ich den Lebendigen
Und heute noch begegn' ich ihm, denn heute
Bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier
Zum Zeichen ein Gewitter mir und sich.

(III, 223)

Das Heute, der Kairos darf nicht müde ausgelassen werden. Das Leben könnte der höchsten Begegnung ausweichen, es könnte tatlos sich zu Ende leben müssen, wenn es den Augenblick verfehlt, wo es den Tod in Freiheit sich nehmen darf.

Dadurch daß das Begegnis des Todes in die Freiheit der Feier sich zusammennimmt, gewinnt die Existenz des Menschen gleichsam die Insistenz zurück, die sie verloren hatte. Das Entscheidende fällt nicht mehr aus dem Menschen heraus. Er nimmt es in seine Freiheit hinein. Der Mensch darf

Sehen den Tod und allein ihn fürchten.

(I, 264)

Fürchten, nicht so sehr im Sinne eines abwehrenden Fürchtens vor, sondern als ehrfürchtiges Auf ihn zu gehen. Vor der Großmutter darf er

getrost des Andern, des Heilands, gedenken, der „mit dem Tode befreundet“ (I, 272) siegend als Allversöhner zum Vater zurückkehrt. Aber es liegt ihm näher, der Schlacht zu gedenken, in der die Jünglinge die Reihen schließen, die nicht „gemeinen Tods“ zu sterben gesonnen sind. Eben deshalb soll das Vaterland nicht die Toten „zählen“ (I, 299) und „die festlichere Zeit“ (I, 311) nicht verkennen, da „die Opfer fallen“.

Schon tritt hinzu der festliche Zug, schon blinkt
Der Stahl, die Wolke dampft, sie fallen und es
Hallt in der Luft und die Erde rühmt es!

(IV, 35, 37)

Hier wird nicht der Krieg verherrlicht, aber hier wird der Opfertod noch als das Fest der Freiheit gewußt, von dem die Anderen allerdings nichts ahnen, die im Alltäglichen nur sich ausleben möchten und nicht verstehen, daß der Tod auch „schön“ sein kann (IV, 42). Die späten Hymnen sind ein einziges Zeugnis dafür, daß „tödtlichliebend Gottes Stimmen sind“ (IV, 377), und daß selbst Völker die „Todeslust“ ergreifen kann (IV, 139).

IV

Aber wie sehr hier ein Letztes berührt ist, das nicht überstiegen werden kann, und hinter dem nicht als ein Ferneres noch irgendein Elysium sich auftut, so wandelt sich doch dem, der an dieser Grenze standhält, die Sicht auf das Leben selbst, und die Feier wird zum Begegnis, das allwärts sich den Menschen bereitet. Das Leben selbst öffnet sich von neuem für den, der das Äußerste festlich ins Auge zu fassen weiß und nicht vor ihm fliehend das ganze Dasein der letzten Unrast preisgibt. Fest und Feier sind auf diese Weise die Bürgen dafür, daß die Maße nicht länger verwechselt werden. Jetzt darf der „gekelterte Wein“ „das alte, lautere Feuer zum Fest sich sparen“, und wenn Vergangenes und Künftiges gleichermaßen zugegen sind, dann darf der Kelch das Bleibende bezeugen, und er soll auch dem Kinde gereicht werden,

Daß es wisse vom Feste

(IV, 50 f.)

und einbezogen werde in den Kreis der Ergriffenen. Jetzt findet Freundschaft sich aus den Regionen idealer Verbrüderung auf den Boden der „goldenen Mitte“ zurück:

Der Freunde Freund zu sein, bist du geboren,
Dies zeugen wir am Feste dir.

Dies Fest ist jetzt selbst Erfüllung, es nimmt in sein heiliges „Angedenken“ auch die „Sorgen“ als „Freuden“ hinein und gibt jene „Mitte des Lebens“ frei, die dann auch den Alltag nicht mehr zu scheuen braucht:

Das Fest verhallt, und jedes gehet morgen
Auf schmaler Erde seinen Gang.
(IV, 52)

Das „Freien“ zwar gehört in eine andere Dimension des Daseins. Es ist nicht mehr Maienzeit:

Jetzt ist Anderes Not, jetzt komm' und feire des Herbstes
Alte Sitte.
(IV, 115)

„Alt“ — fürwahr — „ist die Sitte“ (IV, 113), aber auch sie folgt mit dem Tempel und seinem Bild dem Priester auf dem Wege „zum dunkeln Land“ (IV, 181), wenn die Zeit reif sein wird.

Aber die Nacht kommt! laß uns eilen, zu feiern das Herbstfest
Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz.
(IV, 118)

Der Tod ist nicht entschwunden damit, daß er als Grenze anerkannt und in die eigene Freiheit aufgenommen ist. „Aus heißer Nacht“ sind die „kühlenden Blitze“ gefallen, und der ferne Donner ist noch zu hören. Jetzt aber ist „Feiertag“ und der „Landmann geht, das Feld zu sehn“ (IV, 151, 333). Gewiß „ziemt ein Feiergewand an jedem Tage sich nicht“ (IV, 156), aber „wenn die . . . Stunde schlägt“, wenn der Ruf vernommen ist, dann will „ander Gewand nicht, denn ein festliches“ sich gehören (IV, 165). Mit dem Werken und Wirken allein ist es nicht getan, und die „Theologie des Kleides“ würde Hölderlin in vollem Ernst angenommen haben. Auch Hyperion „kleidete“ sich schon „wie zu einem Feste“, als es noch Frühlingszeit war (II, 57; vgl. II, 517), aber nicht nur der Jüngling „staunt . . . die Mädchen am Feste trunken an“ (I, 425). Auch der Wissende und Bereite ist „erfreuet . . . wenn am Feste Das Auge glänzet und von Perlen Der Jungfrau Hals“ (IV, 209). Das Fest selber gibt die neue Wirklichkeit frei, die jenseits des Werkens bereitet ist, und die uranfänglich immer im Zeichen des Todes steht:

Indessen, gib in Feierstunden
Und daß ich ruhen möge, der Toten
Zu denken. Viele sind gestorben
Feldherrn in alter Zeit
Und schöne Frauen und Dichter
Und in neuer
Der Männer viel
Ich aber bin allein.

(IV, 208)

Wie aber allein, da doch die Freundschaft sich nicht birgt und das Gedächtnis gerade sich öffnet, die Vergangenheit so nahe ist wie die Zukunft? Der Tod vereinzelt auch dann, wenn er als das Fest enthüllt ist. Der Sehende mag sich gesellen. Er bleibt doch einsam. „Der Jugend Haus fassen die Seher nicht mehr“ (IV, 323). Das tut zwar seiner Menschenliebe keinen Abtrag (IV, 373). Aber sie nimmt ihm nicht die Ferne zum Hiesigen, die nicht abzutrennen ist von der Nähe zum Zukünftigen. Das Alltägliche kann deshalb vertraut werden, weil die Entscheidung nicht in seinem Felde fällt. Das Leben, das der Tod freigibt, sucht nicht mehr auf der Bahn der Freundschaft, der Ideale, der Liebe, der poetischen Vergegenwärtigung seine Erfüllung, sondern es sucht als sein Vaterland das Fest, das der Dichter stiftet. Nicht eine Dichtung freilich, die als glanzvolle Schöpfung diesseits der Grenze sich vollendet, sondern eine solche, die „des gemeinsamen Geistes Gedanken . . . in der Seele des Dichters still enden“ läßt (IV, 152).

Dem gilt es, noch nachzugehn. Es ist Menons Klage, daß er nicht „Festzeit“ hat. Er ist „allein.“ Er möchte „feiern“,

Aber so einsam fehlt jegliches Göttliche mir.

Gewiß:

Heiliger Othem durchströmt göttlich die lichte Gestalt,
Wenn das Fest sich beseelt, und Fluten der Liebe sich regen.

Aber es sind „Schätze der Nacht“, die als ein „begrabenes Gold“ heraufglänzen, es sind nicht mehr die „Feiertage“, wo „die braunen Frauen auf seidnen Poden zur Märzzeit“ gehn, es ist nicht mehr die Zeit, wo „die Nacht durchglänzen die Feiertage der Stadt, und Saitenspiel und eingeborener Tanz“ (IV, 61 f.). Dies alles ist lange genug „in der Irre gesucht“.

Jahre zerrannen,
Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende sahn.

Aber gibt es nicht jenseits der Grenze den Ort, wo der Dichter statt der Sehnsucht die „Wahrheit“ spricht, wo der Frühling nicht so bald schwindet

Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt?
(IV, 82 ff.)

Strahlt nicht die gleiche Gewißheit über dem Archipelagus auf? Ist es nicht auch hier die Dichtung, die „im goldenen Traume“ den Morgen verewigt, und findet sich nicht schon hier der Dichter dem Kaufmann gesellt, dem Schiffer, der fernhin sinnt und „Fernes Nahem vereint“, der das Einst des griechischen Frühlings, die „festlichen Helden am gemeinsamen Kelch“ — Athens „herrlichen Hügel“ am „glänzenden Becken“ — in unserem gereifteren Herbste wiedererweckt?

siehel des Jahrs Vollendung ist nahe!
Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tagel
Hin nach Hellas schaue das Volk.

(IV, 100)

Es ist Festzeit, wenn „auch der Griechengesang“ nicht mehr wie einst den Meergott „feiert“ (IV, 101); denn der „Schwimmer“ Geist sucht auch jetzt die „Göttersprache“ zu verstehen, indem er der „Stille“ sich anvertraut, die von Hellas her auch das zukünftige Vaterland herbeiruft, weil sie die Rede des Ursprungs ist¹.

Hölderlin hatte längst gefragt, was er nur den Deutschen zu fragen wußte — denn „wo sind sonst Dichter, denen der Gott es gab, wie unsern Alten, freudig und fromm zu sein?“ —:

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
(IV, 131)

Hier hatte er das „Schweigen“ vernommen, dem die Dichtung entspringen mußte wie das „Fest“ der vorbereitenden „Feier“ (IV, 132, s. o. S. 49). Diese Zuversicht läßt ihn der „Ruhe“ sich getrösten, die „doch um der Götter und der Menschen willen . . . nicht immer“ stumm bleiben darf. So beschwört er, selber die „Stimme“ seines Volkes erprobend, die große Stunde des Vaterlands:

¹ Vgl. meinen Aufsatz, Hölderlin und der Auftrag des Wortes, Bl. f. dt. Philosophie, Bd. 18. S. 106 f.

Nicht, o ihr Teuern, ohne die Wonnen all
Des Lebens gingt ihr unter, ein Festtag ward
Noch Einer euch zuvor, und dem gleich
Haben die Anderen keins gefunden.
(IV, 140)

Ist es so der Dichter selbst, der das Fest frei spricht¹, dann darf die Betrachtung für einen Augenblick sich dessen vergewissern, daß Hölderlin immer schon den festlichen Sinn der Dichtung bedacht hat, von der frühen Klage an, daß auf der öde gewordenen Burg Tübingen „keine Festgesänge“ mehr ertönen (I, 101). Dem gesellt sich das „huldigende“, das „königliche Feierlied“, das den Idealen gilt (I, 430, 135), und das „Saitenspiel“, das in der Freiheit Raum „festlicher“ klingen wird (I, 161). „Herz und Lippe . . . feierten im Liede“ die Freundschaft (I, 164). Der seine Fesseln sprengende Strom „tönt“ dem Frühling „Feiergesänge“ (I, 202), und dem Dichterfreunde erweckt die Erinnerung einen „jener schönen Abende“,

Die wir so oft am Herzen der Natur
Mit reinem Sinn und mit Gesang gefeiert.
(I, 234)

So verweilt auch jetzt das Lied noch einmal bei den „Feiertagen des Frühlings“, wenn das heimische Neckartal seine Weiden und seinen Wald grünen sieht (IV, 113) — wozu gehört, daß die „geplante Fortsetzung“ auch noch die „Liebenden, feierlich selig“ betrifft (IV, 314) —, aber der Herbst mit seinem Wein, seinen Blumen, seinem Honig und Obst schenkt das eigentliche, das „purpurne Licht zu Festgesängen“ (IV, 115).

„Zuvorbestimmt wars“. Der Weg des Dichters sollte sich nicht in einem kühnen Aufschwung vollenden. Weder Christus noch Griechenlands Götter boten, so wie die Überlieferung sie darbot, dem Verlangen nach voller Gegenwart Genüge. „Lächelnd“ hemmt der Gott den Lauf des jugendlichen Stroms durch die Berge, zwischen denen er ihm „eherne Ufer“ setzt (IV, 163). Jetzt aber ist die Freiheit gewonnen. Das Fest ist nicht nur ein Anlaß zu festlichen Gesängen. Die Dichtung selbst ist die Mitte des Festes. Sie stiftet „Deutscher Gesang“, ob auch der „Dichter“ im „tiefen Schatten“ schon sitzt und „heilig-nüchtern“ geworden den „Seelengesang“ singt (IV, 243 f.).

¹ Vgl. zum Ganzen des Folgenden M. Heidegger: 'Andenken', in Hölderlin, Gedenschr. z. s. 100. Todestag, hrsg. v. P. Kluckhohn, Tübingen 1943, S. 284 ff.

Drum hab ich heute das Fest, und abendlich in der Stille
Blüht rings der Geist.

(IV, 163)

V

Obwohl das Ziel gewonnen scheint, bleiben doch eine Reihe von Versen, die in den so geschlossenen Rahmen sich noch nicht fügen wollen; und so wenig eine Erörterung wie diese geeignet wäre, den Dogmenstreit zu schlichten, der über die Christlichkeit des Dichters im Gange ist, so wenig darf sie sich doch dem Gewicht der Worte entziehen, die nicht bei der großen einsamen Lösung zum Stimmen kommen. „Mit feirender, erhebender Anbetung“ hatten einst die „Bücher der Zeiten“ an das „Heiligtum des Unnennbaren“ angeklopft (I, 69). Sie hatten sein Geheimnis auf eine Weise ausgedeutet, die vielleicht erst dem heute Lebenden das konkrete Maß des von Hölderlin zu Bewältigenden vorweg zu bedeuten vermag. Später hatte Hölderlin den Bogen des Widerspruchs nicht mehr so weit spannen zu müssen geglaubt. Das Geheimnis bleibt, aber es birgt sich in harmonischer Gewißheit: „Den Einen, dem wir huldigen, nennen wir nicht; ob er gleich uns nah ist, wie wir uns selbst sind, wir sprechen ihn nicht aus. Ihn feiert kein Tag; kein Tempel ist ihm angemessen; der Einklang unserer Geister, und ihr unendliches Wachstum feiert ihn allein“ (II, 523). Ein solcher Einklang ist gemeint, wenn Hölderlin dem Bruder schreibt: „So müssen wir auch der Gottheit, die zwischen mir und Dir ist, doch wieder von Zeit zu Zeit das Opfer bringen; das leichte, reine, . . . daß wir das Ewige, das uns bindet, feiern in den . . . Briefen“ (III, 350 f.). Auf einen ähnlichen Zusammenhang der „Reinen“, die im Stillen das göttliche Feuer hüten, gehen doch wohl auch die Verse „an eine Fürstin von Dessau“:

Doch teurer heute, da du Zeiten
Unter den Zeitlichen segnend feierst.
(I, 309)

Ins Allgemeine gewandt deutet eine solche gemeinsame oder auch einsame Bindung im Göttlichen das Fragment über die Religion: „wo jeder seinen Gott und alle einen gemeinschaftlichen in dichterischen Vorstellungen ehren, wo jeder sein höheres Leben und alle ein gemeinschaftliches höheres Leben, die Feier des Lebens mythisch feiern“ (III, 267). Offenbar ist hier das „Dichterische“ in die „Feier“ aufgenommen und gesteigert und damit der Zusammenhang hergestellt, in der

die Religion mit der dichterischen Vergegenwärtigung des über den Tod hinausgehobenen „Lebens“ steht. Solche Feier hat sich jetzt freilich wiederum den Dissonanzen erschlossen, denen sie in einer seligen Zwischenperiode enthoben schien. „Es gärt und wankt in den ewigen Schranken“, und das „Chaos . . . feiert . . . liebenden Streit“ (IV, 107). So aber sieht sich auch die Religion als Konkretion der Feier vor die Frage des liebenden Ausgleichs gestellt. Damit ist doch auch die christliche Antwort aufs neue einbezogen in den Auftrag dichtender Vergegenwärtigung.

Aber wo sind sie? wo blühen die Bekannten, die Kronen des Festes?
Thebe welkt und Athen.

Wir wissen es längst, daß das Vergangene nur in einem zukünftigen
Vaterland erstehen kann. Aber wie steht es um Christus?

Oder er kam auch selbst und nahm des Menschen Gestalt an
Und vollendet und schloß tröstend das himmlische Fest.
(IV, 123)

Aber es geht ja weiter: „wir kommen zu spät“. „Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ Doch das darf nicht schrecken. Daß die Dichter wie Kaufleute und Schiffer sind, haben wir vernommen, und daß sie „von Lande zu Land“ ziehen, wird hier erneut in Erinnerung gebracht. So wird auch der Dichter selber sich nicht verschließen dürfen, und am wenigsten vor der „Sonne des Fests“, die als „das Wort aus Osten“ zu uns kam. Wie sein befremdendes Echo von Griechenland und Rom über die Alpen dringt, kommt es doch als „Erweckerin“, als „menschenbildende Stimme“ (IV, 158). Es grüßen von Asien her

Von lebenden Säulen, Cedern und Lorbeern
Die feierlichen,
Die göttlichgebauten Paläste.
(IV, 191)

Und obzwar die „Schwermut“ manchen Gesang „weggezehrt“ hat, der dem „Vater“ hätte bestimmt sein müssen, obzwar der Widerstreit zu zerreißen den Dichter bedrängt hat, um ihn die Mitte des Göttlichen preisen zu lassen, mag er doch dem stilleren Licht der Madonna standhalten:

Doch Himmlische, doch will ich
Dich feiern und ich fürcht es nicht
Daß mir der Sinn vergeh
In deiner seligen Macht.

(IV, 212)

Hier steht kein Bekenntnis, keine Bekehrung. Aber hier ist die Scheu, auch nur Eines und gar dieses Eine auszulassen und die Feier einzuziehen in irgendeine alte oder neue Weise. Dies gerade ist das „den Söhnen der liebenden Erde“ Vergönnte,

Daß wir, so viel herangewachsen
Der Feste sind, sie alle feiern und nicht
Die Götter zählen, Einer ist immer für alle.

(IV, 166)

So aber kommt dann doch diese Betrachtung in allem Grenzbewußtsein und in aller Verweigerung eines systematischen Schlusses wie von selbst in den Bannkreis der Verheißung, die trotz allem über dem 'Rhein' und über 'Germanien' liegen möchte. Hat die Dichtung nicht die göttliche und die menschliche Sprache einander gemäß zu machen vermocht? Ist es nicht so, daß die Flüchtlinge trotz allem eine Herberge suchen und die Tapferen den Schlummer? Sind nicht die Liebenden in ihrer Geborgenheit anerkannt und die Streitenden, „die Unversöhnten“,

umgewandelt und eilen
Die Hände sich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinuntergeht und die Nacht kommt?

Mag es so sein, daß Einigen solche Hoffnung schnell vorüberweilt, indes andere sie länger behalten, es ist doch die Verheißung da:

Dann feiern das Brautfest Menschen und Götter
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Ist eine Weile das Schicksal.

(IV, 178)

Es tönt an dieser Grenze der Welten, „in der Mitte der Zeit“ „Vergangengöttliches“ wieder, und es meldet sich „Zukünftiges“. Eins

bedeutet sich durch das Andere, und das Auseinanderstrebende vermittelt sich

Bei deinen Feiertagen
Germania, wo du Priesterin bist
Und wehrlos Rat gibst rings
Den Königen und den Völkern.

(IV, 185)¹

¹ Ich wage nicht nebenher noch das „und alle Tage wäre das Fest“ (IV, 264) zu deuten. Es braucht gar nicht den Sinn einer Verewigung des Festes zu tragen, sondern könnte auch aus der Abwehr heraus gesagt sein gegen die, die dämonisch die Grenze verkennen, um die der Dichter wahrlich zu wissen Grund hatte.

VORARBEITEN
ZU EINER KÜNFTIGEN HÖLDERLIN-BIOGRAPHIE

VON
ADOLF BECK

1. *Zu Hölderlins Rückkehr von Bordeaux*

Im Herbst 1801 fand Jakob Friedrich Ströhlin in Stuttgart für den ihm befreundeten Dichter eine neue Stelle als Erzieher im Hause des Weinhändlers und hamburgischen Konsuls zu Bordeaux, Daniel Christoph Meyer, aus¹. Um den 10. Dezember brach Hölderlin zu seiner letzten Ausreise als Hofmeister auf; am 15. Dezember überschritt er den Rhein bei Straßburg, am 28. Januar 1802 kam er in Bordeaux an — und schon im Frühsommer des gleichen Jahres erschien er wieder bei seiner Mutter in Nürtingen: wie Christoph Theodor Schwab, der Hauptzeuge, in seiner Biographie von 1846 berichtet, Anfang Juli, „mit verwirrten Mienen und tobenden Gebärden, im Zustande des verzweifeltsten Irrsinnes und in einem Aufzug, der die Aussage, daß er unterwegs beraubt worden sei, zu bestätigen schien“. Bericht und Erklärung vermengend, fügt Schwab hinzu: „Unerwartet schnell hatte er im Juni seine Stelle zu Bordeaux verlassen, Frankreich mit Inbegriff von Paris in den heißesten Sommertagen von einer Grenze zur andern zu Fuß durchreist, sich flüchtig seinen Freunden in Stuttgart, unter andern auch dem damals dort befindlichen Matthisson, gezeigt und war so in die Heimat gekommen“².

Was war geschehen? Was hatte der Unglückliche erlebt und erlitten?

Bordeaux ist ein Schicksalsort am Lebenswege Hölderlins gewesen; welcher Art und Gestalt aber eigentlich das Schicksal war, das dort, im Frühjahr 1802, den Dichter traf und heimtrieb, ist ein Rätsel geblieben. Daß er hochgradig erregt und zerrüttet in der Heimat auftauchte, steht nach Schwabs Bericht fest, — nicht aber, ob schon in Frankreich, oder

¹ Landauer an Hölderlin, 22. 10. 1801; Schelling an Hegel, 11. 7. 1803 (Hell. VI 332 und 352).

² Schwab 1846 II 308.

erst zu Hause, seine Geisteskrankheit offen zum Ausbruch kam. An keinem Punkte seines Lebens ist wohl die biographische Überlieferung so trümmer-, lücken- und, z. T., legendenhaft. Wahrheit und Erdichtung, Gewißheit und Vermutung, sicheres Zeugnis und Klatsch sind hier zu einem zähen Gemenge verbunden. Auch bedeutende Dichter hat dieser Lebensabschnitt, der die Phantasie des Nacherlebenden aufregt, zu novellistischer Behandlung verlockt.

Das Gold der Überlieferung vom Sande zu scheiden, mag kritischer Prüfung noch zur Not gelingen: das Dunkel, das über den Gründen jener Heimkehr liegt, wird sich vermutlich keiner Bemühung mehr ganz lichten. Die Bordeleuser Akten sind uns im Augenblick noch unerreikbaar. Der Dichter selbst ist hier, an der Schwelle der Umnachtung, karger denn je: seine wenigen Briefe — drei an die Mutter aus Frankreich¹, einer an seinen Freund Casimir Ulrich Böhlendorff aus Nürtingen, vom Spätherbst 1802² — verraten so manches von innerer Bewegung und Überwältigung, aber wenig von konkreten Erlebnissen und Begebenheiten, und das wundersame Gedicht 'Andenken', wohl 1803 geschrieben, zeichnet wohl ein zauber- und traumhaftes Bild von der atlantischen Landschaft im Frühling —

Zur Märzzeit,
Wenn gleich ist Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldenen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehen;

aber es verrät nichts mehr von persönlicher Not, von Schicksal und Tragik; es hebt im Gruß an „die schöne Garonne und die Gärten von Bourdeaux“ den verhängnissschweren Frühling dort auf in die Sphäre einer Schicksallosigkeit, darin eben alles „von goldenen Träumen schwer“ ist.

Dennoch: die Hauptumstände — nicht die Gründe — der Reise und der Rückkehr Hölderlins lassen sich durch sorgfältige Prüfung und Auswertung des Überlieferten vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit feststellen. Dies, und nur dies, ist das Ziel der folgenden biographischen Untersuchung. Sie will versuchen, die letzten Akte der Heimkehrtragödie in den Umrissen zu rekonstruieren.

Vorangehen muß eine Darstellung des Vorspiels und eine kurze Behandlung der tragischen Peripetie in Bordeaux.

¹ Vom 9. und 28. 1. und vom Karfreitag (16. 4.) 1802 (H. V 322 ff.).

² H. V 327. Zur Datierung des Briefes s. den Anhang.

Der Vermittler der neuen Erzieherstelle, Friedrich Jakob Ströhlin (1743—1802), damals Professor am Oberen Gymnasium in Stuttgart, zuvor an der Karlsschule, war selber in früheren Jahren Hofmeister in Bordeaux gewesen¹, von wo inzwischen auch der Stifter und Hauslehrer Karl Reinhard seinen Aufstieg durch die Wirren der französischen Revolution genommen hatte; er kannte, vermutlich durch Hölderlins Freund Christian Ludwig Neuffer, damals Vikar am Stuttgarter Waisenhaus, den Dichter seit Jahren² und stand offenbar in dem Kreise des musischen Kaufmanns Christian Landauer. Er starb übrigens schon am 2. September 1802, bald nach des Dichters Rückkehr.

Daniel Christoph Meyer (1751—1818), von Geburt Hamburger, ein Bruder des Reiseschriftstellers und Domherrn Lorenz Meyer, hatte sich spätestens 1783/84 in Bordeaux niedergelassen und um 1790 eine Französin, Henriette Andrieu de St. André, geheiratet. Er war offenbar leidlich durch die Bordeleuser Revolutionsstürme gekommen, war 1793 als *Agent de Commerce de la République de Hambourg* zugelassen worden und hatte im gleichen Jahr ein stattliches Haus in den eleganten *Allées de Tourny* angekauft, das er 1796/97 klassizistisch umbauen und mit einem vornehmen Peristyl versehen ließ³. Er besaß auch Güter und ein Landhaus in Blanquefort, an der Grenze des Médoc, der Weinlandschaft zwischen Garonne und Küste. Von den vier Töchtern, deretwegen Hölderlin berufen wurde, war die älteste damals neun Jahre alt.

Hölderlin war im Frühjahr 1801 von Hauptwil in der Schweiz⁴ heimgekehrt und lebte seitdem bei seiner Mutter in Nürtingen. Er war des Schaffens voll und bedachte eben damals in Verbindung mit Cotta eine Ausgabe seiner Gedichte⁵. Wenn er die Stelle in Bordeaux annahm, so trieb ihn außer der „Herzens- und Nahrungsnoth“⁶ vermut-

¹ Bisher nicht beachtet; nach J. W. Camerer, Beiträge zur Gesch. des Stuttgarter Gymnasiums. Stuttgart 1834, S. 36.

² Hölderlin an Neuffer im Herbst und im Dezember 1795 (H. II 345 und 349). Die Persönlichkeit Ströhlins und seine Beziehung zu Hölderlin und Landauer bedarf noch der Aufhellung, wie überhaupt der Kreis um Landauer, der im Sommer 1800 so anregend auf den Dichter gewirkt und sich nach dem Zusammenbruch hilfsbereit um seine Heilung bemüht hat, schärfer faßbar gemacht werden sollte als es Emil Petzold tun konnte (H.s Brod und Wein. [2. Teil] Progr. Sambor 1897, S. 10 f.)

³ S. Irene Koschlig, H. in Bordeaux (Atlantis H. 6, Juni 1943, S. 175 ff.).

⁴ Zu H.s Aufenthalt dort s. Lothar Kempfer, H. in Hauptwil. St. Gallen 1946.

⁵ Schwab 1846 II 307; L. F. Huber an Hölderlin, 6. 8. 1801 (Regest von G. Schlesier, Bl. 81 r; s. W. Böhm, Aus Gustav Schlesiers Nachlaß. Dt. Rs. Bd. 196, 1923, S. 192); s. ferner den Eintrag in Cottas Autoren- und Kontobuch (wird im Dokumentenbande der StA veröffentlicht).

⁶ An Böhlendorff, 4. 12. 1801 (H. V 322).

lich die Sorge vor dem herzoglichen Konsistorium, dem das Recht zustand, dem in jenen Jahren chronischen Mangel an Vikaren durch Rückberufung von „Parastaten“ — so hießen die Hofmeister aus dem Stift — abzuhelfen¹.

Die erneute Trennung von der Heimat erfüllte, trotz der Vorfreude auf Paris, „auf den Anblick des Meeres, auf die Sonne der Provence“, den Dichter mit Schmerz und vertiefte seine Liebe zu Deutschland. Sein letztes Briefwort vor der Abreise:

Ich bin jetzt voll Abschieds. Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Thränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich Lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und die Nahrungsnoth nach Otaheiti triebe.

Vermutlich ist der letzte Satz mitveranlaßt durch die dem Dichter bekannte Tatsache, daß sein Vorgänger in Bordeaux, Karl Reinhard, zum Franzosen geworden war².

Schon die Hinreise stand unter einem ungunstigen Sterne. Am 15. Dezember, wie gesagt, kam Hölderlin nach Straßburg. Dort wurde er von den französischen Behörden bis zum Eintreffen höheren Entscheids in polizeiliche Überwachung genommen und bis zum 30. Dezember festgehalten. Das hat C. C. T. Litzmann schon vor Jahrzehnten aus den Personenregistern der Straßburger Behörden festgestellt³. Nicht geklärt war damit der Hintergrund dieser polizeilichen Maßnahme. Er läßt sich klarlegen. Nicht daß Hölderlin in Straßburg, wie man vermutet hat⁴, durch ein absonderliches Benehmen das Auge der Behörden auf sich gelenkt hätte! Die Maßnahme richtete sich gar nicht gegen ihn persönlich, sondern war grundsätzlicher Art. Sie hing, was man bisher zu erwägen versäumt hat, zusammen mit den innenpolitischen Vorgängen, in welche zeitlich die Einreise Hölderlins und sein Aufenthalt in Frankreich fallen. Es ist die reaktionäre, innenpolitisch sehr gespannte Zeit, da der *premier consul* die Hand entschieden nach der Kaiserkrone auszustrecken sich anschickte. Am 22. November 1801 hatten entscheidende Sitzungen der Gesetzgebenden Körperschaft

¹ Konsistorialprotokoll vom 27. 6. 1800 und vom 16. 11. 1804 (Archiv des Württ. Oberkirchenrates, Ludwigsburg).

² Auch ein anderer Stifter von Reinhard's Generation namens Weber war in Bordeaux zum Franzosen geworden und hatte sich vom Hauslehrer zum Bankier entwickelt (s. die Briefe Reinhard's an Karl Fr. Stäudlin, unveröff. im Marbacher Schiller-Nationalmuseum, Inv. Nr. 479 ff.).

³ Archiv für Litt.-gesch. XV. Bd. 1887, S. 67; H. VI 342.

⁴ W. Lange, Hölderlin. Eine Pathographie. Stuttgart 1909, S. 97.

begonnen. Da die Beratungen in oppositionelle Stockung gerieten, entzog Napoleon am 4. Januar 1802 einen großen Teil seiner Gesetzesvorlagen der Diskussion durch das Tribonat und die Gesetzgebende Körperschaft. Am 7. Januar wurde in Abwesenheit des Konsuls, der zufällig in den gleichen Tagen wie Hölderlin nach Lyon reiste, der Staatsrat versammelt, am 8. Januar eine Kommission eingesetzt, die das Tribonat und die Gesetzgebende Körperschaft von oppositionellen Elementen zu reinigen hatte. Vom März bis zum Juni wurde die aufsässige Generalität unauffällig gesäubert, am 7. Mai das sog. Pariser Komplott ausgehoben, das die Polizei aus einem gewagten Herrengespräch unter Offizieren konstruiert hatte. Am 10. Mai schließlich — es ist zufällig der Tag, da Hölderlins Paß für die Rückreise ausgestellt wurde — fand die entscheidende Sitzung des Senates statt, worin ein Plebiszit für ein lebenslängliches Konsulat Napoleons beschlossen wurde¹. — Fouché, der Polizeiminister, verstand sein Handwerk. Er wird die für notwendig erachteten Sicherungen auch in der Überwachung der Fremden durchgeführt haben². In der Tat war damals grundsätzlich jeder Ausländer „mehr oder weniger verdächtig“³. Und endlich war gerade die Verbindung jakobinischer Elemente in Schwaben mit solchen in Paris den Behörden seit längerem bekannt: daher vielleicht noch eine besondere Vorsicht gegen Württemberger, die nach Frankreich einreisen wollten⁴.

Wir glauben nun in Verbindung damit auch die seltsame Wahl des

¹ S. G. Parisat, *Le Consulat et l'Empire*. Paris 1921, p. 131 ff. (*Hist. de France contemporaine* T. III).

² S. E. Daudet, *La Police et les Chouans sous le Consulat et l'Empire 1800—1815*. Paris 1895, p. 30 und 33.

³ Ich verdanke diese Auskunft M. Jean Martin-Deméziil, Archiviste en chef de Loir-et-Cher in Blois.

⁴ Im Württ. Hauptstaatsarchiv zu Stuttgart befinden sich Berichte, vermutlich von einem französischen Emigranten mit dem Decknamen H. Beauman, an den Württ. Geheimerats-Präsidenten, Staats- und Konferenzminister Carl Grafen von Zeppelin (Deckname F. Thomas Müller, poste restante à Stuttgart) über revolutionäre Umtriebe in Württemberg. In einem dieser Berichte, aus Rottenburg vom 3. 2. 1799, heißt es: „Il y a à Paris plusieurs Jacobins de Stuttgart ou de Wurtemberg qui indiquent au directoire la marche, qu'il doit tenir pour révolutionner suivant les usages les mœurs et les coutumes du Wurtembergeois, dans quelques jours je saurai leurs noms.“ Es folgt ein längerer Bericht über den Agenten der französischen Regierung, Bohn, dessen engste Mitarbeiter und Absteigequartiere. Dann: „Lorsque Bohn est à Stuttgart, il loge chez Mr. Landauer“. (Die Kenntnis dieses Berichtes verdanke ich Staatsarchivrat Dr. Decker-Hauff.) Vgl. List, *Zur Kenntnis der revolutionären Bewegung in Schwaben 1799*. Württ. Vierteljh. f. Landesgesch. N. F. 1916, S. 523 ff.

Weges über Lyon durch Analogieschluß mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erklären zu können.

Am 9. Januar erst schreibt Hölderlin aus Lyon an die Mutter, „noch müde von der langen kalten Reise“ und sichtlich bemüht, ihre Verwunderung notdürftig zu beschwichtigen: er habe „wegen seines Reisepasses“ länger als vermutet in Straßburg bleiben müssen und sei dann auf dem langen, „beschwerlichen und erfahrungsreichen Wege“ bis Lyon noch „durch Überschwemmungen und andere unabwendbare Umstände“ aufgehalten worden. Gegen den Schluß hin schreibt er fast beiläufig:

Ich muß Ihnen noch sagen, daß mir die Reise über Lyon, als einem Fremden, von der Obrigkeit in Straßburg angerathen worden ist. Ich sehe also Paris nicht. Ich bin auch damit zufrieden. Ich freue mich, mein ordentliches Geschäft bald anzutreten¹.

Mit Sicherheit ergibt sich daraus, daß Hölderlin schon auf dem Hinweg eigentlich über Paris gewollt und vor der Abreise die Seinigen davon verständigt hatte; mit Wahrscheinlichkeit, daß er sich einige Zeit, und seien es nur ein paar Tage, in der Hauptstadt aufhalten und umsehen wollte. Weshalb aber mag ihm die „Obrigkeit“ „als einem Fremden“ den Weg über Lyon „angerathen“, d. h. von dem über Paris „abgeraten“ haben? Aus Gründen der Bequemlichkeit und der persönlichen Sicherheit? Der beste und sicherste Weg führte zweifellos nach und über Paris. Der Dichter erwähnt denn auch Überschwemmungen auf der Strecke nach Lyon, und in seinem nächsten Briefe die gefährvolle Wanderung „auf den gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole neben mir im Bette“². Sollte sich überhaupt die Polizei aus Menschenfreundlichkeit des unbekanntem Ausländers angenommen haben? „Als einem Fremden“: ist der Fremde hier der Unkundige, der Rat und Hilfe bedarf, oder — der Unbekannte und Undurchsichtige, auf den man Acht haben muß?

Nun erzählt Ludwig Bamberger, bekannt als Achtundvierziger, politischer Flüchtling und späterer Gegner Bismarcks im Reichstag, in seinen 'Erinnerungen'³ folgende hübsche Anekdote. Er ist 1849 in die Schweiz geflohen und will einige Zeit darauf nach London zu Verwandten. Aber schon die Durchreise durch Frankreich ist für einen politisch Belasteten damals schwierig: „Nirgends war man argwöhnischer, als in der französischen Republik, die sich im Schutze ihres

¹ H. V 321 f. ² H. V 323.

³ Bln. 1899, S. 211 ff.

neuen Präsidenten Louis Napoléon nicht ängstlich genug vor allen fremdländischen Eindringlingen bewahren zu können glaubte.“ Das Visum der französischen Gesandtschaft ermächtigt nur zur Reise bis zur nächsten Präfektur, „von welcher man das weitere zu erwirken, angewiesen wurde“. Bamberger kommt also nach Besançon, meldet sich dort, gibt auf die Frage, wie er nach Calais reisen wolle, arglos zur Antwort: „über Paris“, und erhält den Bescheid, das komme gar nicht in Betracht. Der Beamte schreibt an den Rand des Passes „eine von Ort zu Ort bezeichnete Reiseroute, welche streng einzuhalten“ sei und die nachher an der *table d'hôte* der gewandte Oberkellner für unmöglich erklärt. Am Nachmittage dringt Bamberger mit Protektion zum Präfekten selbst vor: auch der kann es nicht wagen, den leibarmen Mann, der „Regierungen gestürzt hat“, über Paris zu lassen; er mildert zwar die Route, schleust ihn aber — über Vesoul, Langres, Châlons sur Marne, St. Quentin, wo er sich jeweils zu melden hat — sorglich ostwärts um die Hauptstadt herum.

Die Analogie ist auffällig genug. Gewiß, Hölderlin war nicht wie Bamberger als Revolutionär bekannt und verfemt. Aber wie dessen Durchreise durch Frankreich in die reaktionäre Zeit der Vorbereitung des zweiten *empire* fällt, so die Einreise Hölderlins, wie gesagt, in die ebenso reaktionären Jahre, da Bonaparte seine Krone zu schmieden begann. Napoleon III. arbeitete nach großem Vorbild, seine Polizei wohl nach bewährten Mustern.

So möchten wir zuversichtlich vermuten, dem Dichter sei im Dezember 1801 die Durchreise durch Paris, wo damals so mancher politische Dunkelmann untergetaucht sein mag, von der Straßburger Polizei aus Gründen innenpolitischer Vorsicht verwehrt worden. Dann ist der Ausdruck „angerathen“ in seinem Brief ein sprechendes Beispiel für den Stil beschönigender Umschreibung, den er in heiklen Lagen der besorgten Mutter gegenüber gerne pflegt. Dann kann ferner der vierzehntägige Verzug in Straßburg wohl nur den Grund gehabt haben, daß die dortige Polizei höheren Bescheid aus Paris oder Erkundigungen über den Fremden und den Zweck seiner Reise einholte, sei es nun bei der französischen Gesandtschaft in Stuttgart oder bei Konsul Meyer in Bordeaux. Dann ist es schließlich möglich, wenn auch nicht sicher, daß sich Hölderlin, wie fünfzig Jahre später Ludwig Bamberger, an den Hauptstationen seiner Reise, z. B. in Lyon, bei der Polizeibehörde zu melden hatte, und daß dieser Zwang mit den „anderen unabwendbaren Umständen“ gemeint ist, von denen der Brief aus Lyon an die Mutter spricht. —

Begleiten wir den einsamen Wanderer über die bösen Höhen der Auvergne an sein Ziel. Übermüdet, doch aufatmend; nach „dem sicheren erquickenden Schlaf“ sich sehnend und so voll des Erfahrenen, daß er „kaum noch reden kann davon“, doch dankbar „dem Herrn des Lebens und des Todes“; sich „durch und durch gehärtet und geweiht“ fühlend und sich den Grundsatz einprägend: „Nichts fürchten und sich viel gefallen lassen“: so kam der Dichter am Morgen des 28. Januar in Bordeaux an und fühlte sich in dem eleganten Hause, das damals noch den Blick zum Fluß hinüber freier hatte, „wohl aufgenommen“:

Fast wohn' ich zu herrlich. Ich wäre froh an sicherer Einfalt. Mein Geschäft soll, wie ich hoffe, gut gehn. Ich will mich ganz dem widmen, besonders von Anfang. . . . Der Anfang . . . könnte nicht besser seyn. „Sie werden glücklich seyn“, sagte beim Empfange mein Konsul. Ich glaube, er hat Recht¹.

Er empfand dann in dem kommenden Frühjahr den Zauber des atlantischen Frühlings, den sein 'Andenken' bewahrt, aber auch ein heilig Großes und Fremdes in dem Lande: „die traurige einsame Erde . . .; die Hirten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind“². Noch am Karfreitag schrieb er der Mutter³:

Mir gehet es so wohl, als ich nur wünschen darf! Ich hoffe . . . einmal, wenn ich in die Heimath wieder komme, der wahrhaft vortrefflichen Menschen, denen ich hier verbunden bin, nicht ganz unwürdig zu seyn.

Das war am 16. April. Dreieinhalb Wochen später, am 10. Mai, erhält der *citoyen* Hölderlin vom Polizei-Kommissariat in Bordeaux seinen Ausreisepaß — *à laisser passer et librement circuler de Bordeaux à Strasbourg* — und abermals vier Wochen darauf, am 7. Juni, das Straßburger Visum, *pour passer le pont de Kehl*⁴. —

¹ H. V 324 f.

² An Böhlendorff (H. V 327). Die schlagende Lesart „Hirten“ (statt: Hütten) steht in einer Abschrift des Briefes, dessen Original verschollen ist, von Chr. Th. Schwab in seinem handschriftlichen Lebensabriß (Stuttg. fol. 63 V). Ebenso schlagend (H. V 328 Z. 19): „sein Drang (statt: Gang) im Kommen und Gehen“. Die Lesart Z. 17 „rationell“ (statt: nationell) sei wenigstens erwähnt.

³ H. V 326.

⁴ Der Ausreisepaß im Besitz der Württ. Landesbibliothek; s. C. C. T. Litzmann, Hölderlins Leben, Bln. 1890, S. 599 f.; H. VI 342; Abbildung bei I. Koschlig a. a. O. Wilhelm Böhm (II 560) rechnet die französischen Kalendertage falsch um. — Die

Wie Bordeaux damals, nach dem Verebben der Revolutionsstürme, aussah, erfahren wir aus dem Reisebericht des Domherrn Lorenz Meyer, der seinen Bruder, den Konsul, im August 1801 besucht hatte¹. Wie sich Hölderlin in der großen, fremden Handelsstadt menschlich fühlte, und ob er mit der deutschen Kolonie dort in engere Berührung kam, wissen wir nicht. Aber das bittere Urteil, das dreizehn Jahre zuvor ein Deutscher in gleicher Lage über Bordeaux fällt, mag zu denken geben. Die Briefe Karl Reinhardts von dort an seinen besten Freund Karl Friedrich Stäudlin, einen Bruder des Stuttgarter Advokaten und Dichters — damals noch Hofmeister am Genfer See, bald darauf Professor der Theologie in Göttingen — sind noch unveröffentlicht² und scheinen seinem Biographen³ unbekannt gewesen zu sein. Was er nach zweijährigem Aufenthalt über den Charakter der Stadt sagt, muß Hölderlins wegen hier mitgeteilt werden. Der Kehrreim ist: Egoismus und Ungeistigkeit. Am 13. März 1789:

Wir sind hier drei oder vier Hofmeister, die uns zuweilen gegenseitig unsre Noth klagen . . . im Gewühl einer Stadt, wo Handlungsgeist alle Ideen und alle Gefühle absorbiert. Der Charakter . . . v. Bordeaux ist Egoismus, und dis ist ein ganz abscheuliches Laster . . .

Am 23. April — der Freund Stäudlin plante damals eine Reise nach London —:

Warum kann ich nicht auch diese unstäte Garonne mit der majestätischen Themse vertauschen? diese kleinliche Geschäftigkeit des Modegeistes mit Ideen voll Wahrheit und Gewicht! diese engen Zirkel kaufmännischer Erwerbungsucht mit dem allumfassenden brittischen Nationalgeist! . . . Glaube mir, wenige Städte in der Welt sind von einem so herzverengenden Egoism so allgemein angesteckt, enthalten so wenige Kenntnisse bei so vielem Gold, und so wenige Menschen bei so vielen Einwohnern, als Bordeaux. Man lebt in diesem Gewühl ferne von Wissenschaften, und ich habe noch keinen Menschen gekannt, der einer wahrhaft schönen Handlung fähig wäre. Die hiesige Moral hat keine andre Base als Eigennuz . . . Mein Geist und mein

Worte „laisser passer et librement circuler“ sind in dem Paßformular vorgedruckt. Die Formel „librement circuler“ kann nur beliebige Bewegungsfreiheit in Frankreich bedeuten. Ist es nicht denkbar, daß in dem nicht erhaltenen Einreisepaß, der vermutlich entweder von der französischen Gesandtschaft in Stuttgart visiert oder von der Präfektur in Straßburg überhaupt erneuert wurde, diese Formel fehlte und statt dessen, wie wir oben vermuteten, eine bestimmte Route vorgeschrieben war?

¹ Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs. Tübingen, Cotta 1802.

² Marbach, Schiller-Nationalmuseum, Inv. Nr. 479 ff. Dem Direktor des Museums, Dr. Erwin Ackerknecht, ist der Verfasser für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung der Briefstellen zu Dank verpflichtet.

³ Wilhelm Lang, Graf Reinhard. 1896.

Herz kämpfen vergebens gegen die Macht immerwiederholter Eindrücke: Unter diesen moralischen Pygmäen sink' ich zu ihrem Nichts herab, und mein Herz wird dürr und trocken, ohne fähig zu seyn, durch Geschmeidigkeit und blendenden Schein von der Schwäche eines Volks Vorteil zu ziehen, das für nichts Sinn hat als für die oberflächlichste Oberfläche.

„So wenige Menschen bei so vielen Einwohnern“: man denkt an den Kehrreim: „. . . aber keine Menschen“ in der großen Scheltrede Hyperions. Wir können nicht wissen, ob Hölderlin in den wenigen Monaten seines Aufenthaltes die geistige und seelische Dürftigkeit des Lebens in der großen Handelsstadt ebenso stark empfunden hat wie sein Vorgänger. Doch führt uns in dem gleichen Briefe Reinhardts eine andere Äußerung unmittelbar an die Lebensumstände des Dichters heran. Es ist, wie unten zu besprechen sein wird, bekanntlich eine Frage, ob Hölderlin als Hofmeister zugleich das Amt des Predigers in der protestantischen Gemeinde versehen sollte. Die Einführung dieses Amtes wurde nun gerade 1789 besonders ernsthaft, und anscheinend zum erstenmal, ins Auge gefaßt. Reinhard schreibt:

Ich hatte zu Anfang dieses Jahrs eine bessere Aussicht. Es war v. Aufstellung eines lutherischen deutschen Predigers die Rede, u. einige mr. Bekannten hatten schon angefangen, einige Schritte für mich zu thun. Allein die Gleichgültigkeit der meisten hiesigen Lutheraner für deutsche Sprache u. für Religion überhaupt, dumme hamburgische Vorurteile bei andern, innere Zwistigkeiten unter den Reformirten . . . brachten die Sache zum Schweigen, und erst in einigen Monaten wird sichs entscheiden, ob etwas zu thun seyn wird oder nicht.

Auch die deutsche Gemeinde also bildete offenbar keine Insel des Geistes in der Händlerstadt; ihr religiöses Leben war lau. Was Reinhard mit den „dummen hamburgischen Vorurteilen“ meint, ist nicht auszumachen: es werden wohl eher persönliche Widerstände der Hamburger gegen die Person Reinhardts oder gegen einen Süddeutschen überhaupt gewesen sein als sachliche Widerstände der Reformirten unter den Hamburgern gegen einen Lutheraner. Auf jeden Fall kann hier mit andern wohl auch der spätere Brotherr Hölderlins gemeint sein, der übrigens 1787 im *premier registre du consistoire réformé français* erscheint und doch wohl schon damals eine Rolle in der deutschen Kolonie gespielt hat, wenn er auch erst 1793 Konsul wurde. Was er persönlich und seinem Charakter nach für ein Mann gewesen, und wie das schöne Zeugnis Hölderlins über die „wahrhaft vortrefflichen Menschen“, denen er dort verbunden sei, mit den Urteilen Reinhardts sowie mit der baldigen Rückkehr des Dichters zu vereinen ist, läßt sich bis heute noch nicht fassen. —

Der Ausreisepaß vom 10. Mai ist das einzige Dokument, das uns Gewisses über den Weggang Hölderlins vermittelt. Früh schon erscheint dieser umrankt von Vermutungen und Gerüchten, die, seit langem entlarvt, noch heute hier und dort ihr apokryphes Wesen treiben und darum kurz gesichtet werden müssen.

Wilhelm Waiblinger hatte den Zusammenbruch seines Vorbildes auf „betäubende Ausschweifungen“ zurückgeführt, denen der Unglückliche, unfähig, die Trennung von Diotima zu verwinden, in Bordeaux verfallen und, bei dem angeborenen Reinheitsbedürfnis seiner Seele, nicht gewachsen gewesen sei¹. Seine Hypothese rief dann die familienpolitische Tendenz des alten Gok auf den Plan²; von Christoph Theodor Schwab, in seiner Biographie, wird sie als „Sage“ bezeichnet (II 308). Sie ist möglicherweise von Waiblinger nicht erst erfunden, sondern nur aufgenommen und, im Sinn einer verzweifelten Pferdekur, eines sexuellen Aderlasses, entstellt worden: daß jene „Sage“ schon bald nach des Dichters Rückkehr aufkam, geht vielleicht hervor aus dem interessan-

¹ Hölderlins Leben, Dichtung u. Wahnsinn (H. VI 420).

² S. HJb. 1948/9, S. 34 ff. — Wie bedenklich die Hypothese Waiblingers weiterwucherte, und daß die Entrüstung Carl Goks an sich wohl verständlich war, zeigt die apokryphe Kurzbiographie von Hölderlin in dem Werkchen 'Bilder aus Schwaben' von August Zoller (Stuttg. 1834, S. 60—64), die bisher unbeachtet geblieben ist. Hier soll der Dichter nach der Trennung von Diotima, „um sich Ruhe zu erringen, oder das Bild zu verschleichen, das in der Glorie der erhabensten Schönheit stets neue Qualen im Herzen des für alle Zeiten Verbannten erweckte“, nach Frankreich gezogen und dort durch „ein schändliches Weib“ endgültig ruiniert worden sein. (Als Beispiel üppiger Legendenwucherung sei noch das Folgende zitiert: „Nach Jahren saß die alte Mutter, der das gegenwärtige Schicksal des geliebten, hoffnungsvollen Sohnes fremd war, zu Nürtingen in ihrer kleinen Kammer, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, am Tische, als plötzlich ein Mensch hereintrat, blaß, mit eingefallenen Wangen, langen, ungeordneten Haaren, und ungeschorenem Barte, nur in elende Kleider gehüllt . . .“) August Meißner, der Freund Moritz Hartmanns, nimmt in seinen Terzinen 'Hölderlin', ursprünglich 'Verwilderung' betitelt (Dichtungen. 2. Bd. 1. Teil 12. Aufl. Bln. 1884, S. 168 ff.), Waiblingers Hypothese von der Verbindung des moralischen Untergangs in Bordeaux mit der Trennung von Diotima auf, verknüpft sie mit der Sage vom Venusberg und macht so den Dichter des Hyperion zu einem zweiten Tannhäuser. In die gleiche Richtung geht die von Friedrich Seebaß ausgegrabene Auslassung in dem „literarischen Fibelbuch“: 'Luther und Faust in Vignetten zu deutschen Dichtern' eines pseudonymen Le Petit (1834; s. Germ.-Rom. Monatsschr. XIX. Jg. S. 29). Das Pseudonym führt vielleicht auf Karl Gutzkow, der 1835 als fingierter Herausgeber der Schrift: 'Dr. Le Petit's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche' auftritt. Es gibt bis jetzt keinen Anhaltspunkt dafür, daß diese Fabeln — was mag sonst noch in dem apokryphen Schrifttum der dreißiger und vierziger Jahre versteckt sein! — auf andere Quellen als auf Waiblinger zurückgingen.

ten Berichte, den Hölderlins Neffe Fritz Breunlin am 31. Juli 1856 in Bad Nauheim mündlich dem Homburger Bibliothekar und Hölderlin-Sammler Hamel gegeben und dieser in Notizen festgehalten hat¹. „Durch Waiblinger“, so heißt es da, „sey Hölderlin der Name wegen Ausschweifung in Frankreich gemacht worden; aber Waiblinger sey so ein Mann gewesen. Hölderlins Freund Landauer habe deßhalb an den hamburgischen Consul nach Bordeaux geschrieben, . . . u. habe das schönste Zeugniß erhalten“. Dieses „deßhalb“ braucht allerdings, zumal Jahrzehnte zwischen der Erkundigung Landauers und dem Berichte Breunlins liegen, nicht unbedingt auf das Gerücht über Ausschweifungen bezogen zu werden: es kann sich um eine allgemeine Anfrage über den Grund des Weggangs und der Zerrüttung Hölderlins gehandelt haben. Landauer kann aber auch nicht erst durch Waiblingers Aufsatz, der 1831 erschien, zu seiner Anfrage veranlaßt worden sein: Konsul Meyer starb schon 1818. Der Stuttgarter Freund hat sich also, das steht fest, bald nach der Rückkehr Hölderlins, dessen Zustand ihn ergriff und bewegte, — vielleicht auch im Auftrag der Familie — bei Meyer, der wahrscheinlich ein Geschäftsfreund von ihm war², erkundigt und „das schönste Zeugniß erhalten“. Was mag alles darin gestanden haben? Der Nachlaß Landauers ist verschollen. Schon jene knappe Angabe deutet jedenfalls kaum darauf hin, daß Hölderlin mit einem förmlichen Bruch aus dem Hause seines Brotherrn geschieden ist.

Die Szene an der Mittagstafel des Konsuls Meyer in Bordeaux, die Wilhelm Rullmann erzählt³ — ein Gast und Geschäftsfreund aus Frankfurt erwähnt den Tod der „schönen Frau Gontard“ vor vierzehn Tagen; der Hauslehrer springt „mit todtenbleichem Gesicht, verstörten Mienen“ auf und stürzt „so wie er war, ohne Mütze und Wanderstab“ auf die Straße und davon —: diese Szene würde zeitlich höchstens in das Haus Landauers in Stuttgart passen, ist jedoch von Litzmann⁴ sicher richtig als spätere Legende aus der Frankfurter Gesellschaft bestimmt worden.

Auf andere Weise will Hölderlins Stiefbruder Carl Gok, dessen Lebensabriß den Rahmen der Schwabschen Biographie abgab⁵, den jähen Weggang und den Zusammenbruch vom Ende Diotimas ab-

¹ Handschrift in den Homburger Hölderlin-Papieren.

² Das ergibt sich daraus, daß Sinclair seinen Brief vom 30. 6. 1802 zur Weiterbeförderung nach Bordeaux, wo er Hölderlin noch vermutet, an Landauer schickt.

³ Salon f. Lit., Kunst und Gesellschaft 6. Bd. 1870 S. 351 ff.

⁴ Archiv f. Litt.-gesch. a. a. O. S. 65.

⁵ S. HJb. 1948/9, S. 34 ff.

leiten: der Dichter habe noch in Bordeaux von ihr einen Brief erhalten, „worin sie ihm von einer schweren Krankheit Nachricht gab, und vielleicht im Vorgefühl ihres nahen Todes noch auf ewig von ihm Abschied nahm“. Das ist bare, unrichtige Vermutung, aufgedrängt durch das ungefähre Zusammentreffen der Rückkehr Hölderlins und des Todes der Diotima. Diese war nur zehn Tage, an den Röteln, krank gewesen¹. Hölderlin befand sich damals schon auf deutschem Boden.

Landauer hatte Hölderlin am 22. Oktober 1801 in Ströhlin's Auftrag zur Beruhigung mitgeteilt, er solle „vor der Hand von Predigen dispensirt“ sein². Vermutlich hatte sich der kanzelscheue Dichter dies ausbedungen oder doch gewünscht. „Vor der Hand“: hatte ihm Konsul Meyer nun, nach einigen Monaten, als er sich eingelebt, doch zugemutet, für die deutsche Kolonie den protestantischen Prediger zu machen? Hatte es Hölderlin darüber zur Lösung des Verhältnisses kommen lassen? Wir wissen es nicht. Aber sollte er wirklich zum Predigen aufgefordert worden sein, so wäre das doch wohl schon zu den Osterfeiertagen geschehen, in denen er doch noch von den „wahrhaft vortrefflichen Menschen“ seiner Umgebung schreibt; und sollte er wirklich zu Ostern gepredigt haben, so hätte er wohl kaum versäumt, dies in seinem Karfreitagsbrief an die Mutter zu erwähnen: ein *argumentum ex silentio*, das in diesem Falle sein Recht hat, da Hölderlin wohl wußte, daß er der besorgten und frommen Frau kaum eine größere Freude machen könne.

Ein Jahr nach Hölderlin's Rückkehr, am 11. Juli 1803, schreibt Schelling an Hegel nach einem ergreifenden Wiedersehen mit dem Freunde: dieser sei „auf eine Empfehlung von Professor Ströhlin mit ganz falschen Vorstellungen von dem, was er bei seiner Stelle zu thun hätte“, hingegangen und „sogleich wieder“ zurückgekehrt, „da man Forderungen an ihn gemacht zu haben“ schein, „die er zu erfüllen theils unfähig war, theils mit seiner Empfindlichkeit nicht vereinen konnte“³. Das ist merkwürdig und weder ganz von der Hand zu

¹ Sinclair an Hölderlin, 30. 6. 1802 (H. VI 343); Maria Belli-Gontard, Lebens-erinnerungen.

² H. VI 332. — Auffällig ist, daß Ströhlin den Dichter in dem gleichen Briefe durch Landauer an eine Predigt erinnern läßt, die er ihm versprochen habe; auch, daß Hölderlin selbst noch am 4. Dezember Böhlendorff ganz gelassen mitteilt, er gehe nach Bordeaux „als Hauslehrer und Privatprediger“ (H. V 321). Vermutlich hatten die Bordeleser durch den Vermittler Ströhlin im ersten Stadium der Verhandlungen auf alle Fälle eine Probepredigt von dem neuen Hauslehrer gewünscht. Volle Klarheit ist bis heute nicht zu gewinnen.

³ H. VI 352. — Der Brief des alten Schelling über das damalige Wiedersehen mit Hölderlin hg. von Irene Koschlig, HJb. 1948/49, S. 9 ff.

weisen noch mit der möglichen Ablehnung des Gottesdienstes gleichzusetzen, wie es seit Litzmann öfters geschieht¹. Mit jenen „Forderungen“ können nicht die gewöhnlichen Pflichten des Erziehers gemeint sein, ebensowenig aber das Amt des Predigers: durch dieses konnte ja der Dichter, nach den Vorverhandlungen, weder überrascht noch in seiner „Empfindlichkeit“ — das Wort hat hier offensichtlich sozialen Sinn — getroffen werden. So läßt die Angabe Schellings, wenn wir sie ernst nehmen wollen, nur diese Deutung zu: entweder war der Dichter enttäuscht, vier kleinen Mädchen, den Töchtern des Konsuls, elementaren Unterricht geben zu müssen, oder — und das ist nach dem Wortlaut viel wahrscheinlicher — es wurden ihm im Hause, vielleicht im Geschäft des Konsuls Dienste zugemutet, die mit seinen Pflichten als Erzieher nur lose oder gar nicht zusammenhängen und ihm nicht anstanden. Diese Erklärung vertrüge sich freilich schlecht mit Hölderlin's eigenem Wort von den „wahrhaft vortrefflichen Menschen“, deren er sich einst in der Heimat würdig zu erweisen hoffe: wir sind uns dessen bewußt, wie schon eingangs betont, daß der eigentliche und sichere Grund seines raschen Weggangs im Dunkel verbleibt, solange nicht von neuen Urkunden her ein Licht darauf fällt.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß der Dichter die Erfahrungen, die er einst in Frankfurt und Hauptwil getrennt gemacht hatte, nun in Einem wiederholen mußte. Einerseits lebte er in dem ansehnlichen Handelshause, und in der geldaristokratischen Gesellschaft Bordeaux' überhaupt, mit Leuten zusammen, die nichts ahnten und vielleicht, im Bewußtsein ihrer sozialen Stellung befangen, nichts ahnen wollten von dem Genius, der unter ihnen weilte, der damals nur schwer noch Kommunikation mit fremden Menschen fand und der niemals in seinem gesellschaftlichen Gebaren etwas Herrisches, auch sozial Höherstehende Unterwerfendes, wie Fichte, gehabt hatte. Andererseits mag der Hofmeister dem hansischen Kaufherrn ob mancher Absonderlichkeit seines Gebarens und Redens, wohl auch ob einer Überempfindlichkeit und Reizbarkeit seines Wesens im Verkehr und im Unterricht nach einiger Zeit nicht mehr „konvenabel“ erschienen sein. Zu offenem Bruch oder kopfloser Abreise braucht es darum so wenig wie ein Jahr vorher in Hauptwil gekommen zu sein: der Konsul hat, wie erwähnt, dem Lehrer seiner Töchter nachträglich „das schönste Zeugniß“ ausgestellt, und die Ausfertigung des Passes am 10. Mai muß nicht einen sofortigen, ja, kann gar nicht einen überstürzten Weggang bedeuten. Die „Effec-

¹ Hölderlin's Leben. 1890, S. 601.

ten“ — den Frachtkosten von über 30 Gulden nach nicht eben armelig — wurden ordnungsgemäß an Landauer aufgegeben, bei dem sie allerdings erst am 3. Juli ankamen¹: die lange Dauer der Beförderung läßt die Möglichkeit zu, daß das Gepäck erst nach Hölderlins Abreise von Konsul Meyer aufgegeben wurde. Den „Nachtsak“, den Hölderlin in Straßburg abfertigte¹, muß er bis dorthin mit sich geführt haben — eher doch wohl zu Wagen als zu Fuße.

Wir möchten also glauben, daß Hölderlin in leidlichem Bewußtsein und Einvernehmen mit seinem Brotherrn von Bordeaux geschieden sei. Dies das erste Ergebnis. Auf welchem Weg aber ist der Heimkehrende nach Straßburg gekommen? Was hat er unterwegs gesehen und erlebt? Mit dieser Frage betreten wir endlich zwar noch nicht sicheren, immerhin doch weniger schwankenden Boden.

Mit dem unbestimmten Berichte Christoph Theodor Schwabs, der sich auf Gok stützt und eingangs zitiert wurde, ist nicht eben viel anzufangen. Fest steht darin zunächst allein die flüchtige Berührung Stuttgarts und der Zustand hochgradiger Erregung, ja Zerrüttung in den Tagen der Heimkehr. Darüber nachher. Hat Hölderlin den Rückweg über Paris genommen? Litzmann hat diese Angabe Schwabs nachdrücklich zu entkräften versucht und Schule damit gemacht. Eine Skepsis, die uns ungerechtfertigt, ja unverständlich erscheint. Der Hinweg über Lyon ging, wie uns wahrscheinlich geworden ist, auf behördliche Weisung zurück. Jetzt aber durfte ja der Dichter *librement circuler*. Sollte er noch einmal über die unwirtliche Auvergne gezogen sein, die ihm vom Hinweg in so böser Erinnerung war? Der bequemste Weg von Bordeaux nach Straßburg führte zweifellos — so wie heute noch die beste Bahnverbindung — über Paris, und dahin über Angoulême, Poitiers, Tours und Orléans. Endlich und vor allem hatte Hölderlin schon auf dem Hinweg über die Hauptstadt gewollt: wenn er, wie wir glauben, in leidlicher Besonnenheit von Bordeaux schied, so lag es nahe für ihn, sich jetzt den alten Wunsch zu erfüllen und die Stadt der großen Revolution zu besuchen.

Doch prüfen wir nach diesen allgemeinen Erwägungen die Zeugnisse selbst! Daß Hölderlin in Paris gewesen, erfuhr Christoph Schwab von dem Kranken „in einer guten Stunde“ (II 328), kurz vor dem 21. Mai 1842². Die Angaben des Kranken sind weder unbesehen für

¹ Rechnung Landauers vom 31. 8. 1802, auf Verlangen der Mutter aufgesetzt (s. H. VI 344 f.).

² Schlesier Bl. 123 ff. über eine Unterredung mit Gustav Schwab.

gute noch für schlechte Münze zu nehmen. Hölderlin hatte nun aber schon am 12. März 1804, ehe sein Geist sich für immer verwirrte, im Zusammenhang einer kurzen kunsttheoretischen Reflexion an Leo von Seckendorf geschrieben: „Die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben, so daß ich mehr darin studiren möchte“¹. Litzmann², wahrscheinlich verführt durch das Wörtchen „darin“, wollte dieses Bekenntnis auf das große Kupferwerk *Le Musée français* beziehen, dessen erster Teil, dem *Citoyen premier consul* gewidmet, 1803 erschienen war und in seiner letzten Abteilung die antiken Statuen des *Musée Napoléon* brachte³. Der Dichter soll sich das Werk „von einer öffentlichen Bibliothek verschafft haben“ können. Das ist doch wohl zu unbestimmt, an den Haaren herbeigezogen und durch die Umstände sowie durch das Volumen des Bandes so gut wie ausgeschlossen⁴. Zudem sind die antiken Statuen in den Kupferstichen des Prachtwerkes hyperklassizistisch stilisiert; man widerstrebt der Vorstellung, daß gerade sie dem Entdecker des tragischen Griechentums „ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben“ haben sollten.

Halten wir uns doch an den einfachsten und nächstliegenden, den wörtlichen Sinn jenes Satzes in dem Brief an Seckendorf! Er verrät, daß der Anblick der antiken Kunstwerke in Paris, und nicht das Betrachten klassizistischer Abbildungen, für Hölderlin ein großes, wohl gar das letzte große geistige Erlebnis vor der Umnachtung gewesen ist.

Hinzu kommt, als mittelbares, aber stärkstes Zeugnis, der Brief an Böhlendorff vom Spätherbst 1802. Darin heißt es⁵: „Der Anblick der Antiquen hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die

¹ H. V 333.

² A. a. O. S. 602.

³ *Le Musée français*, Recueil complet des tableaux, statues et bas-reliefs, qui composent la collection nationale, publié par Robillard-Peronville et Laurent. T. I. Paris 1803. Groß-Fol. Letzte Abteilung: Statues antiques du Musée Napoléon. Sujets: Bacchus de Richelieu — Diane — Vénus d'Arles — L'Amour et Psyché — Apollon Citharède — Les Muses — Hygiène ou la Santé — Génie funèbre — Méléagre — Néron — Le discobole en repos — Le discobole en action. Jeweils ein Kupferstichblatt und einige Seiten erklärenden Textes.

⁴ Die Württ. Landesbibliothek in Stuttgart besitzt das Werk nicht. In der Universitätsbibliothek zu Tübingen ist es vorhanden; aber ein Besuch Hölderlins dort zwischen dem Erscheinen des Werkes und seiner Abreise nach Homburg im Juni 1804 ist nicht bekannt, auch ganz unwahrscheinlich, und die Vorstellung gar, der Kranke habe das ungewöhnlich großformatige, mindestens 15 kg schwere Prachtwerk mit nach Nürtingen geschleppt, leicht grotesk.

⁵ H. V 328.

Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst. . . .“ Paris ist zwar nicht genannt, und Litzmann¹ wollte hier die antiken Kunstwerke in Vienne südlich Lyon, der ehrwürdigen Hauptstadt der spätrömischen *Gallia Viennensis* und des altburgundischen Reiches, sowie in Bordeaux selbst verstanden wissen. Nun deutet aber der Aufbau des berühmten Briefes geradezu zwingend auf Paris hin. Er verrät dem aufmerksamen Leser auf lockere Weise in der zeitlichen Reihenfolge die merkwürdigsten Stationen der Reise Hölderlins durch Frankreich. Der Dichter hat „die traurige einsame Erde gesehen; die Hirten des südlichen Frankreichs . . .“: das ist, in großartiger Verdichtung, die im Einzelnen das Ganze fühlbar macht, die Wanderung von der Rhône hinüber zur Garonne, über die nördlichen Ausläufer der Cevennen hin. Nach einer ebenso großartigen Vergegenwärtigung der Atmosphäre des südlichen Frankreich, wo ihn „das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen . . . beständig ergriffen“ und mit einer solchen Fülle dichterischer Eindrücke und Gesichte überwältigt haben, daß er sich von Apollo — dem spät-hölderlinischen Gott des dionysischen Feuers — geschlagen fühlt, fährt der Dichter fort: „In den Gegenden, die an die Vendée gränzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessirt, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgeföhle sich wie in einer Virtuosität fühlt, und seinen Durst zu wissen, erfüllt“. Die Vendée war 1793—1795 Schauplatz eines blutigen Krieges gegen das Revolutionsregime gewesen; den Grund und Widerschein dieser Schrecken glaubt Hölderlin in Gebaren und Blick der Menschen dort zu finden. Es ist im engeren Sinne der Küstenstrich südlich der Loiremündung, im weiteren aber, der gerade für jene Kämpfe in Betracht kommt, ein recht tief ins Binnenland sich erstreckendes Gebiet, das den größeren Teil des alten Poitou, einen Abschnitt des Anjou und der Bretagne umfaßt. Mit den „Gegenden, die an die Vendée gränzen“, kann schwerlich die Gironde mit Bordeaux gemeint sein — die liegt allzuweit südlich—, sehr wohl aber das Angoumois und Poitou, d. h. die Départements Charente und Vienne. Daß Hölderlin in den paar Monaten seines Aufenthalts in Bordeaux besuchsweise schon so weit nordwärts gekommen sein sollte, ist kaum anzunehmen. So bleibt nur die Erklärung, daß es die Heimreise war, die ihn nordwärts, an der Vendée vorbei, über Angoulême, Poitiers und Tours — nach Paris führte. Wenn dann der folgende Abschnitt des

¹ Hölderlins Leben S. 597 und 602.

Briefes den „Anblik der Antiquen“ erwähnt, so kann es dem Aufbau nach nur die Hauptstadt gewesen sein, wo ihm dieser Eindruck zuteil wurde.

Entschieden wird, wie uns scheint, die Frage schließlich durch die Worte Hölderlins in einem der nach-bordeleser Hymnenfragmente: „auf feuchter Wiese der Charente“¹. Die Prägung kann nur auf Augenschein beruhen. Die Charente fließt etwa 110 km nordnordöstlich von Bordeaux an Angoulême vorbei; sie kommt von Norden, macht ebendort einen scharfen Knick nach Westen und kreuzt die *route nationale* nach Paris.

Hölderlin ist also in Paris gewesen. Dies das zweite Ergebnis. Wie viele Tage er sich dort aufgehalten, was er außer den antiken Kunstwerken angesehen und erlebt, ob er irgendwelche Fühlung mit Deutschen aufgenommen hat, erfahren wir nicht. Es ist jedoch schon etwas, zu wissen, daß sein Griechenerlebnis in dem der bildenden Kunst ausgeklungen ist, von der einst ein Winckelmann, Goethe und Schiller ausgegangen waren. —

Ging Hölderlin über Paris heim, so kam er so gut wie sicher von Tours über Blois bis Orléans durch das gesegnete Tal der mittleren Loire, an deren rechtem, nördlichem Ufer die *route nationale* dahinführt. Was er dortzulande von den großen Baudenkmalern, den steinernen Zeugen der französischen Königsgeschichte, gesehen und in sein Bewußtsein aufgenommen hat, wissen wir nicht; in keinem der späten Gedichte, Fragmente und Listen voll magischer Namen aus der abendländischen Geschichte taucht ein Ort aus dieser Landschaft auf. Moritz Hartmann läßt in seiner ‘Vermuthung’ einen rätselhaft-unheimlichen Fremden um die Zeit der Heimkehr Hölderlins auf einem Schlosse bei Blois erscheinen². Die notwendige kritische Prüfung seines bekannten Berichtes würde den Rahmen dieser Untersuchung sprengen und wird daher selbständig in dem folgenden biographischen Beitrag durchgeführt. Hier nur kurz das Ergebnis. Der Schauplatz des hypothetischen Besuches hat sich auf Grund einer andern, rein biographischen Schrift Hartmanns eindeutig feststellen lassen: es ist das Schloß Villelouet, 7 km westsüdwestlich von Blois, auf einem Weinberghügel über dem linken Ufer der Loire. Das Wasserbecken aber mit den antiken Götterstatuen, die den rätselhaften Fremden berücken, hat dort niemals existiert: es ist eine theatralische Kulisse, die

¹ H. IV 257.

² Der Mittelteil des Berichtes — leider nicht das Ganze — abgedruckt bei H. VI 334 ff.

der geschickte Hartmann aufbaute, um die Geschichte in Gang zu bringen. Durch einen einordnenden Vergleich des Berichtes mit der novellistischen Technik Hartmanns glauben wir schließlich mit gehöriger Sicherheit nachweisen zu können, daß die Geschichte vom Anfang bis zum Ende auf freier Erfindung beruht. Dies das dritte Ergebnis.

Am 7. Juni kam Hölderlin dem Visum nach durch Straßburg, Anfang Juli erst soll er nach Schwab (II 308), der den Termin aus der Skizze seines Gewährsmannes Carl Gok zu erschließen scheint, in Stuttgart und Nürtingen aufgetaucht sein. Um die lange Zeitspanne zu überbrücken, hat Pierre Bertaux die Hypothese aufgestellt, der Dichter habe sich, um Diotima zu sehen, von Straßburg nordwärts nach Frankfurt gewandt und dort ihren Tod erfahren¹. Das ist verführerisch, aber unhaltbar. Daß Hölderlin in Frankfurt gewesen, ohne sich mit Sinclair zu treffen, ist zur Not denkbar — nicht aber, daß dieser nichts davon erfahren haben sollte. Der Dichter hätte doch wenigstens seinen andern Freund, den Dr. Ebel, aufgesucht, der bei Diotima war „in ihrer Krankheit und ihr Trost in ihren letzten Stunden“², und Ebel hätte Sinclair, den er nachweislich in jenen Tagen sah, von Hölderlins Besuch erzählt. Sinclair erwähnt aber einen solchen weder in seinem Briefe vom 30. Juni noch in dem folgenden kurzen vom 20. Juli³; statt dessen bestellt er Grüße von Ebel.

Außerdem aber ist ja Hölderlin gar nicht erst Anfang Juli, sondern spätestens Mitte Juni in seine Heimat gekommen⁴. An diesem Terminunterschied hängt der letzte Akt der Heimkehrtragödie.

Am 3. Juli schreibt Landauer an Carl Gok, damals „Oberamteiusubstitut in Nürtingen“⁵: „Hölderlins Zustand werde allmählich ruhiger, und er sei lebhaft überzeugt, daß er sich schnell vollends bessern werde“. Dieser Satz bestätigt mittelbar die hochbedenkliche Verfassung, worin Hölderlin in die Heimat gekommen sein muß. Darüber nachher. Er bezeugt ferner eindeutig zwei Tatsachen. Erstens: der Dichter muß, als Landauer den Brief schrieb, schon einige Zeit in Stuttgart gewesen sein und Gelegenheit gegeben haben, die allmäh-

¹ Hölderlin. Paris 1936, S. 10 Anm. 1. — Eine ähnliche Vermutung stellt schon Gok in seinem ungedruckten Lebensabriß auf.

² Sinclair an Hölderlin, 30. 6. 1802 (H. VI 344).

³ Nachlaß Schlesiers; Böhm, Dt. Rundschau Jg. 49 (1923).

⁴ Schon Litzmann (S. 598), offenbar aus dem Datum des Straßburger Visums schließend, gibt an, daß Hölderlin „in der zweiten Woche des Juni“ zuhause erschien.

⁵ Regest bei Schlesier Bl. 71 r; W. Böhm a. a. O. S. 185, vgl. seine Biographie II 652 f.

liche Beruhigung seines Zustandes zu beobachten. Zweitens: Landauer erwähnt die Rückkehr von Bordeaux überhaupt nicht mehr — Schlesier, von dem der zitierte Auszug aus dem heute verlorenen Original stammt, kann ja diese entscheidende Mitteilung, wenn sie in dem Briefe vom 3. Juli stand, in seinem Regest unmöglich übergangen haben —: also muß die Familie in Nürtingen von Hölderlins Rückkehr und Zustand schon vorher unterrichtet worden sein. Auf welchem Wege? Entweder durch einen vorhergehenden Brief Landauers oder — durch ein persönliches Erscheinen des Unglücklichen in Nürtingen schon im Lauf des Juni. Dies ist wahrscheinlicher: erstens sprechen Gok und Schwab, ähnlich wie schon Waiblinger, ausdrücklich von einem flüchtigen Erscheinen Hölderlins in Stuttgart, auf der Durchreise nach Nürtingen¹, und ferner hätte sich ein so inhaltsschwerer Brief Landauers vermutlich ebensogut wie diejenigen vom 3. und 31. Juli wenigstens bis auf Schwabs und Schlesiers Tage erhalten und wäre auch von Gok wohl kaum zurückgehalten worden.

Hölderlin ist also um die Mitte des Juni, wahrscheinlich sogar schon etwas früher, zu Fuße direkt von Straßburg herkommend in Stuttgart aufgetaucht und nach kurzem Aufenthalt daselbst zu seiner Mutter gegangen²; am 3. Juli befindet er sich, und zwar schon seit einiger Zeit, wieder bei Landauer in Stuttgart; — kurz darauf aber muß er, diesmal endgültig, nach Nürtingen zurückgekehrt sein: das ergibt sich aus dem Briefe Sinclairs vom 20. Juli: „Meinen Brief an Dich [vom 30. Juni] hatte ich an Landauer eingeschlossen. Dieser schrieb mir indeß, daß Du von Bourdeaux zurück in Nürtingen wärest“³.

Der Dichter ist also im Sommer 1802 innerhalb eines knappen Mo-

¹ Frida Arnold (Die Briefe der Diotima, Lpz. 1922, Nachwort, S. 82) erzählt, ihr Großvater Gok habe seinen Bruder damals in Stuttgart gesehen. Das ist zwar nicht gesichert, aber möglich und vielleicht eine Erklärung dafür, daß sich Landauer am 3. Juli an Gok und nicht an die Mutter wendet; die Weiterreise Hölderlins nach Nürtingen wird dadurch jedenfalls nicht in Frage gestellt. — Die ferneren Mitteilungen Frida Arnolds sind durch Familienpietät gefärbt. — Das mündlich überlieferte Zusammentreffen des Heimkehrenden mit Mutter und Schwester auf der Nürtinger Brücke (J. Kocher, Gesch. der Stadt Nürtingen, 2. Bd.) ist denkbar, aber nicht genügend gesichert.

² Sein Weg war vermutlich der Heerstraße über den Kniebis und Freudenstadt gefolgt und hätte von da aus ebensogut durch das mittlere Neckartal über Tübingen nach Nürtingen gewiesen; doch ist kein Grund, die ausdrückliche Angabe Goks und Schwabs zu bezweifeln.

³ Schlesier Bl. 71 r; Böhm, Dt. Rundschau a. a. O. S. 185. — Das Wort „indeß“ ist hier doch wohl sicher adversativ, nicht temporal zu verstehen: die Mitteilung Landauers, daß Hölderlin in Nürtingen sei, wurde erst nach dem Eintreffen des

nats zweimal nach Nürtingen heimgekehrt¹. War dieses Hin und Her vorgesehen? Ist es auf natürliche Weise aus der geringen Entfernung der beiden Orte, oder wie ist es sonst zu erklären?

Am 30. Juni teilt Sinclair Hölderlin den Tod seiner Diotima mit und er bietet sich, ihn notfalls von Bordeaux abzuholen: er weiß also noch nichts von der Rückkehr des Freundes, mit dem seine Verbindung überhaupt seit dessen Weggang aus Homburg im Frühsommer 1800 recht locker gewesen zu sein scheint², und sendet den Brief, zur Weiterbeförderung nach Frankreich, an Landauer. Bei diesem befand sich Hölderlin. Die verhängnisvolle Nachricht kann am 3. Juli, als Landauer nach Nürtingen von der Beruhigung des Freundes berichtete, noch nicht in den Händen der beiden gewesen, muß aber sehr bald danach eingetroffen sein. Daß Hölderlin den Brief erhielt, ist schon durch dessen Erhaltung verbürgt³, und daß er bald darauf wieder in Nürtingen erschien, nicht zweifelhaft. Damit aber — dies ist das vierte Ergebnis — drängt sich gebieterisch die Vermutung auf, die endgültige Heimkehr des Dichters hänge unmittelbar und ursächlich mit der Nachricht vom Tode der geliebten Frau zusammen. Etwa so: Hölderlin kommt, erschöpft und erregt, von Bordeaux über Stuttgart nach Hause; kaum aber leidlich erholt, geht er, wie im Sommer 1800 nach der Rückkehr von Homburg, von seinem Werke besessen, wieder nach Stuttgart, wohl in der Hoffnung und Absicht, wie damals in einem Kreise wohlmeinender Freunde, unbehelligt von den sorgenden und fragenden Elickern der Mutter, seinen dichterischen Arbeiten leben zu können. Er wird in Stuttgart „allmählig ruhiger“; die Freunde — insbesondere Landauer, Neuffer und Ströhlin — schöpfen Hoffnung und planen ihn zur Genesung zu einem „trefflichen Mann“, dem Pfarrer in Botnang bei Stuttgart zu bringen⁴. Der Plan, der auch Sinclairschen Briefes vom 30. Juni gegeben, sie hatte sich nicht etwa mit diesem gekreuzt. — Daß Sinclair mit den Worten: „daß Du von Bourdeaux zurück in Nürtingen wärest“ die Geschehnisse vereinfacht und keinerlei Bezug auf Hölderlins Zustand nimmt, von dem er doch sicher durch Landauer unterrichtet war, ist als Zeichen freundschaftlicher Diskretion psychologisch wohl begründet.

¹ Daß Gok und, ihm folgend, Schwab nur von Einer Heimkehr wissen, wiegt nicht schwer. Als Gok seinen Lebensabriß schrieb, lagen die Ereignisse um volle vier Jahrzehnte zurück. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn der alternde Mann zwei Erscheinungen seines Bruders, im Juni und Juli, in Eine zusammenzog.

² Dies muß notwendig geschlossen werden aus den Worten des Briefes: „Seit Du mich verlassen hast, hat mich mancherlei Schicksal betroffen . . .“

³ Entgegen der Skepsis von Agnes Stansfield (Hölderlin. Manchester Univ. Press 1944, S. 117).

⁴ Landauer an Carl Gok, 3. 7. 1802. Sein aus den Kirchenbüchern ausgegrabener

nach Hölderlins endgültiger Heimkehr noch nicht fallen gelassen wurde¹, scheiterte nach Goks Lebensabriß an seiner „entschiedenen Abneigung gegen ein Verhältniß, das auch nur den Schein eines Vicar-lebens hatte“. Das ist plausibel. Jedenfalls macht die Beruhigung Fortschritte — da trifft den Dichter, kurz nach dem 3. Juli, der Blitz der Nachricht von Diotimas Tod. Sie stürzt den seit Jahren krankhaft Reizbaren² in eine tiefe Verstörung, die ihn aus Stuttgart fort und wiederum in die Heimat treibt — aus dem geistigen Lebenskreise in die Geborgenheit des mütterlichen Hauses. Es wird viel mehr eine impulsive Flucht als ein klarer Entschluß gewesen sein.

Litzmann (600) und nach ihm noch entschiedener Pöhm (II 654) haben die Frage, „wieweit Hölderlin fähig war, von der Nachricht so erschüttert zu werden, wie unser Gefühl dies verlangt“, mit einem *Ignoramus* beantwortet. Wie uns scheint, ohne zwingenden Grund. Das letzte Wort hätte hier der Psychiater zu sprechen; aber nach allem, was wir wissen, befand sich Hölderlin im Sommer 1802 viel mehr in einem Zustande hoher Sensibilität und Erregbarkeit als in einem solchen der Stumpfheit, und dies entspricht wohl dem normalen Krankheitsbilde des Anfangs der Schizophrenie. Es mag sein, daß er nicht mehr fähig war, den Verlust der geliebten Frau geistig zu bewältigen und seinem Weltbild einzufügen; aber dies bedeutet durchaus nicht, daß er nicht bis in seine tiefste Seele hinein davon erschüttert werden konnte. Und wie uns scheint, hat auch er selbst einmal für einen Augenblick den Schleier gelüftet, der seit dem Abschied von Diotima das Leben seiner Seele immer dichter auch vor den Freunden verhüllte. Wir meinen die in ihrer Sachlichkeit ergreifenden Worte, die in dem besprochenen Brief an Böhlendorff vom Spätherbst 1802 den Rückblick auf die Stationen seiner Reise beschließen: „es war mir nöthig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusezen auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt“. „Nach manchen Erschütterungen und Rührungen“: hier scheint doch nicht zuletzt auch ein tödliches Leid um den Hingang Diotimas nachzuschwingen, das jedoch schon in die mittelbarste, nüchternste und gefäßteste Form der Aussage gebannt ist.

Fassen wir zusammen. Wir glauben, daß Hölderlin in Bordeaux von einem pathologischen Schub, einer Welle der nahenden Krankheit

Name sei hier der Ehre halber genannt: Friedrich Ludwig Lächelin, geb. 1759, Pfarrer in Botnang 1795, in Rommelshausen 1806, gest. 1820.

¹ Landauer an Hölderlins Mutter, 31. 7. 1802 (H. VI 345).

² S. Schwab II 306.

wohl berührt, aber noch nicht überflutet worden, daß er nicht in hellem Wahnsinn, sondern in leidlichem Bewußtsein und Einvernehmen mit seinem Brotherrn von dort geschieden und über Paris heimgegangen sei. Die Irrwanderung durch Frankreich ist Gerücht, der Besuch auf dem Schlosse bei Blois freie Erfindung Moritz Hartmanns auf der Grundlage dieses Gerüchtes. Mitte Juni zeigte sich der Dichter zu Hause, zweifellos in einer hochgradigen Erregung; diese ist jedoch — das gilt es nun noch wahrscheinlich zu machen — wohl eine Vorboten der Krankheit, hat aber gleichwohl einen konkret psychologischen Grund. Der Dichter hatte seit dem Abschluß seines Studiums immer wieder nach den Sternen gegriffen. Er hatte die Seinigen mit seinem dichterischen Berufungsbewußtsein über seine brotlose Existenz hinwegtrösten müssen. Und nun, nun kehrte er, ein Zweiunddreißigjähriger, in der „Hälfte des Lebens“, in den Jahren, da die Begabten unter seinen Studienfreunden nacheinander zu Ruhm oder Würde kamen, unerwartet wieder einmal heim — als ein gescheiterter und aussichtsloser Mann. Die Verhandlungen mit Cotta über die Herausgabe seiner Gedichte hatten sich, vielleicht infolge seines raschen Weggangs nach Bordeaux, im Sande verlaufen. Was sollte er beginnen? Wie seiner Mutter, an die er so tief gebunden war, gegenüberzutreten und ihr seine abermalige Heimkehr begrifflich machen? Es gehört nicht allzu viele psychologische Einfühlungsgabe dazu, sich vorzustellen, mit welchen Empfindungen, welcher Beschämung und Verzweiflung der Einsame über die Berge des Schwarzwalds und die Ebenen des Gäus der Heimat entgegengewandert sein, welche Beängstigung ihn, je näher er kam, desto tiefer erfüllt haben und schließlich, angesichts der Seinigen und ihrer Ratlosigkeit, in eine maßlose Erregung umgeschlagen sein mag.

Die kritischen ersten Tage gingen vorüber, die Erregung ebte ab, der Dichter gewöhnte und beruhigte sich allmählich, er ging nach Stuttgart zurück, vermutlich um sein dichterisches Geschäft wieder aufzunehmen; schon aber hielt das Schicksal eine neue tiefe Erschütterung für den Leidgeprüften bereit, indem es den Hort der Liebe, von dem er seit Jahren räumlich geschieden war, nun auch physisch zerstörte, seine Einsamkeit in einer fremden Welt, von der noch das ergreifende, Diotima in den Mund gelegte Wahnsinnsgedicht¹ spricht, besiegelte und ihn damit weiter dem dunklen Reich entgegentrieb, in das sich schließlich sein Geist trotz tapferster Gegenwehr verlieren sollte.

¹ „Wenn aus der Ferne . . .“ (H. VI 31 f.).

ANHANG

Carl Gok schreibt in seinem Lebensabriß u. a.:

„Ob er gleichzeitig [im Herbst 1802] auch nach dem Wunsche Bohlendorfs in Berlin Beiträge zu dessen Almanach v. J. 1803 gegeben habe, ist auß dem Concept einer Antwort an denselben, welche übrigens in anderer Beziehung interessant ist, nicht zu entnehmen, sicherlich sandte er aber späther mehrere grössere Gedichte an Wilmans in F.[rankfurt] zum Druk, wie diß aus einem Schreiben desselben vom 28. Jänner 1804. zu ersehen ist.“

Von Briefen an Böhendorff kennen wir aus dem fraglichen Zeitraume den berühmten über den Aufenthalt in Frankreich (H. V 327), der, wie viele andere, im Original seit der Ausgabe von Schwab 1846 verschollen ist und dort (II 86) das Datum des 2. Dezember 1802 trägt. Das ist falsch und von Schwab eigenmächtig hinzugesetzt. Dieser selbst versieht ja vier Jahre früher in seinem ungedruckten Lebensabriß (Stuttg. fol. 63 V) eine Abschrift des Briefes mit dem Vermerk: „ohne Datum, wahrscheinlich die Antwort auf einen Brief von Böhendorff vom 2ten December 1802“. Dieser Brief Böhendorffs ist von Schlesier in Regestenform erhalten (Bl. 81 v; Böhm a. a. O. S. 192): „Berlin, Dez. 1802. Dankt für Hölderlins Brief und begrüßt den Heimgekehrten ins Vaterland. — Erbittet sich Beiträge für sein nächstes Taschenbuch . . .“. Der Eingang kann sich nur auf den erhaltenen Brief Hölderlins beziehen. Damit wird sowohl die Vermutung Hellingraths (V 374), der Brief Hölderlins sei nie abgeschickt worden, hinfällig wie diejenige Schwabs: das Verhältnis der beiden Briefe ist gerade umgekehrt, Hölderlin nimmt nach geraumer Zeit die Verbindung auf, Böhendorff antwortet. In Schlesiers Regest fehlt am Datum die Tageszahl: sie ließ sich leichter von ihm vergessen (wie bei dem gleich zu erwähnenden Briefe von Wilmans) als eigenmächtig einsetzen von Schwab, dessen genauer Datenangabe im ungedruckten Lebensabriß wir also folgen dürfen: der Brief Böhendorffs ist am 2. Dezember, der Hölderlins früher — spätestens in der zweiten Novemberhälfte — geschrieben. Dann muß es sich aber bei dem „Concept einer Antwort“ Hölderlins, das Gok vorlag, um einen weiteren Brief handeln, der seinerseits die Antwort“ auf Böhendorffs Bitte um „Beiträge für sein nächstes Taschenbuch“ bildet und auch wirklich abgegangen ist. Denn der „in anderer Beziehung interessante“ Inhalt läßt sich wohl z. T. rekonstruieren aus dem, was dann Sinclair in seinem Briefe vom 6. 2. 1803 (Schlesier Bl. 72 v; Böhm a. a. O. S. 186) dem Dichter von Böhendorff wegen eines Verlages für den Sophokles und was er „sonst fertig“ habe, bestellt. Vermutlich hatte Hölderlin eben diese Verlagsfrage dem Freund ans Herz gelegt. Was aber hatte er „fertig“? Die Agis-Tragödie? Eine Sammlung seiner Gedichte, wie sie schon 1801 bei Cotta eingeleitet und dann gescheitert war? Das zunehmende Verstummen des Kranken benimmt uns die Antwort.

Bei dem Briefe von Wilmans vom 28. 1. 1804, auf den sich Gok bezieht, kann es sich nur um das von Schlesier (Bl. 81 v; Böhm a. a. O. S. 192) in Regestenform, doch ohne Datum erhaltene Schreiben handeln, das somit sicher datierbar wird. Die „größereren Gedichte“, die Wilmans darin — und nach ihm Gok — erwähnt und die er „vor der Messe . . . schwerlich noch . . . in seiner Druckerei unterbringen“ kann,

beziehen sich auf das Angebot Hölderlins vom 8. 12. 1803 (H. V 331), ihm noch im Winter „einzelne lyrische größere Gedichte 3 oder 4 Bogen, so daß jedes besonders gedruckt wird weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit“, zuzuschicken. Ob dies geschehen, ist nicht bekannt. Jedenfalls lassen die beiden von Gok erwähnten, seitdem verlorenen Briefe den tragischen Wettlauf ahnen, der nach der Rückkehr aus Frankreich zwischen dem Drang zur verdichteten Wirkung und dem Einbruch der Krankheit stattgefunden haben muß.

NACHTRAG UND BERICHTIGUNG

ZU DEM AUFSATZ

'AUS DEN LETZTEN LEBENSJAHREN HÖLDERLINS'

1. In dem genannten Beitrag zum Hölderlin-Jahrbuch 1948/1949 (S. 23 und 44) konnten von den am Grabe Hölderlins gesungenen Liedern die Verfasser und die Komponisten noch nicht mitgeteilt werden. Diese Verlegenheit hat in erfreulicher und dankenswerter Weise die Sachkenntnis und Hilfe zweier Mitglieder der Friedrich Hölderlin Gesellschaft auf den Plan gerufen, denen der Verfasser für die freundliche Erlaubnis, ihre Mitteilungen weiterzugeben, aufrichtig verbunden ist.

Herr Willi Karrer, Lehrer in Glatten, Kreis Freudenstadt, konnte für das zweite Grablied als Verfasser Christian Erhard Langhanssen (1750—1816), als Komponisten Georg Carl Claudius (1757—1817), als Stelle des ersten Druckes von Text und Musik den Göttinger Musenalmanach für 1792 nachweisen. „Wohl in ganz Deutschland bekannt und beliebt“, schreibt Ludwig Erk 1841 beim Abdruck des Liedes in seiner großen Sammlung.

Für das erste Grablied konnte Herr Karrer den Komponisten: Johann Georg Frech (1790—1864) und eine christliche Parallele (in der die beiden thematischen Eingangswörter beibehalten sind) von Albert Knapp (1798—1864), dem bekannten Liederdichter, angeben. Gleichzeitig wies Herr Stadtpfarrer A. Leopold in Stuttgart die Herkunft des am Grabe gesungenen Textes von Karoline Pichler (1769—1843), der bekannten Schriftstellerin, auf und bestimmte das Verhältnis der beiden Texte eindeutig dahin, daß Albert Knapp um 1850 das Pichlersche Lied christlich umgedichtet habe, „vielleicht auf Wunsch von Leuten, die einen verständlichen und einfachen Text wollten“. Die Pichlersche Fassung scheint sich übrigens noch lange als Bravourstück der Gesangsvereine behauptet zu haben. Es ist als sicher anzunehmen, daß, wie üblich, auch beim Begräbnis Hölderlins alle drei Strophen des Liedes gesungen wurden. Die 2. und 3. Strophe lauten:

Doch der Weise harrt bescheiden,
Bis der Vorsicht Wink ihn ruft,
Flüchtet nicht vor Gram und Leiden
Feige sich in seine Gruft.
Mutig kämpft er mit dem Strom des Lebens,
Und sein schöner Kampf ist nicht vergebens.

Sieh', Vollendung hält am Ziele
Schon den Palmenzweig empor,
Aus dem Streite der Gefühle
Geht sein reines Glück hervor,
Und ihn lohnt noch in Erinnerungen
Jeder Sieg, den er voll Kraft errungen.

2. Zu S. 28, Anm. 2: Die dort vertretene Echtheit der Überschrift 'Überzeugung' zu dem Wahnsinnsgedicht „Als wie der Tag die Menschen hell umscheinet“ hat sich inzwischen bestätigt: in Züricher Privatbesitz fand sich eben jenes Exemplar der 'Gedichte' Hölderlins von 1826, das von Chr. Th. Schwab laut seinem Tagebuche (ebenda S. 18) dem Kranken verehrt, von diesem aber zurückgewiesen wurde. Auf dem Vorsatzblatte steht von seiner Hand das fragliche Gedicht mit der Überschrift.

3. In der gleichen Anmerkung ist dem Verfasser Irrtümliches und Ungenaues unterlaufen. Das eben erwähnte Gedicht 'Überzeugung' ist nicht, wie dort beiläufig bemerkt, im Januar, sondern am 25. Februar 1841 (siehe den Eintrag Schwabs von diesem Tage) oder wahrscheinlicher im März 1841 (siehe die sicher auf einer Mitteilung Schwabs beruhende Datierung in Bettinas 'Ilius Pamphilius') geschrieben. Als Datum des Gedichtes 'Höhere Menschheit' ist schon in der ersten Auflage des 'Ilius Pamphilius' von Bettina richtig der 21. 1. 1841 angegeben. Die vier in diesem Werke mitgeteilten Wahnsinnsgedichte hat Bettina nicht, wie in der Anmerkung vorschnell geschlossen wurde, von Chr. Th. Schwab unmittelbar erhalten, sondern von ihrem Briefpartner Philipp Nathusius, der sie seinerseits allerdings von Schwab erhielt. Dieser führte seinen Gast und dessen Frau, als sie auf ihrer Hochzeitsreise durch Tübingen kamen, zu dem kranken Hölderlin (Chr. Th. an Gustav Schwab, 26. 7. 1841; unveröffentlicht, unter den Briefen an Gustav Schwab in der Univ.-Bibl. Tübingen, Md 755).

Adolf Beck

HÖLDERLIN AN DIOTIMA
DAS WIDMUNGSEXEMPLAR DES 'HYPERION'

VON
WALTHER KILLY

Bei den Arbeiten zur Herausgabe des 'Hyperion' hatte ich ein Buch durchzusehen, das man nicht ohne Rührung ergreifen kann: am Widmungsexemplar des 'Hyperion', von Hölderlin in die Hände der Diotima gegeben, haftet viel von der ehrwürdigen Wirkung, welche ein Schicksal auch den Gegenständen zu verleihen vermag. Das Geschehen hat sich mit der Sache verbunden und wird im Andenken wieder fühlbar; auch ohne die hier zu erschließenden Eintragungen hätte das schmale Bändchen kostbaren Erinnerungswert. Es gewinnt den Wert eines Zeugnisses, wenn man seine Seiten durchgeht, die im Schaukasten des Schiller-Nationalmuseums liegen¹.

Die beiden Bände des 'Hyperion' sind im Abstand von mehr als zwei Jahren erschienen. Der erste 1797 zu Ostern, der zweite vor dem Herbste 1799; als jener ans Licht kam, war Hölderlin schon mehr als ein Jahr in Frankfurt, als dieser fertig war, hatte er es unter Umständen verlassen, mit denen das vorliegende Exemplar innig verbunden ist. Es vereinigt beide Bände durch einen schlichten Deckel aus grüner, gewachster Pappe, vielleicht nicht einmal vom Buchbinder gebunden, denn man hat es versäumt, sie auf eine Größe zu schneiden. Der Rücken trägt ein gelbes Schildchen mit dem Namen des Buches, von Sömmerings später noch zu betrachtender Handschrift darauf vermerkt. Der innere Bezug des Deckels war ursprünglich rot; jetzt ist er verschossen, aber die erste von Hölderlin eingetragene Widmung ist noch in kräftigen Schriftzügen lesbar. Zwischen den beiden Bänden klebt ein im Format des zweiten geschnittenes Blatt Schreibpapier,

¹ Zum Widmungsexemplar, dessen Einträge außer den Zueignungen hier zum ersten Male veröffentlicht werden, vgl. Paul Spindler, Ein seltenes Buch. Literarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 1912, S. 334—336. Dort ungenauer Abdruck der Widmungen und der Vermerke des Dr. Weismann.

das in sorgfältigen Buchstaben lateinischer Schrift die berühmte Zueignung

*Wem sonst
als
Dir*

trägt. Der hintere Deckel, zuvor auch rot auf der Innenseite, ist mit einem Doppelblatt der gleichen Papiersorte überklebt, dessen eine Hälfte zum Vorsatz dient; auf dem Vorsatzblatt hat Dr. H. Weismann einen Vermerk 'Zur Lebensgeschichte Hölderlins' gemacht, auf dem Deckel selbst gibt er 'Authentisches über dies Buch'. Hier erfahren wir, auf welche Weise es auf uns gekommen und erhalten einige Hinweise, die sich aufs schönste bestätigen werden:

Authentisches über dies Buch.

Daß dies Ex. von dem Vf. selbst der Frau Gontard zugeschickt wurde, bezeugt der Bleistifteintrag von der Hand des Thomas v. Sömmering auf dem Widmungsblatte zum 2. Theil. Aus den Worten der Widmung geht ferner hervor oder wird bestätigt, daß er die Frau leidenschaftlich liebte; jedoch darf man aus dem „Dir“ nicht schließen, daß sie diese Vertraulichkeit während ihres Zusammenseins geduldet hätte. Die mit Tinte unterstrichenen Stellen z. B. I. S. 90. 93. 101. 104. 115. II. 15 rühren von Hölderlin her, ebenso die Bleistiftkorrekturen; dagegen die mit Bleistift unterstrichenen Stellen besonders II. 40. 55. 75. 78 mögen wohl von ihr herrühren.

Dies Buch kam nach dem Tode der Frau 1802 in den Besitz des Professors an der Universität Mainz, Samuel Thomas v. Sömmering (1755—1830), der nach der Einnahme von Mainz gegen die Franzosen ganz nach Frankfurt übersiedelte, an das er schon durch seine Gattin, geb. Grunelius, gebunden war. Erst 1805 folgte er dem Rufe nach München. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er bei seinen Kindern und Verwandten in Frankfurt zu und starb dort hochgeehrt am 2. März 1830. Er war ohne Zweifel Hausarzt bei Gontard und stand der geistvollen, ihrer nächsten Umgebung unverständlichen Frau nahe. Ich glaube sogar mit ziemlicher Sicherheit behaupten zu können, daß sie selbst ihm das Buch vor ihrem Ende gegeben, damit die Zueignung nicht in unwürdige Hände falle oder der Schatz verschleudert würde. Von dem Sohne des Thomas, dem praktischen Arzt und Hofrath Dr. Detmar Wilhelm Sömmering, dessen Sohn ich 6 Jahre lang zu Haus unterrichtete und ein vertrauter Hausgenosse blieb bis zum Tod des Vaters (1873, die Mutter war schon 1867 gestorben) habe ich die Reliquie erhalten.

Frankfurt a./M., 27. 6. 81. Dr. Heinrich Weismann.¹

Samuel Thomas von Sömmering, berühmter Anatom und Freund des Gontardschen Hauses, ist mit Hölderlin wohl bekannt gewesen; noch heute bewahrt ein Nachfahr das Handexemplar seines Buches

¹ Der von Dr. Weismann verfaßte konventionelle Lebensabriß Hölderlins findet sich bei Spindler, a. a. O. S. 336.

über das Seelenorgan mit den beiden handschriftlichen Epigrammen¹, die Hölderlin darüber verfaßte, und ein Susette Gontard darstellendes Relief. Besteht schon kein Grund, an einer kurzen und wenigen Fehlerquellen ausgesetzten Tradition zu zweifeln – warum sollte der Vater dem Sohne unrecht berichtet haben? – so wird die Anteilnahme Sömmerings an dieser „Reliquie“ durch den Eintrag bezeugt, den er selbst über den Worten „Wem sonst als Dir“ gemacht hat. Dort steht mit Bleistift „Frau (?) Susette Gontard geb. Borkenstein“, wobei das „Gontard“ aufs Haar genau so geschrieben ist wie in Sömmerings Notizbuch bei dem Vermerk der Konsultation durch „Gontards Kinder“². Darunter folgt „geb. 1768 in Hamburg, gest. 22 Juni 1802, begraben Donnerstag den 24. Juni, 34 J. alt.“ Diese unscheinbaren Daten lehren uns eines mit Gewißheit: Sömmering hat sie unmittelbar nach dem Tode der Diotima eingetragen; er hätte sonst nicht dem ohnehin der Nachwelt zumeist gleichgültigen Begräbnisdatum den schnell vergessenen Wochentag hinzugefügt. Er tat es unter dem Eindruck des Todes dieser Frau, in einem Buche, das ihre allerpersönlichste Habe gewesen war und das er, seiner Geschichte bewußt, gewiß gehütet und bewahrt haben wollte³. Ob ihm dies aufgetragen war, wie es überhaupt in seine Hand gekommen, das wird heute nicht mehr zu bestimmen sein; die letzten Dienste hatte derselbe Dr. Ebel der Susette Gontard geleistet, durch den Hölderlin in ihr Haus empfohlen worden war⁴. Wissen wir also nicht, wie Sömmering in den Besitz des Hyperion-Bandes gelangt war, so können wir eher ahnen, wie dieser von Hölderlin zu seiner Dio-

¹ Gr. Stuttgarter Ausgabe Bd. I, S. 539.

² Vgl. voraufgehende Anmerkung.

³ Wie sehr Sömmering vom Tode Diotimas berührt und wie nah er ihrem Hause gewesen sein muß, geht aus dem nachfolgend zitierten Briefe Heinse hervor, der entlegen abgedruckt und bislang fälschlich auf den Tod von Sömmerings Frau bezogen, schon durch sein Datum nur Susette Gontard meinen kann:

Aschaffenburg, den 27. Juni 1802.

O wären auch wir noch in unserer Blüte wieder frei in das ewig göttliche verschwunden! Nur die Ceremonien der Hinterlassnen machen den Moment, wo es geschehen ist, traurig. Gewiß, o gewiß! wen die Götter lieben, der stirbt jung; wenn er die Schönheiten des irdischen Lebens und dessen Freuden erlangt hat — ich mag mich nicht in dem Roman von Leiden hinein denken, der gewöhnlich drauf folgt . . .

Heinse an Sömmering. Ungedruckte Briefe von Wilhelm Heinse, mitgeteilt von Hermann Bräuning-Oktavio. Westfälisches Magazin N. F. 2. Jg. 1911, S. 207. (Hinweis von Adolf Beck.)

⁴ Vgl. den Brief Sinclairs an Hölderlin vom 30. Juni 1802, Hölderlin, Hist. krit. Ausgabe begonnen durch Norbert v. Hellingrath etc., Bd. 6., 1923, S. 344.

tima kam; es muß mit irgendeiner der verzweifelten Listen geschehen sein, die den Liebenden zu den dürftigsten Zeichen der Verständigung nötig waren, nachdem Hölderlin das Haus endgültig verlassen hatte. Man kennt die Verabredungen aus den Briefen der Diotima: die anfängliche Kühnheit, die auch vor dem Betreten des verschlossenen Hauses nicht zurückschrecken will, und die Bescheidung am Ende, welche ihre Genuge im bloßen Anblick aus der Ferne finden muß. In den Stunden der Einsamkeit, zwischen den auf Monate auseinandergezogenen Treffen am ersten Donnerstage, hat Diotima immer wieder die Schriften des Geliebten ergriffen: „Deine lieben Gedichte habe ich alle mit unaussprechlicher Freude gelesen! Deine Briefe habe ich mir alle wie ein Buch zusammen gelegt, und wenn ich einmal lange nichts von Dir hören sollte, willich darinnen lesen, und denken: es ist noch so!“¹ „Meine einsamen Abende werde ich dann zubringen, Deine lieben Schriften, Gedichte und Briefe zu durchlesen. Sie werden viele stärkende liebevolle Tränen in mir hervorlocken, die aus dem Schatze der treuen edelen Liebe allein nur quillen und Segen über das trockne alletag's Leben bringen“². Eine Schrift aber war noch nicht in ihren Händen, die sie vor allen erwartete — der 'Hyperion', dessen zweiter Band unter ihren Augen und aus dem Erlebnis der Liebe entstanden war, dessen Werden sie verfolgt und an manchem Vorleseabend mit Hölderlin besprochen (sie konnten sich nicht einigen, daß Diotima im Romane stirbt); dieser zweite Band war noch nicht erschienen³.

¹ Die Briefe der Diotima, veröffentlicht von Frida Arnold, hrsg. von Carl Viëtor, Leipzig 1921, S. 21.

² Briefe der Diotima, S. 17.

³ Der ungefähre Erscheinungstermin kann durch die Tatsache erschlossen werden,

<i>Hr. M. Hoelderlin</i>		<i>Soll</i>		<i>Haben</i>	
1795	Aug 1	sandte ihm p Abschlag	f. 11	—	—
		honorar für Hyperion <i>epit</i>	—	—	100
		10 Ex <i>Velin gratis</i>			
1797	April 17	10 <i>Hyperion</i> 1 <i>Vel. Pap.</i>	—	—	—
	Jun 25	An Büchern lt. XI	— 8	—	—
	Sept 30	Empfang auf Anweisg vH <i>Herrmann</i> in <i>Frft.</i> .	81	—	—
1801	Aug 19	Honorar für s. Gedichte 1 <i>ALdor</i> p Bogen, o.			
		1 dto nach Absatz v. 500 Ex			
		8 S. <i>Flora</i> 1801. 3 Th. ProbeGedichte			
		16¾ — 2 4 dto			

Immer wieder fragt sie nach diesem Buche: „Du kannst mir, wenn Du es gut findest, und Sinclair einmal hierher kömmt, ihn bitten (wenn es angeht, und Du Dich nicht gegen ihn in ein falsches Licht setzest), mich zu besuchen und mir durch ihn den Hyperion schicken, wenn Du ihn schon bekommen. Es ist mir nicht möglich, ihn für ein paar Geldstücke zu kaufen“¹. „Deinen lieben Hyperion, der jetzt wohl da ist, will ich schon so bald ich ihn mit Muße lesen kann mir mit Klugheit verschaffen“². „Ich will versuchen ob ich die Musik mir wieder an’s Herz legen kann, der Frühling wird mir liebliche Beschäftigung im Garten geben, (an den ich mich freylich erst wieder gewöhnen muß) und Dein lieber Hyperion wird meinen Geist beleben, wie freue ich mich schon darauf!“³ Einmal, als Hölderlin sich ihr aus der Ferne gezeigt, scheint sie gehofft zu haben, er bringe den ersehnten Band mit: „O mein Herz! wie danke ich Dir. Du bist da! . . . Wie bitte ich den Himmel um eine günstige Minute, was ich hören werde wird gut seyn. Du sahest heiter aus, könntest Du meine Rührung sehen und an meinem klopfenden Herzen es fühlen, wie sehr diese Ahndung mich freut! . . . Du hattest ein Buch in der Hand! wie freut es mich schon.“⁴ Wir wissen nicht, ob es dies Buch war, noch weniger, ob Hölderlin es zu übergeben vermochte; einmal aber, und gewiß nicht lange nach dem Erscheinen, hat es den Weg aus seiner Hand in die ihre gefunden.

Der Dichter hat das für Diotima bestimmte Exemplar zuvor mit vieler sorgfältiger Liebe bereitet. Er hat sich die Mühe gemacht, mit einem Bleistift in exakt malender Lateinschrift die störenden Fehler des Drucks zu entfernen; wir finden 24 Korrekturen, die als teilweise neue Verbesserungen in den Text der Stuttgarter Ausgabe eingehen werden. Auch wenn die unpersönliche „Schönschrift“ nicht Hölderlinsche, mit

daß der 2. Band im November 1799 durch Dekret der k. u. k. Zensurbehörde in Wien indiziert wurde; vgl. W. Böhm, Hölderlin, Bd. 2, 1930, S. 765 f. Im Archiv des Verlags J. G. Cotta’sche Buchhandlung Nachf. war nichts Genaueres feststellbar; auch das Honorarbuch gibt keine Auskunft, dessen Einträge aber wegen ihres biographischen Wertes hier (S. 101 unten) vollständig entziffert wiedergegeben seien. —

Damit ist nicht nur der Plan einer Gesamtausgabe der Gedichte erwiesen, sondern auch die Tatsache, daß die in der Flora erschienenen bedeutenden Gedichte (Der Wanderer, Heimkunft, Stimme des Volks, Dichterberuf, Die Wanderung) zur Erprobung ihres Erfolgs aufgenommen wurden. Ob das mangelnde Echo oder das Schicksal des Dichters, oder beide den hier bereits kalkulierten Plan vereitelten, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Gewiß ist aber dieser Fehlschlag nicht weniger fühlbar gewesen, als die anderen Enttäuschungen jener Jahre, besonders das Scheitern des Zeitschriftenprojektes.

¹ Briefe der Diotima, S. 14. ² Briefe der Diotima, S. 17.

³ Briefe der Diotima, S. 26 f. ⁴ Briefe der Diotima, S. 19 f.

den andern wenigen Proben seiner lateinischen Buchstaben vergleichbare Züge zeigte, würde man aus der Art der sonst nirgends zu findenden Verbesserungen noch die Hand des Autors erkennen. So gewinnt z. B. der auf Seite 16 des Erstdrucks stehende nachfolgende Satz erst jetzt die Geschlossenheit des dichterischen Bildes. Im Druck heißt es: „ . . . es ist als fühlt’ ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meinen eignen Finger gehalten.“ Hölderlin verbesserte: „ . . . es ist als fühlt’ ich ihn, den Geist der Welt, wie eines Freundes warme Hand, aber ich erwache und meine, ich habe meinen eigenen Finger gehalten.“

Aber nicht nur mit den Augen des Korrektors hat er sein Buch gelesen. Vielmehr suchten die Augen des Liebenden nach einem Wege, sich darin erneut und dankbar bestätigend an die Geliebte mitzuteilen, um die Wechselrede zwischen Hyperion und Diotima zu bekräftigen als Gespräch zwischen den nun durch die Ebene des Mains Getrennten. In dreierlei, nein in viererlei Weise hat der Dichter auszusprechen gesucht, was dieses Buch ihnen bedeute; zum ersten und zweiten durch die beiden so verschieden gearteten Widmungen; dann durch den Brief, welcher das Bändchen begleitet; endlich durch die Unterstreichung einer Reihe von Stellen, die aus dem Zusammenhang des Romans genommen zum innigsten Ausdruck wurden. Diotima hat dies verstanden und in dem ihr neuen, von ihrer Liebe handelnden Teil mit einem feinen Stifte gleichsam geantwortet. Gehalt und Farbe dieser Stellen gehören zu der reinen und leidenschaftlichen Sprache, die ihre Briefe neben die größten Zeugnisse der Liebe stellt, die uns überliefert sind.

In merkwürdigem Gegensatz dazu steht die erste, auf der Innenseite des vorderen Deckels von Hölderlin eingeschriebene Widmung:

„Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig, wie das Tagslicht der Pflanze, und so wie das Tagslicht in der Pflanze sich wieder findet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten irrdischen Spiele der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortreflichkeit in den mannigfaltigen Gestalten und Spielen des Künstlers.“

Der Verfasser.

Ich gestehe, daß mich für einen Augenblick der Zweife anwan delte ob diese Zeilen überhaupt von Hölderlin seien. Nicht so sehr, weil sie in Anführungszeichen stehen; das kommt in Hölderlinschen Handschriften des öfteren zur Betonung vor¹; aber die überaus konventio-

¹ Vgl. z. B. den Schluß des Hyperion, Erstdruck 1799, S. 122—124.

nelle Art, der elegante Satz in trockenem Stile, schließlich die dem Verhältnis zwischen Geber und Empfangendem so vollkommen unangemessene Unterschrift schienen mir kaum erklärlich. Allein das dem Satze zugrunde liegende Bild ist durchaus Hölderlinisch, so wie das Wort Tagslicht¹; und gerade der befremdende Ton schließt die Erklärung ein: er sollte fremd sein. Auf dem vorderen Deckel steht die Widmung, die alle Augen lesen dürfen; niemand wird einen Verstoß gegen die Regeln der Gesellschaft darin zu finden vermögen, daß ein Hauslehrer der Patronin in dieser Weise sein Buch überreicht. Es darf wohl einmal irgendwo liegen bleiben, ohne daß ein flüchtiges Auge Verdacht schöpft; und die in den Zeilen fraglos vorhandene Beziehung auf das wirkliche Verhältnis wird, so verhüllt, keinem Außenstehenden offenbar werden. Diese erste Widmung war von der Vorsicht eingegeben, die jede Verständigung der beiden bedingte. Erst in der zweiten spricht sich in vier Worten alles aus, was Hölderlin der Diotima zu sagen hat: ihr gehört dieses Buch, wie sonst niemandem, ohne sie wäre es nicht geworden, für sie ist es geschrieben, sie ist darin und sie ist angedet; niemand kann es je wieder so verstehen, wie sie es verstanden hat.

So hat Hölderlin seinen Begleitbrief² auch mit den Worten begonnen: „Hier u n s e r n Hyperion, Liebel“ und das „unsern“ unterstrichen; und er fährt fort: „Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mirs, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, notwendig. Liebste! alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hier und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschickter er sich ausdrückt“³. Und es folgen die schmerzvollen Worte von dem, was hätte werden können, wenn die Geliebten beieinander geblieben wären. Es ist hier nicht notwendig, zu wiederholen, was die Freunde von Hölderlins Dichtung gelesen haben und kennen. Das berichtende Wort vermag doch die Fülle von Leid und Schmerzen nicht vorzustellen, die von den drei überlieferten Briefen Hölderlins an Susette Gontard ausgehen und die sich in manchem Gedicht jener Tage so geläutert wiederfinden, wie sie die Keimworte zu der Ode „Wohl geh’ ich . . .“ mit heimlicher Gewalt zusammenfassen:

¹ Vgl. z. B. Gr. Stuttgarter Ausgabe, Bd. 1, S. 207, v. 53.

² Die Briefe Hölderlins an Susette Gontard sind verloren; wir besitzen nur drei Abschriften, die aus dem Nachlaß Gustav Schlesiers stammen.

³ Hellingrath, Bd. 3, S. 443.

Jeden Tag geh ich einen andern Pfad
Aber niemals find
Ja ferne bist du, ferne du
Die einst
Und täglich nehm ich Abschied von dir¹

In diesem Leid wohnte eine herrliche Kraft zum Troste, die Diotima ausdrückt, indem sie den Satz hervorhebt: „. . . daß eine neue Seeligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet.“ In diesem gleichen Sinne hat Hölderlin die Stellen des Hyperion unterstrichen, die er an die Freundin gerichtet wissen wollte. Sie sprechen von der Unvergänglichkeit des Erlebens und von der Zuversicht, welche darin verborgen ist. Mit derselben Tinte, mit der die Widmungen geschrieben sind, geht Hölderlin das Exemplar durch und zeigt die Sätze, die „vom Leben unseres Lebens hier und da gesagt . . .“ sind. Bei der letzten, der einzigen im zweiten Bande, versagt die kräftig angesetzte Feder den Dienst. Dies sind Hölderlins Unterstreichungen:

(90) . . . wenn hinfort das Schicksaal mich ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken, so soll diß Einzige doch mich selber überleben in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger, unzerstörbarer Klarheit.

(93) Ich war einst glücklich . . . Bin ich es nicht noch? Wär’ ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erstenmale sie sah, der letzte wäre gewesen?

(101) Was ist alles künstliche Wissen auf der Welt, was ist die ganze stolze Mündigkeit der menschlichen Gedanken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war.

(104) Ich stand vor ihr, und hört’ und sah den Frieden des Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.

Wie oft hab’ ich meine Klagen vor diesem Bilde gestillt! wie oft hat sich das übermüthige Leben und der strebende Geist besänftigt, wenn ich, in seelige Betrachtungen versunken, ihr ins Herz sah . . .

Sie war mein Lethe, diese Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseyns trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig mich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrückt.

(115) O laß dir deine Rose nicht blaichen, seelige Götterjugend! Laß in den Kümernissen der Erde deine Schöne nicht altern. Das ist ja meine Freude . . . daß du in dir den sorgenfreien Himmel trägst.

(II. 15) Du bewahrst die heilige Flamme, du bewahrst im Stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir.

¹ Gr. Stuttgarter Ausgabe, Bd. 1, S. 663.

Vielleicht ist die Vermutung richtig, daß Diotima nur diese an sie gerichteten Worte gelesen und sich dann dem so erwarteten zweiten Bande zugewendet hat, in ihrer Einsamkeit mit den feinen Linien ihres Stifts erwidern. Die Stellen, die sie festhält, beziehen sich nicht weniger unmittelbar auf das übermächtige Erleben; Erinnerung, Verzweigung — „Es ist unmöglich und mein innerstes Leben empört sich, wenn ich denken will, als verlören wir uns“ — und Hoffnung drücken sich gleichermaßen aus. Wir finden keinen Buchstaben ihrer Schrift, aber die Vermutung der Tradition, zusammengenommen mit dem inneren Gewicht der Sätze, läßt angesichts der Vorgeschichte dieses Buches keine andere Hand als ihre zu; gewiß hat sie den Band zeitlebens nicht aus den Händen gegeben. Sömmering hat ihn treu gehütet. Aber erst heute klingt die Wechselrede wieder auf, die der gealterte und umnachtete Hölderlin noch im Ohr hatte, als er die schönen Verse der Diotima in den Mund gelegt:

In meinen Armen lebte der Jüngling auf,
Der, noch verlassen, aus den Gefilden kam,
Die er mir wies, mit einer Schwermuth,
Aber die Nahmen der seltenen Orte

Und alles Schöne hatt' er behalten, das
An seeligen Gestaden, auch mir sehr werth
Im heimatlichen Lande blühet
Oder verborgen, aus hoher Aussicht . . .¹

Es ist dieselbe Untrennbarkeit, die hier nach allen Wandlungen und Schicksalen noch nachtönt, wie jene, die Susette Gontard am Schlusse des 'Hyperion' bei der letzten der nun verzeichneten, von ihr festgehaltenen Stellen sich zu eigen machte.

(17) Längst . . . o Natur! ist unser Leben Eines mit dir und himmlisch . . .

In deinen Hainen wandelten wir . . . und waren, wie du, an deinen Quellen saßen wir und waren, wie du.

Da wir uns ferne waren . . . da, wie Harfengelispel, unser kommend Entzücken uns erst tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer, wie du, und nun auch, da wir scheiden und die Freude stirbt, sind wir, wie du, voll Leidens und doch gut

(30) O Diotima . . . edle, ruhiggroße Wesen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glücke, vor euch?

¹ Hellingrath, Bd. 6, S. 32.

(40) O du, mit deiner Elysiumsstillen, könnten wir das schaffen, was du bist!

(52 f.) O das ist ja meine letzte Freude, daß wir unzertrennlich sind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatte unsrer holden Jugentage mehr zurückkehrt!

(55) Es ist unmöglich und mein innerstes Leben empört sich, wenn ich denken will, als verlören wir uns.

(75) . . . ich bin dir jetzt dafür in deinem Eigensten um so ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig ist auf Erden.

(78) Unser Leben, unsers ist noch unverletzt in mir.

(111 f.) . . . o Diotima! . . . ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Frühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir!

(119) . . . alte feste Schicksaalswort, daß eine neue Seeligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet . . .

(123) Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Thränen um dich verstehen es nicht.

WILHELM HEINSES URTEIL ÜBER HÖLDERLINS

'HYPERION'

VON

ERICH HOCK

Welch weitgehende Bedeutung Wilhelm Heinse für Hölderlin zukommt — nicht nur für den Dichter der frühen Hymnen und des 'Hyperion', sondern nicht minder auch für den Schöpfer der großen elegischen und hymnischen Werke der Spätzeit —, hat sich der Forschung, dank vor allem der Bemühungen Emil Petzolds¹ und Ludwig von Pigenots², immer klarer erwiesen. Unverkennbar ist dabei in dem Verhältnis des jüngeren zu dem älteren Dichter die starke persönliche Note: die warme Hingabe und echte Verehrung des Jüngers gegenüber dem „Meister“ (6, 17). Keinem anderen Zeitgenossen hat Hölderlin im dichterischen Wort in solcher Weise gehuldigt wie „Vater Heinze“³.

Der Grund für diese Tatsache ist zweifelsohne in dem tiefen Eindruck zu suchen, den Hölderlin im Sommer 1796 während des mehrwöchigen gemeinsamen Aufenthalts in Kassel und Bad Driburg von der Persönlichkeit Heinses empfangen hat⁴, weiterhin aber auch in der freundlichen Teilnahme, die Heinse im darauffolgenden Jahre nach dem Erscheinen des ersten 'Hyperion'-Bandes für den jungen Autor und sein Werk bekundete und später noch durch die bereitwillige Zusage bewährte, an der von Hölderlin geplanten Zeitschrift 'Iduna' mitarbeiten zu wollen (3, 637).

Man weiß nicht, ob Heinse sein Urteil über den 'Hyperion' dem Verfasser gegenüber selbst ausgesprochen oder ob dieser davon durch

¹ Hölderlins Brod und Wein. Progr. Sambor 1896/97.

² Hölderlin. Mchn. 1923, S. 28 u. 78; ferner in den Anmerkungen zu Hölderlins Werken 6, 480 f., 484 ff. u. 489. — (Hölderlin wird nach der Propyläen-Ausgabe — Bd. 1—4 in der 3., Bd. 5 und 6 in der 1. Aufl. — mit arabischer Bandnummer angeführt, Heinse nach der Insel-Ausgabe mit römischer Bandbezeichnung.)

³ „An Vater Heinze“ lautet — entgegen der Angabe 4, 346 — die ursprüngliche Widmung der Rhein-Hymne.

⁴ Über den äußeren Verlauf und die innere Bedeutung dieser Begegnung vgl. meine Schrift 'Dort drüben in Westfalen. Hölderlins Reise nach Bad Driburg', Münster 1949.

Dritte Kenntnis erhalten hat. Hölderlin berichtet seinem Bruder am 2. November 1797, Heinse habe „bei Dr. Sömmering sich sehr aufmunternd über Hyperion geäußert“ (2, 422). Ob dies nun in seiner Gegenwart geschehen ist oder nicht, es mußte Hölderlin, der sich nach dem gleichen Brief „mit dem gegenwärtig herrschenden Geschmack so ziemlich in Opposition“ (2, 421) wußte, wie eine Bestätigung für die Richtigkeit seines künstlerischen Weges erscheinen. Eine Bestätigung aus berufenem Munde: der sie abgab, stand als Schriftsteller selbst „in Opposition“ und sah sich von mehr als einer Seite heftig beföhdet; Hölderlin andererseits bewunderte seine „gränzenlose Geistesbildung“, zumal sie sich in so seltenem Grade mit „Kindereinfalt“ gepaart zeigte (2, 399). Und waren nicht „Kindheit des Herzens und Männlichkeit des Geistes . . . die Elemente“ (2, 600), worauf der das Leben der Gegenwart so bitter rügende Dichter des 'Hyperion' seine ganze Hoffnung für die Zukunft und die Erfüllung seiner Sendung gründete? Das Bewußtsein, daß gerade Heinse ihn verstanden habe, mußte ihn demnach tief beglücken. Hinfort glaubte er, in ihm einen jener Eingeweihten erblicken zu dürfen, von denen er gewiß war, daß sich ihnen das tiefste Geheimnis dichterischer Verkündigung erschlossen habe.

Aber hat Hölderlin hier wirklich vorurteilslos und klar gesehen, oder war sein Glaube eine Täuschung? Die Entscheidung in dieser Frage ist für die richtige Einschätzung der Beziehungen zwischen den beiden Dichtern ohne Zweifel von wesentlicher Bedeutung. Unsere Betrachtung bietet einen Beitrag zu ihrer Beantwortung.

Es ist keine Äußerung Heinses über eine Dichtung Hölderlins bekannt außer seiner Stellungnahme zum ersten Band des 'Hyperion'; und dieses Urteil muß jeden, der ihm vom Werke Hölderlins aus entgegentreit, befremden. Es enthält ein Lob, aber ein eingeschränktes, und die Art der Einschränkung erscheint seltsam. Was die kritische Bemerkung eigentlich sagen will, wird erst deutlicher, wenn man sie aus der Gedankenwelt des Beurteilers zu verstehen versucht. Es wird sich dann auch erweisen, wie weit Heinse überhaupt Hölderlins dichterische Intention rein zu erfassen vermöchte.

Bevor es jedoch unternommen werden soll, Heinses Worte in der angegebenen Weise zu erhellen, erscheint es aufschlußreich, auch die Begegnung vom Vorjahr einmal anstatt von Hölderlin, von Heinse her ins Auge zu fassen. Erst wenn man sie von beiden Blickpunkten aus betrachtet, ergibt sich ein vollständiges Bild.

Zunächst: es war nicht eigentlich Hölderlin, dessen Gesellschaft Heinse damals suchte, als ihn die „Flucht“ (2, 375) zufällig mit den

Frankfurter Bekannten zusammengeführt hatte, sondern Susette Gontard. Ihr war er freundschaftlich verbunden, ihr zuliebe „reiste und blieb“ er (2, 379) offensichtlich in Gesellschaft der Gontardschen Flüchtlinge, zu denen auch der Erzieher der Kinder gehörte. Hölderlins Name erscheint denn auch nicht in dem Briefe, in dem Heinse von der Reise berichtet, während er Susettens ausdrücklich Erwähnung tut. Der Grund könnte freilich auch darin zu suchen sein, daß für den Adressaten — man weiß nicht, um wen es sich handelt — Hölderlin ein Unbekannter war. Doch wird in Heinses Worten zugleich das besondere Fluidum der Geselligkeit, wie der alternde Junggeselle sie liebte, bemerkbar, wenn er schreibt, daß zwei „holde reizende weibliche Wesen“, eines davon „Dame Gondard mit dem reinen schönen Tizianischen Teint“, ihn in Kassel „umglänzten“ (X, 324), und es besteht kein Zweifel, daß im Vergleich zu ihrer Gegenwart die Anwesenheit des Hofmeisters für Heinse in den Hintergrund trat.

Zwischen dem Hausfreund der Gontards — „unser alter Heinze“ nennt ihn Susette in einem Brief an ihren Gatten aus jener Zeit¹ — und dem Hauslehrer der Familie ergab sich so offenbar ein zwar freundliches, aber kein Freundschaftsverhältnis. Nichts deutet auf ein solches hin. Auch die im Zusammenhang einer Dichtung gebrauchten Worte, wie die Anrede „mein Heinzel!“ (4, 349) in der Rhein-Hymne und „Freund!“ (4, 123) in der Heinse gewidmeten Elegie 'Brod und Wein' dürfen dafür nicht geltend gemacht werden; sie können, soweit man weiß, ihre Berechtigung nicht aus einem ähnlichen Worte Heinses herleiten und würden höchstens ein Wunschbild des Dichters beschwören. Doch sie sollen wohl auch gar nicht die menschlich-persönliche Nähe beiderseitiger freundschaftlicher Vertrautheit, sondern die Innigkeit der Hingabe von seiten des Sprechers bezeichnen und die im gegenseitigen Verstehen erfahrene Gemeinsamkeit eines geistigen Raumes sichtbar machen, an die allerdings Hölderlin glaubte.

Mancherlei mag einem solchen „menschlichen“ Sich-nahe-Kommen, wie es Hölderlins Beziehungen zu Neuffer, Sinclair, Landauer und anderen Freunden auszeichnet, im Wege gestanden sein. Da war zunächst der Altersunterschied von vierundzwanzig Jahren, der eine gewisse Distanz schuf, wobei Hölderlins Gefühl der eigenen Jugendhaftigkeit, wie es ihn zuweilen überkam (3, 407), mitgewirkt haben mag. In Heinse erschien dem Jüngling, den Hölderlin in seinem kurzen geistig bewußten Dasein so rein darstellt, das „heitere Alter“ (2, 377), dessen Ausgeglichen-

¹ Mitgeteilt von W. Schmidt-Scharff, Arch. f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, 4. Folge 5. Bd., 2. Heft, 1942, S. 113.

heit er sich noch so ferne wußte (3, 53); daher blieb er für ihn der mit liebender Verehrung betrachtete „alte Mann“ (2, 399), so unangemessen diese Bezeichnung für den Fünfzigjährigen auch erscheinen muß, der seinerseits — ein eigenartiges Widerspiel — in dem späteren Urteil über den 'Hyperion' die Jugend seines Verfassers fast über Gebühr betonte.

Daneben mochte, gerade weil sich beider Interessen so vielfach und enge berührten, doch auch mancherlei Abweichendes in Wesen, Streben und Denken spürbar werden. War das vielleicht auch mehr gefühlt als voll bewußt — in e i n e m Punkte muß es klar faßbar zutage getreten sein: in der schroffen Gegensätzlichkeit der politischen Überzeugungen, zumal zu Anfang des Beisammenseins; denn daß in dieser bewegten, vom Kampf der Ideologien und der Waffen erfüllten Zeit — die drohende Nähe der Kriegshandlungen hatte die beiden Dichter ja auf neutralem Boden zusammengeführt — die innere Einstellung zu dem Geschehen der Gegenwart verborgen geblieben sein sollte, ist kaum glaubhaft. Für Heinse, den entschiedenen Gegner der Gedankenwelt der französischen Revolution (III, 578 ff.)¹, kann der revolutionsbegeisterte Hölderlin (2, 376)² aber nichts anderes gewesen sein, als ein — wenn auch liebenswürdiger — Schwärmer. Man vergleiche etwa das bezeichnende, halb mitleidige, halb abschätzige Urteil, das Heinse zwei Jahre vorher über Georg Forster gefällt hat (X, 268)! Freilich — so mochte er sich sagen — im Vergleich zu der politischen Tragödie Forsters war der theoretische Republikanismus des Fichteschülers kaum ernst zu nehmen, und der junge Mann verdiente ob seiner mangelnden Weltkenntnis Nachsicht und etwa auch unaufdringlich teilnehmende Leitung — wie es denn auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß die merkliche Dämpfung, die Hölderlins politische Leidenschaft in dieser Zeit erfuhr (2, 380), mit auf den Einfluß Heinses zurückzuführen ist. Wenn man das hier umrissene Verhalten Heinses gegenüber Hölderlin und seinen politischen Ansichten auch nur aus der Kenntnis der beiden Persönlichkeiten erschließen und durch kein unmittelbares Zeugnis belegen kann, so spricht für die Richtigkeit der Vermutung der Umstand, daß man die Elemente dieser Haltung in Heinses späterem Urteil über den Dichter des 'Hyperion' und sein Werk wiederfindet.

¹ Vgl. meinen Aufsatz 'Heinse und der Mainzer Kurstaat', Aschaffener Jahrbuch 1950, sowie die Ausführungen im Hölderlin-Jahrbuch 1947, S. 85 ff.

² Vgl. auch den Gedicht-Entwurf 'O Schlacht fürs Vaterland' (St. A. I, 605), der mir nach Ablauf des mehrmonatigen Waffenstillstands im Mai 1796 bzw. nach der bald darauf erfolgten Wiederaufnahme der Kampfhandlungen, also noch vor oder zu Anfang der Reise, niedergeschrieben zu sein scheint.

Für das Verhältnis Heinses zu Hölderlin dürfte schließlich noch ein weiteres Moment bestimmend gewesen sein: der angehende Dichter war dem „berühmten Verfasser des Ardinghello“ (2, 377) nicht nur ein angenehmer Gesellschafter und verständnisvoller Gesprächspartner oder Zuhörer — Hölderlins Wort von Heinses „gränzenloser Geistesbildung“ läßt auf rege Gedankenäußerung schließen —, sondern auch ein willkommener Bewunderer. Heinse hatte stets eine sehr bestimmte Vorstellung von der Bedeutung seines eigenen schriftstellerischen Werks und wachte eifersüchtig über seinen mannigfach bedrohten Ruhm¹, gerade damals, nachdem ihn im März des Jahres Reichardts Angriff auf seinen neuen Roman 'Hildegard von Hohenthal' (X, 295 f.) und im gleichen Monat Schillers Aburteilung des 'Ardinghello' in seiner Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung'² trotz aller zur Schau getragenen Überlegenheit doch schmerzlich getroffen hatte. So mag ihm die aufrichtige Verehrung des von Schiller Geförderten besonders wohlgetan haben — ist es doch sehr naheliegend zu vermuten, daß die Betonung der „Kindereinfalt“ neben der „Geistesbildung“ in Hölderlins brieflicher Äußerung über den 'Ardinghello'-Dichter zur Abwehr der Schillerschen Charakterisierung bestimmt ist, die Heinses Werk, dieser „seltsamen Produktion“, die Naivität, „die Geist mit Herz verbindet“, abgesprochen hatte. Hölderlin wird Gelegenheit genug gefunden haben, seine von Schiller abweichende Meinung in diesem Punkte auch gegenüber Heinse selbst zu bekunden; hat es dieser doch im Freundeskreise an scharfen Zurückweisungen der gegnerischen Stimmen nicht fehlen lassen und etwa seine 'zur Kurzweil für Bekannte' (III, 599) geschriebene Erwiderung auf Reichardts Kritik bei einem Besuch in Frankfurt seinem Freund Sömmerring und dessen Frau vorgelesen (X, 305). Wie dankbar er bei all diesen Auseinandersetzungen jede Zustimmung verzeichnete, geht zur Genüge aus seinen Briefen und aus der Bemerkung hervor, es habe ihn „gefremt, bey dieser Gelegenheit einige vortrefliche Männer genauer kennen zu lernen“ (X, 305). Auch Hölderlin durfte er nun zu jenen rechnen, die sich zu ihm bekannten.

Dies sind also die persönlichen Voraussetzungen für die Art, wie Heinse im folgenden Jahre den ersten Band von Hölderlins Roman, von dessen Entstehung er teilweise Zeuge gewesen war, aufnahm. Es liegen darüber zwar neben dem schon angeführten Bericht von Hölder-

¹ X, 275, 287, 297, 300, 308 f., 318 f., 320, 322, 325.

² X, 294 f. u. 297 ff. Schillers Urteil auch bei A. Litzmann, W. Heinse in Zeugnissen seiner Zeitgenossen, Jena 1938, S. 36.

lin selbst nur zwei kürzere briefliche Äußerungen Heinses vor, aber sie enthalten wohl in nuce alles, was er zu diesem Gegenstande zu sagen wußte.

Am 24. Oktober 1797 schreibt Heinse an Sömmerring: „Hyperions Briefe sind voll lebendiger Empfindung und tiefem Gefühl. Er ist ein Apostel der Natur. Es sind Stellen darin, als von Seite 86 an¹, so warm und eindringend, daß sie selbst den alten Kant ergreifen und von seinem bloßen Schein aller Dinge bekehren sollten. Meinen Segen dem jungen Helden auf seiner Laufbahn“². Es scheint, daß der Frankfurter Freund sich über das Buch des ihm gut bekannten Verfassers bereits selbst ein Urteil gebildet hatte, das mit dem Heinses nicht ganz übereinstimmte; denn dieser begründete einige Tage später in einem zweiten Briefe seine Meinung etwas näher, und nun erst streift er auch, was in seinen Augen die Schwäche des Werks ausmacht: „Was den Hyperion betrifft, so darf man bei einem angehenden Schriftsteller nicht strenge sein. Zarter Sinn und Gefühl für Schönheit der Natur ist darin unverkennbar und lebhaft dargestellt derselben. An Komposition poetischer Wahrscheinlichkeitscharaktere ist er bis jetzt freilich noch ein so ziemlich ungelecktes Bärlein. Kurz, wir werden mündlich in unserem Urteil nicht sehr voneinander abweichen“³. Die hier in Aussicht gestellte Unterredung muß bei einem der häufigen Besuche, die Heinse von Aschaffenburg aus den Bekannten im benachbarten Frankfurt abstattete, sehr bald zustande gekommen sein; auf sie bezieht sich offenbar Hölderlins Bemerkung in dem eingangs angeführten Brief vom 2. November.

Alle Kunsturteile Heinses sind impulsiv-impressionistisch; darin gerade liegt ihr Reiz. Aber nur die bildende Kunst und die Musik bieten seiner großen Fähigkeit, das Wirkliche als sinnlich-geistige Einheit zu empfinden, ein geeignetes Feld, weshalb er hier oft mit überraschender Sicherheit zum Wesentlichen durchdringt. Im Reiche der Dichtung dagegen, wo der geistige Gehalt sich nicht, oder doch in sehr anderer Weise in einem unmittelbar durch die Sinne erfassbaren Medium ausdrückt, versagt Heinses kritisches Urteil überall da, wo der „Geist“

¹ Entspricht 2, 145, Zeile 13 ff.

² X, 328, nach R. Wagner, S. Th. v. Sömmerrings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, Lpz. 1844, I, 369; der letzte Satz ergänzt nach C. Litzmann, Fr. Hölderlins Leben, Bln. 1890, S. 299 (auf Grund einer Angabe des Heinse-Biographen J. Schober, dem die seither verschollenen Originalbriefe Heinses noch zugänglich waren). In der Wiedergabe der Heinse-Stellen im Dokumententeil der angeführten Hölderlin-Ausgabe (6, 535) ist eine Verwirrung hinsichtlich der Datierung und der Fundorte eingetreten.

³ Litzmann, a. a. O. (ebenfalls nach Schober); das genaue Datum ist nicht bekannt.

einer dichterischen Schöpfung dem seinigen fremd ist: die Gesichtspunkte erwachsen ihm dann nicht mehr aus dem Sich-Einsenken in die künstlerische Einheit des Werks, die Bewertungen werden einseitig und schief, und selbst die Billigung kommt nicht aus wahren Verständnis.

Das Schreiben an Sömmerring mit dem ersten Urteil über den 'Hyperion' enthält zufällig auch Heines Stellungnahme zu dem neuesten Werk Goethes; „Herrmann und Dorothea ist ein Meisterstück“, schreibt er gleich zu Anfang. Doch warum diese gänzlich ungewohnte uneingeschränkte Anerkennung einer Dichtung des klassischen Goethe? Der Schluß des Briefes macht es klar; „Schreiben Sie mir doch ferner von Göthe. Ich sagte gestern zu dem Erzkanzler; Kaiser und Reich sollten ihm öffentlich Ehre erzeigen. — Wenn ich jedoch einmal die Feder über die gegenwärtige politische Lage der Dinge ansetze — ich habe den Kopf so voll — aber noch ist es nicht das Tempo“ (X, 328 f.). Nicht der dichterische Gehalt, sondern die politische Tendenz des Werkes, die anti-revolutionäre Gesinnung, die Heine zu seiner Freude in ihm findet, die die seine ist und für die er sogar als Schriftsteller einzutreten gedenkt, ist der wahre Grund für die begeisterte Zustimmung.

Wie 'Hermann und Dorothea' als Kampfansage gegen die Revolution, so begrüßt Heine 'Hyperion' als eine solche gegen die ihm unverständliche und seinem Weltgefühl völlig widersprechende Erkenntnislehre Kants¹. So fährt denn auch der Brief nach den angeführten Sätzen über Hölderlins Dichtung mit einem echt Heineschen Ausfall gegen den großen Königsberger fort; „Es ist zum Verwundern, wie der n o r d i s c h e Philosoph so vielen gelehrten Leuten weiß gemacht hat, sie könnten auf der Reise durch's Leben mit g e m a l t e m Wein und Brod und Schinken sich ganz vortrefflich befinden . . .“ (X, 328).

Es ist deutlich, wie sehr diese Urteile mit dem eigenen „Interesse“ verknüpft sind. Daß sie trotzdem, hier wie dort, einen wesentlichen Zug des betreffenden Werkes, wenn auch in eigenwilliger Auffassung, richtig treffen, ist nicht zu leugnen. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, wie sehr der Naturglaube des 'Hyperion' von der Auseinandersetzung des Dichters mit dem in Kant wurzelnden und von Fichte weiterentwickelten Idealismus bestimmt ist. Wenn aber Heine hier lobt, so lobt er nur, was ihm selbst verwandt ist, ja worin er geradezu — und nicht ganz zu Unrecht — den Einfluß des eigenen Werkes auf den nachstrebenden jüngeren Dichter erkennen zu dürfen glaubte. Die

¹ Heine setzt sich jedoch nicht nur häufig mit Kant, sondern auch mit der Wissenschaftslehre Fichtes auseinander; vgl. die (nach 1797 gemachten) Auszüge VIII 3, 233 ff., besonders das bezeichnende Schlußurteil S. 237.

Stelle, auf die er besonders verweist, die Schilderung des Besuches in Kalaurea, ist mit ihrer Feier des Luft-Elements¹ — antike Zeugnisse für die Ätherverehrung stellt bekanntlich der 'Ardinghello' (IV, 279 und 320) zusammen —, ihrer Landschaftsschau² und ihrem Schicksalsgefühl³ ja auch ausgesprochen Heine-nahe.

¹ Die 'Hyperion'-Stelle (2, 146 f.) und das ihr entsprechende Gedicht 'An den Äther' bieten Anlaß, auf einen verborgeneren Zug der inneren Nähe Hölderlins zu Heines Daseinsgefühl hinzuweisen. Der hier zum Ausdruck kommende ganymedische Trieb, der Körper und Geist als Einheit umfaßt und vom sinnlichen bis zum religiösen Empfinden reicht, war auch in Heine sehr lebendig. Zeugnisse finden sich in seinen Briefen. So heißt es vom Pantheon: „Der Raum darin allein reißt ohne Wort und Feyer einen Menschen von Gefühl zur Anbetung hin, und entrückt ihn aus der Zeit in die Unermeßlichkeit. Sobald man hineintritt, fängt man an zu schweben, man ist in der Luft, und die Erde verschwindet. Das Licht, das einzig oben durch die blaue heitere himmlische weite Rundung in die reine Form hereingleuchtet, hebt auf Flügeln mit schaueriger Leichtigkeit in die Höhe. Kein Tempel je hat so etwas süßes banges erquickend unendliches in mir erregt; ich sehnte mich frey zu seyn und oben in Genuß und Ruhe. Der hohe Kreis Korinthischer Säulen umgab mich wie jungfräuliche Schönheit; und Raphaels Brustbild und Annibal Carraccis Brustbild, die hier begraben liegen, und unsers Mengs seins blickten mich an wie Unsterblichkeit“ (X, 139 f.; eingearbeitet in den 'Ardinghello' IV, 268 f. u. 315). Zugleich tritt aber auch die Verschiedenheit in beider Haltung deutlich hervor: Heine kennt noch nicht das beseligte Verweilen in der Sehnsucht als Stimmung, wie es Hölderlins Satz ausdrückt: „Ich war voll unbeschreiblichen Sehns und Friedens.“ Er findet Befriedigung erst im „Genuß“ — ein zentraler Heinescher Begriff —, womit unmittelbarer Weltgenuß (vgl. IV, 33), nicht irgendeine Form in sich versunkenen Selbstgenusses gemeint ist. Dieser Trieb zur Höhe, der die dionysische Zeitentrückung einschließt, verbindet sich bei Heine mit seinem dionysischen Todesgefühl, das auch in dem angeführten Brief schon anklingt: „Mein Lebenskahn schwimmt jetzt zwischen paradisischen Inseln; wenn ihn eine Charybdis verschlänge: so wär ich der Glückliche Solons. Nehmt mich auf, ihr Gestirne, wollt ich dann rufen, ich bin aufgelöst von allen Banden . . .“ (X, 152; vgl. IV, 315), womit man die Stelle aus der Antwort auf die Mitteilung von Diotimas Tod vergleichen möge: „O wären auch wir noch in unsrer Blüthe wieder frei in das ewig göttliche verschwunden!“ (X, 336). Beide Fühlweisen stehen schließlich in engster Beziehung zum dionysischen Liebeserlebnis (vgl. IV, 63, 131, 239).

² Vgl. mit dem Höhenblick zu Anfang des von Heine angeführten Passus (2, 145) etwa das Bild des Vesuv im 'Ardinghello' (IV, 375 f.).

³ Das Wort über das Schicksal (2, 148) steht 'Hyperions Schicksalslied' nahe, für das Th. Reuß (Heine und Hölderlin, Diss. Tüb., 1906, S. 59) auf eine 'Ardinghello'-Stelle (IV, 77) verweist. Mächtig aber muß auch der volltönende Schluß des 'Ardinghello' in Hölderlin nachgeklungen haben; das Gedicht 'Der Mensch' schließt im ersten Entwurf mit den gleichen Worten wie Heines Roman: 'Das unerbittliche Schicksaal' (St. A. I, 586). Noch in einem Briefe Diotimas scheint es weiterzuwirken (6, 282).

Die eine der brieflichen Äußerungen über den ersten 'Hyperion'-Band schließt Heinse mit den Worten: „Meinen Segen dem jungen Helden auf seiner Laufbahn.“ Das bezieht sich auf den „Helden“ der Dichtung und stellt also einen freundlichen Wunsch für das Gelingen der Fortsetzung dar, die nach der Vorrede „so schnell, wie möglich, folgen“ sollte (2, 87). Doch hat Heinse dabei das Wort „Held“ offenbar nicht in diesem übertragenen, sondern in seinem ursprünglichen Sinne gemeint. So steht es ja auch am Ende des ersten Bandes mit Beziehung auf Hyperion — Diotima spricht es aus (2, 199), indem sie dem Geliebten seine große Aufgabe zeigt, die dieser freudig ergreift: Erzieher seines Volkes zu werden.

So naheliegend also Heinses Wort vom „Helden“ erscheint, so muß es bei näherem Zusehen doch befremden. Petzold hat vermutet, daß sich Hölderlin in den Gesprächen mit Heinse zur Zeit, als die Dichtung zur endgültigen Gestalt heranreife, „über die Anlage und die Tendenzen . . . wohl gewiß dem Meister gegenüber nicht wortkarg erwiesen“ habe¹. Es muß sich aber demgegenüber die Frage erheben, ob Heinse gerade diese Formulierung gewählt hätte, um auszudrücken, was er zu sagen wünschte, wenn ihm bewußt gewesen wäre, wie gründlich nach der Absicht des Dichters im zweiten Bande Hyperions „Helden-Laufbahn“ — eine andere, als Diotima ihm vorgezeichnet — scheitern sollte. Ja es scheint eher, daß für Heinse das Wort der Vorrede Gültigkeit habe, die es bedauert, „daß für jetzt die Beurteilung des Plans noch nicht jedem möglich ist“ (2, 87). „Nicht jedem“; denn ein aufmerksamer Leser konnte infolge der kunstreichen Komposition der Erzählung — die der seine Romane im allgemeinen so sorglos aufbauende Heinse allerdings (wenn sie ihm nicht überhaupt entging) kaum würdigen konnte — die Hauptlinie sehr wohl erkennen. Das Wort, das am Schluß der ganzen Dichtung steht: „Ich hab ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum“ (2, 290), klingt ja am Anfang schon auf: „Mein Geschäft auf Erden ist aus“ (2, 90), und es fällt schon im ersten Brief das bittere Wort: „O hätt' ich doch nie gehandelt!“ (2, 90), das die Rede vom „Siege“ am Ende des ersten Bandes (2, 199) von vornherein ins rechte Licht stellt. Sollte man daher nicht annehmen, daß Heinse dieser „Plan“, selbst wenn ihn Hölderlin ihm entwickelt hat, kaum gegenwärtig war, als er seine Hoffnung für das weitere Gedeihen des Romans in einen Segenswunsch für den „Helden“ Hyperion kleidete? Über dem, was allein ihn ansprach, die Auffassung und Darstellung der Natur, scheint er das Hauptanliegen des

¹ A. a. O., I, 27.

Dichters, Hyperions innere Entwicklung, „die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter“ (2, 87), gar nicht erblickt zu haben. Und wie hätte er, der Schöpfer eines so ungebrochen-sieghaften „Kernmenschen“ (IV, 11 u. 273) wie Ardinghello — bei dem es übrigens fraglich bleibt, ob er eine echte Entwicklung durchmacht¹ — für Hyperions „elegischen Charakter“ (2, 87) Verständnis haben können? Wäre in seinem eigenen Werk eine solche Gestalt doch unmöglich!

Und damit haben wir — auch wenn der vorstehende Gedankengang vielleicht nicht absolut zwingend ist — jedenfalls einen entscheidenden Gesichtspunkt berührt, der geeignet ist, die einschränkende Bemerkung in der zweiten Briefstelle näher zu beleuchten. Immer nämlich ist es sein Bild des Menschen, was Heinse bei der Beurteilung von Kunstwerken als Maßstab gilt. So liegt der wesentliche Unterschied zwischen seinen Antikendeutungen und den Beschreibungen Winckelmanns in der grundsätzlichen Verschiedenheit des Menschenverständnisses². Noch ausschließlicher macht sich dieses Kriterium naturgemäß in Heinses literarischen Bewertungen geltend, wie ein Blick auf seine kritischen Auslassungen über 'Emilia Galotti' (VIII/2, 384 f.), 'Nathan' (VIII/1, 251 ff.), 'Agathon' (VIII/3, 99 ff.), 'Oberon' (VIII/3, 120 f. u. 238 ff.), 'Wilhelm Meister' (VIII/3, 215 ff.), 'Tasso' (VIII/2, 254 ff.), 'Don Carlos' (VIII/3, 177) und 'Wallenstein' (VIII/3, 271 f.) lehren kann. Nur seine Auffassung des Menschen — wobei das Erotische naturgemäß eine nicht geringe Rolle spielt — ist für Heinse „wirklich“; was ihr nicht entspricht, ist „außer der Natur“, „unwahrscheinlich“, „bloße Phantasie“. So sind die Worte Posas an den König im 'Don Carlos', die Hölderlin als sein „Leibstück“ bezeichnet (1, 429 f.), für Heinse „außerwesentliche höchstunwahrscheinliche politische Tiraden“ (VIII/3, 177), von Antonio im 'Tasso' heißt es: „Sein Charakter außer aller poetischen Wahrscheinlichkeit“ (VIII/2, 254), und von einigen Kapiteln aus 'Wilhelm Meisters Lehrjahren': „Nicht die geringste poetische Wahrscheinlichkeit in Charakteren und Handlung“ (VIII/3, 220). Diese Ausdrucksweise aber kehrt nun fast wörtlich in dem Urteil über 'Hyperion' wieder, wenn festgestellt wird, daß darin die „Komposition poetischer Wahrscheinlichkeitscharaktere“ noch mangelhaft sei³.

¹ Vgl. zur Frage: W. Rehm, Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung, München 1924, S. 70 und A. Zippel, W. Heinse und Italien, Jena 1930, S. 111 ff.

² Vgl. meinen Aufsatz 'Wilhelm Heinses Erlebnis der Wirklichkeit', Geistige Arbeit VI (1939), Nr. 21.

³ Auch das Bild vom „ungeleckten Bärlein“ steht nicht allein; so heißt es einmal in Heinses italienischem Tagebuch: „Die Madonna von Lorenzetto mit dem Kinde

Emil Lehmann, der in seiner Studie über Hölderlins Idylle 'Emilie vor ihrem Brauttag' Heinses Worte anführt und damit offenbar nicht viel anzufangen weiß, meint, was der ältere Dichter hier an Hölderlin vermisst, sei auch seine eigene Stärke nicht¹. Das mag objektiv durchaus zutreffen. Der eigentliche Sinn der Heinseschen Äußerung aber liegt gerade darin, daß hier das Werk des jungen Autors an dem gemessen wird, was er — Heinse — als seine eigentliche literarische Leistung betrachtete: die uneingeschränkte Darstellung menschlicher Wirklichkeit, der „lebendigen Gestalt“ des „ganzen Menschen“ (VIII/1, 253). Von der Bedeutung dieser Leistung war Heinse tief durchdrungen, und er verfehlte nicht, den Spuren ihrer Wirkung auf die zeitgenössische Literatur nachzugehen; so ist für ihn etwa Lothario im 'Wilhelm Meister', in dem „das Ideal vom vollkommenen Mann“ dargestellt sein soll, „offenbar von Ardinghello mit seinen Liebesgeschichten kopirt“ (VIII/3, 228). Heinse hat sein Werk dabei durchaus im Einklang mit der antiken Tradition und somit als „klassisch“ betrachtet; denn was er darin darzustellen suchte, war das Ergebnis dessen, was er nicht nur selbst seit frühen Tagen leidenschaftlich betrieben hatte, sondern was er auch an Aristoteles und den Griechen überhaupt so sehr bewunderte: „das Studium des Menschen“ (VIII/3, 169; vgl. IV, 37 und besonders V, 309).

Den Abstand zwischen seinem eigenen Werk und dem Hölderlins konnte Heinse unmöglich übersehen. Man denke sich nur Lockmann und Hildegard aus Heinses neuestem Roman neben Hyperion und Diotimal Was Hölderlins Gestalten weit über die Heinses hinaushebt, ihre tiefere, tragisch angerührte Menschlichkeit, ihre edlere, geistigere Leidenschaft, ihr zarteres, innigeres Gefühl — gerade das erschien dem Verfasser von 'Hildegard' und 'Ardinghello', der überzeugt war, darin die „Tiefe“ der Liebesleidenschaft in „voller Neuheit“ „wahr und rein hervorgeschöpft“ zu haben (VIII/2, 222; vgl. V, 336), als Mangel. Aber weil er dem Dichter wohlwollte und mit seiner Weiterentwicklung rechnete, sah er in dessen Menschendarstellung nicht etwa, wie bei Wieland, Unvermögen, sondern die jugendliche Unbeholfenheit des literarischen Anfängers. Gerade das Eigentliche des Dichters wurde so von Heinse als Merkmal des noch jungen, lebensunerfahrenen Künstlers gedeutet² und das, was in Wahrheit bei großer Verwandtschaft des

in der Rotonde sieht so unzeitig aus, wie ein junger Bär, der eben angefangen worden ist, geleckert zu werden“ (VIII/1, 520). Ähnliche Stellen: VII, 156 und IX, 269.

¹ Hölderlins Idylle 'Emilie vor ihrem Brauttag', Reichenberg i. B., 1925, S. 26.

² Ähnlich über ein Werk von Metastasio: „Es fehlt ganz die poetische Wahr-

Empfindens die unaufhebbare Verschiedenheit des persönlichen Wesens ausmacht, als noch unausgeformtes Menschentum charakterisiert. Nach all dem wird man Wilhelm Böhm zustimmen müssen, wenn er feststellt, daß in Heinses Urteil über den 'Hyperion' eben „das, worauf es ankommt . . ., nicht erfaßt“ sei¹. Der Grund aber liegt darin, daß Heinse des fremden Werks in seinem Eigensein überhaupt nicht gewahr geworden ist, weil er es — im Lob und im Tadel — nur unter dem Gesichtspunkt des eigenen dichterischen Wollens zusehen imstande war.

Schwerlich allerdings hat Hölderlin den wahren Sinn der einschränkenden Bemerkung, die mit dem Lob verbunden war — falls sie ihm gegenüber überhaupt ausgesprochen wurde — zu ermessen vermocht. In der Freude über die warmherzige Anerkennung seines Strebens scheint ihm nicht bewußt geworden zu sein, daß die „aufmunternde“ Teilnahme — die ihm freilich wohl kaum in Form künstlerischer Ratschläge entgegengebracht wurde — in eine Richtung wies, der er, ohne sich aufzugeben, nicht zu folgen vermocht hätte.

Mit der menschlich so sympathischen Haltung eines wohlwollenden, wenn auch überlegenen Beurteilers gegenüber einem aussichtsreichen, doch noch unentwickelten Talent hat Heinse in Wahrheit Hölderlin verfehlt, nicht minder, als Goethe und Schiller ihn verfehlten, obwohl er ihm in seinem dionysischen Grundgefühl so viel näher stand als jene. Wenn dem aber so ist, wird man ihm auch das kongeniale Verständnis für den tiefen Sinn der Hölderlinschen Spätdichtung nicht zutrauen dürfen, das Petzold ihm zuschreibt² und das Hölderlin bei den Widmungen der Rheinymne und der Elegie 'Brod und Wein' vorausgesetzt zu haben scheint. Das Bild Heinses, wie es uns in Hölderlins Dichtung entgegentritt³, ist in einem gewissen, näher zu bestimmenden Sinne zwar keine gewöhnliche „Täuschung“, doch ein dichterisch verwandeltes Bild. Gerade deshalb aber hat es einen legitimen Platz in diesem Werk; denn wie anders könnte die Wirklichkeit in die dichterische Aussage eingehen als durch Verwandlung?

scheinlichkeit . . . Die Einbildungskraft des damals zu jungen Metastasio war noch nicht stark und reich genug, so etwas Schweres täuschend darzustellen“ (V, 79).

¹ Hölderlin, Bd. I, Halle 1928, S. 336.

² A. a. O., I, 49 f. Petzold zweifelt denn auch nicht an Heinses Verständnis für Hölderlins 'Hyperion' (I, 22), wobei er von den durch Litzmann mitgeteilten Äußerungen Heinses über den Roman nur die erste anführt. Die auch sonst hervortretende Verzeichnung in dem Verhältnis der beiden Dichter ist aus Petzolds geringer Kenntnis Heinses (I, 23) zu erklären und mindert das Verdienst seiner oft gerühmten Arbeit nicht; sie bedarf aber der Richtigstellung.

³ Hierauf gedenke ich in anderem Zusammenhang ausführlich einzugehen.

HÖLDERLIN ALS SUBSKRIBENT AUF EINE PLUTARCH-AUSGABE

EINE MITTEILUNG VON
ULRICH HÖTZER

In den Jahren 1791—1805 erschien im Verlag Cotta in Tübingen eine Ausgabe sämtlicher Werke des Plutarch. Ihr Herausgeber war der damalige Rektor der Tübinger „Schola Anatolica“ und spätere Ephorus des niederen evang.-theol. Seminars Urach Johann Georg Hutten, dessen Name durch diese wissenschaftliche Tat in weiten Kreisen bekannt wurde¹. Hutten lehnte sich zwar in Textgestaltung und Erklärung im wesentlichen an die Plutarch-Ausgaben von Reiske (Leipzig 1774—82) und Wyttenbach (Oxford 1795—99) an, doch leistete er für die Verbreitung eines geläuterten Plutarchtextes unter den Männern der Schule mehr als die Editionen jener großen Philologen, die nur wenigen Begüterten zugänglich waren. Obwohl Huttens Ausgabe von Gottfried Heinrich Schäfer heftig angegriffen wurde, der zur selben Zeit (1796—99) die Opera Moralia Plutarchs edierte, so wurde sie doch selbst von den größten Philologen anerkannt, wie das Beispiel August Böckhs zeigt, der noch in seiner 'Staatshaushaltung der Athener' von 1817 nach Huttens Plutarch zitierte.

Bei dieser großen Beachtung, welche die Ausgabe zu ihrer Zeit gefunden hat, ist es nicht verwunderlich, daß auch die damaligen Tübinger Stiftler sich sehr für sie interessierten. Wie stark dieses Interesse war, zeigt deutlich die Liste der Subskribenten, welche im ersten Band von 1791 (S. I—IV) enthalten ist. Die Namen der Tübinger Subskribenten, unter denen sich außer Hölderlin auch Neuffer, Magenu, Hegel und Renz befinden, seien hier vollzählig mitgeteilt:

Cand. Andreae. M. Authenrieth. Cand. Beck. J. C. D. Beck. Decan Bengel. Cand. Bilfinger. Stud. jur. Bolley. E. G. Bossert. M. Breyer. Cand. Breyer. M. Cammerer, Tussling. Cand. Christlieb. M. Dutscher, Nürting. M. Fischer, Heimsheim. Flatt, Prof. Cand. Flatt. M. Gaab, Repetens. M. Harpprecht, Tübing. M. Hegel. Cand. Hochstetter. M. Hölderlin². H. J. John, Herim. M. Kapf. Cand. Kapf. M. Kind. Stud. theol. Klein-

¹ Plutarchi Chaeronensis quae supersunt omnia. Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis diversitate. Opera Joannis Georgii Hutten. Tubingae 1791.

² Gesperrter Druck auf Veranlassung des Mitteilenden.

mann. M. Lang a. M. Landerer. M. Leutwein. M. Magenu. M. Maier a. M. Mörz 2 Exempl. Cand. Müller. Cand. Nast. Cand. Neubert. M. Neuffer β. M. Neuffer γ. Cand. Pfister. M. Renz. M. Rothacker. Stud. jur. Schröter. M. Vischer. β. Stud. theol. Weisshaar. M. Wieland. Cand. Zilling.

Es mag auffallen, daß Schelling, der doch im Herbst 1790 ins Stift aufgenommen worden war, in der Liste der Stiftler fehlt. Da aber anzunehmen ist, daß die Subskriptionen geraume Zeit vor Erscheinen des 1. Bandes erfolgten, so wird es verständlich, warum sein Name noch unter den Zöglingen des niederen Seminars Bebenhausen aufgeführt ist (S. I).

Zwei weitere Subskribenten, die zu Hölderlin in Beziehung standen, sollen noch genannt werden: Prof. Bräunlin aus Blaubeuren (S. I), der Gatte von Hölderlins Schwester Heinrike, und D. Storr, Consiliarius Aulicus, aus Lustnau (S. III), der als einer der bekanntesten damaligen Theologieprofessoren Tübingens auf Hölderlins Denken in jener Zeit nicht ohne Einfluß geblieben ist, und der vielleicht in einer Variante zu Vers 108 der Hymne 'Die Wanderung' angedredet wird¹.

Ohne dieser kleinen Entdeckung zu viel Bedeutung zuzumessen, wird man sie doch als Beitrag zu einer künftigen Untersuchung über die Beziehungen zwischen Hölderlin und Plutarch gelten lassen. Das außergewöhnlich starke Interesse Hölderlins gerade für diesen Schriftsteller geht übrigens auch daraus hervor, daß noch in dem von Ernst Müller aufgefundenen und veröffentlichten Katalog², der bei Hölderlins Tod in Nürtingen hinterlassenen Bücher zwei Ausgaben des Plutarch aufgeführt sind: 'Plutarchi Opera Omnia, 1588' und 'Plutarchi Opera, Tübingen, 1743, 4 Vol.' Wenn die Huttensche Ausgabe hier fehlt, so kann dies bei dem fragmentarischen Charakter dieses Nachlaßkatalogs kein Beweis dafür sein, daß Hölderlin nicht in ihren Besitz gelangt wäre. Jedenfalls sind beide Zeugnisse zusammen ein deutlicher Hinweis auf Hölderlins Neigung zu Plutarch. Wieweit sich nun diese Neigung in seiner Dichtung spiegelt, soll im folgenden wenigstens kurz angedeutet werden.

Plutarch ist für Hölderlin zunächst Inbegriff der antiken Heroenwelt. In den verschiedenen Fassungen der Hyperiondichtung wird Plutarch zweimal erwähnt. Die erste Stelle, in 'Hyperions Jugend'³, zeigt

¹ Hölderlin. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Begonnen durch Norbert v. Hellingrath. Fortgeführt durch Friedrich Seeßaß und Ludwig v. Pigenot. Berlin 1913—1923. Bd. IV. S. 345. (Im folgenden zitiert mit Hell. I, II usw.)

² Ernst Müller. Hölderlin. Studien zur Geschichte seines Geistes. Stuttgart-Berlin. [1944.] S. 22.

³ Hell. II, S. 513.

die Gefährdung von Hyperions Dasein durch die Größe der antiken Heroen, die ihm in Plutarchs Werk entgegentreten. „Achl ich hätte gerne eine Stunde aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkaufte. Traurend sah' ich izt oft in meinen Plutarch, und bittere Thränen rannen mir aufs Blatt. Oft wenn über mir die Gestirne aufgingen, nannt ich ihre Nahmen, die Nahmen der Heroen, die einst auf Erden lebten — erbarmt euch meiner, ihr Göttlichen, rief ich, laßt mich vergessen, was ihr wart, oder tödtet mich mit eurer Herrlichkeit, ihr seeligen Jünglinge!“ —

Auch in der endgültigen Fassung des 'Hyperion'¹ erscheint Plutarch wieder als Inbegriff des antiken Heroentums, ohne aber durch die Größe seiner Gestalten Hyperions Selbstgefühl zu erdrücken. „Wohl dem, wem auf diesem Wege ein edler Geist in früher Jugend begegnetel

O es sind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroenwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maas das jugendliche Treiben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Haide und des Walds und die wilden Moose des Felsen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen, und nach menschlicher Weise zu verstehen.“

Zunächst wird man vielleicht sehr geneigt sein, diese von keiner Dissonanz getrübt Stelle im Sinne einer Überwindung jener Nürtinger Krisenzeit, aus der die erste Plutarchanspielung stammt, zu interpretieren. Der Grund für die so völlig verschiedene Stimmung dieser beiden Stellen liegt jedoch mehr in dem verschiedenen Zusammenhang, in welchem sie stehen. In 'Hyperions Jugend' erfolgt die Erwähnung des Plutarch unmittelbar nach der Trennung des weisen Mannes von Hyperion, während die Stelle der endgültigen Fassung aus dem Hochgefühl des Verkehrs mit Adamas gesprochen ist. Der Stimmungswechsel vor und nach diesem Ereignis ist in beiden Fassungen gleich, wenn auch in der endgültigen Fassung mit der für jene Stufe so charakteristischen Scheu vor allem Akzidentellen durchgeführt.

Von tieferer Bedeutung wird Plutarch jedoch erst in der zweiten Fassung der Ode 'Stimme des Volks'². Das in der ersten Fassung nur angedeutete Thema³:

¹ Hell. II, S. 98.

² Hell. IV, S. 142.

³ Hell. IV, S. 139. V. 21 f.

Und Völker auch ergreift die Todeslust,
Und Heldenstädte sinken; ...

gelangt in der zweiten Fassung durch die Einfügung einer sagenhaften Erzählung nach Pindarischem Vorbild zu breit angelegter Durchführung. Quelle dieser Sage ist Plutarchs Brutusbiographie, an die sich Hölderlin bis zur Übernahme einzelner Wendungen anschließt. Zwei Beispiele sollen diese enge Berührung deutlich machen:

Hölderlin V. 53 f.

Doch von den Mauern warfen die Diener sie,
Die er gesandt. ...

Plutarch (Bd. V. S. 257)¹

„τοὺς μὲν πολεμίους πρὸς τὴν φλόγα βοηθοῦντας ἀπὸ τῶν τειχῶν ἔβαλλον, ...“²

Hölderlin V. 57 ff.

... Geschrei
Entstand und Jauchzen. Drauf in die Flamme warf
Sich Mann und Weib; von Knaben stürzt' auch
Der in die Schlacht, in der Väter Schwert der.

Plutarch (a. a. O.)

„οὐ μόνον ἀνδρῶν τε καὶ γυναικῶν, ἀλλὰ καὶ τὰ παῖδια τὰ μικρὰ μετὰ κραυγῆς καὶ ἀλαλαγμοῦ τὰ μὲν εἰς τὸ πῦρ ἤλλετο, ... τὰ δὲ τοῖς ξίφεσι τῶν πατέρων ὑπέβαλλε τὰς σφαγὰς γυμνοῦντα καὶ κελεύοντα παῖειν.“³

Bei der Einfügung dieser Sage vom Untergang der Stadt Xanthos handelt es sich nicht nur um eine „breitere Ausgestaltung“⁴ oder um eine „Neigung, den weltanschaulichen Rahmen durch historische Epik zu durchbrechen“⁵, vielmehr zeigt ein Vergleich der beiden Fassungen deutlich die Tendenz zur Intensivierung von These und Antithese

¹ Ich zitiere nach Huttens Ausgabe.

² Sie warfen die Feinde, die ihnen gegen die Flammen Beistand leisteten, von den Mauern hinab.

³ Nicht nur Männer und Weiber, sondern auch die kleinen Kinder sprangen zum Teil unter Geschrei und jubelnden Rufen ins Feuer, ... zum Teil warfen sie sich unter die Schwerter ihrer Väter, entblößten die Kehle und forderten, daß man zustoße.

⁴ Wilhelm Michel. Das Leben Friedrich Hölderlins. Bremen [1940.] S. 385.

⁵ Wilhelm Böhm. Hölderlin. Halle 1928/1930. 2 Bde. Bd. II, S. 477.

(elementarer Drang zur Rückkehr ins All — hemmendes Eingreifen der Götter). Vor allem die These erfährt durch die Wiederaufnahme eines bereits angeschlagenen Motivs und dessen Weiterentwicklung in der Sage eine starke Verdeutlichung (V. 41—69), doch auch die Gegenkraft gegen diese zu frühe Rückkehr zum göttlichen Ursprung (V. 29 bis 36) gewinnt an Eindringlichkeit. Man vergleiche etwa die Verse 35 und 36 der beiden Fassungen:

Erste Fassung:

... so auch
Treiben uns lächelnd hinaus die Götter.

Zweite Fassung:

... uns auch treibt mit
Richtigem Stachel hinaus der Herrscher.

Die im Sinne der Antithese wichtigen Worte stehen in der zweiten Fassung an betonter Stelle. So fällt nun die Ähnlichkeit des Schicksals der jungen Adler und der Menschen viel deutlicher ins Ohr durch das in Vers 33 eingeschobene und durch die männliche Zäsur hervortretende „allein“, welchem in Vers 35 das, im Gegensatz zur ersten Fassung nun ebenfalls betonte, „uns“ entspricht. Erst nach dieser Intensivierung der zwischen These und Antithese bestehenden Spannung kommt nun in der zweiten Fassung die eigentliche Synthese zustande: die Stimme des Volks als Stimme Gottes bedarf der Deutung des Dichters, wenn sie nicht, falsch gedeutet, den Untergang ganzer Völker nach sich ziehen soll.

Die enge Anlehnung an den griechischen Wortlaut wirkt jedoch durchaus nicht hemmend auf die Odenverse Hölderlins, vielmehr tritt gerade bei dieser Verwandlung Hölderlins Stil besonders deutlich hervor. (Man beachte z. B. die für Hölderlin so charakteristische Schlußstellung des Subjekts in beiden Beispielen!) Wir haben damit den wichtigsten Punkt der Beziehungen zwischen Hölderlin und Plutarch erreicht, wenn wir von dem fraglichen Agisdrama absehen. Da eine Erörterung dieses noch immer ungelösten Problems den Rahmen unserer Mitteilung überschreiten würde, soll nur darauf hingewiesen werden, daß als Quelle für diesen Stoff wohl allein Plutarch in Frage kommt. Böhm vermutet vielleicht mit Recht, daß die Notiz eines sonst unbekanntes Freundes Hölderlins F. Elsässer vom 26. Juni 1801 („Lieber, verzeih, daß dein Agis so spät ankömmt“) nicht unbedingt als „der von dir verfaßte Agis“ zu deuten sei, sondern als der „dir gehörige Agis“, „wo-

bei man etwa an ein Bändchen von Cottas Plutarchausgabe ... denken könnte“¹. Bei dem allgemeinen Interesse, das man damals in Homburger Kreisen diesem spartanischen König entgegenbrachte, ist die Annahme durchaus möglich, daß der 5. Band der Huttenschen Ausgabe, der u. a. die Lebensbeschreibung des Agis enthält und im Jahre 1793 erschienen ist, einfach — pars pro toto — als „der Agis“ bezeichnet wurde.

Kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück, so dürfen wir wohl sagen, daß Hölderlins Plutarchsubskription in seiner ersten Tübinger Zeit ein kleines Symptom des Lebensgefühls jener Jahre ist, während deren Hölderlin, Magenau und Neuffer fast täglich sich vereinigten, um „von großen Männern zu sprechen“². Daß sie dabei nicht allein an die Großen ihrer eigenen Zeit dachten, sondern daß ihr Blick auch auf die Helden Plutarchs gerichtet war, dürfte vor allem auf den Einfluß ihres Repetenten Carl Philipp Conz zurückzuführen sein, dessen Begeisterung für Griechenland auch die Liebe der drei Freunde zu Hellas genährt hat. Wie sehr Conz verehrt wurde, zeigt z. B. auch die lange Reihe derer, die seine erste Gedichtsammlung subskribierten, unter denen sich auch Hölderlins Name findet³. Der Titel dieser Sammlung lautet:

„Gedichte von Carl Philipp Conz. Erste Sammlung. Tübingen 1792. Gedruckt auf Kosten des Verfassers bei Johann Friedrich Balz.“

An der Spitze der Subskribenten stehen die Namen des Landgrafen von Homburg und dessen Gemahlin. In Tübingen zeichneten außer Hölderlin u. a. folgende Interessenten für die Gedichtsammlung: M. Hegel, Rektor Hutten (Herausgeber der oben erwähnten Plutarchausgabe), M. Neuffer, Repetent Gaab und Repetent Süßkind.

Einige weitere Subskribenten außerhalb Tübingens, die für Hölderlin von Bedeutung waren, seien noch genannt:

¹ Böhm. Bd. II, S. 760 f.

² Hell. VI, S. 228. Magenau setzt diese Stelle in seinem Lebensabriß in Anführungszeichen und läßt dadurch erkennen, daß es sich um ein Zitat aus Klopstocks Ode 'Der Rheinwein' V. 59 f. handelt:

Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

(Klopstocks sämtliche Werke. Erster Band. Oden. Leipzig 1823. S. 114.)

³ Worauf schon Walter Betzendörfer (Hölderlins Studienjahre im Tübinger Stift. Heilbronn 1922. S. 22) hingewiesen hat.

Hamburg: Legationsrath Klopstock. Homburg v. d. H.: Baron v. Sinclair. Nürtingen: Substit. Gock. Stuttgart: D. Stäudlin¹.

Die Entdeckung von Hölderlins Namen in den Subskriptionslisten der Plutarchausgabe und der Conzschen Gedichtsammlung läßt zwei Züge seines Wesens erkennen, die er stets bewahrt hat: die Verehrung für die großen Männer der Geschichte, welche noch in jener für Hölderlin so charakteristischen Zusammenschau der Helden aller Zeiten in dem Bruchstück der Hymne 'Kolomb'² nachklingt, und die Verehrung für jenen Mann, den er in einem Brief an seine Schwester vom November 1790 „den besten Mann von der Welt“³ nennt, und dem er noch die späte Hymne 'Am Quell der Donau' gewidmet hat, wie aus einer Variante zu Vers 81 hervorgeht⁴. Ferner lassen die Namen des zweiten Verzeichnisses manche interessanten Beziehungen erkennen, z. B. die zwischen Klopstock und Conz, und vor allem die zwischen dem Tübinger Stift und dem Hofe des Landgrafen von Homburg, die wohl auf Sinclairs Vermittlung zurückzuführen ist, und die für Hölderlin von so entscheidender Bedeutung werden sollte.

¹ Die Namen von zwei Vätern berühmter Söhne sollen wenigstens am Rande genannt werden: aus Ludwigsburg: Medic. Prakt. Moerike (Vater des Dichters), und aus Balingen: Spezial Reinhardt (Vater von Goethes Freund).

² Hell. IV, S. 266 ff., vor allem in der Variante zu V. 7 (Hell. IV, S. 395).

³ Hell. I, S. 231.

⁴ Hell. IV, S. 338.

WANN HAT WILHELM WAIBLINGER SEINEN LEBENSABRISS HÖLDERLINS VERFASST?

VON

WILHELM HOFFMANN

'Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn' von Wilhelm Waiblinger erschien zuerst 1831 in den 'Zeitgenossen' (3. Reihe. III. 7 und 8 S. 161—189), einem bei Brockhaus in Leipzig von Friedrich Ch. A. Hasse herausgegebenen 'Biographischen Magazin für die Geschichte unserer Zeit'. In den verschiedenen heute zugänglichen Drucken der Waiblingerschen Schrift wird als ihr Entstehungsjahr 1830 angegeben. Da der Verfasser schon am 17. Januar 1830 in Rom nach monatelanger Krankheit starb, ist diese Angabe in jedem Falle falsch. In Wirklichkeit hat Waiblinger den Lebensabriß Hölderlins schon 1827 oder spätestens 1828 geschrieben, wie aus der Schrift selber hervorgeht. Waiblinger hat die schwäbische Heimat am 9. Oktober 1826 verlassen und kam am 20. November in Rom an, wo er bis zu seinem frühen Tode gelebt hat. In den Einführungsworten zum Lebensabriß schreibt er gegen den Schluß: „Da wir in der Tat nicht wissen, ob er (Hölderlin) nur noch am Leben ist, indem wir schon seit Jahresfrist durch weite Strecken von ihm getrennt sind . . .“ Diese Angabe weist auf Ende 1827 oder Anfang 1828. Und der drittletzte Satz der Schrift heißt: „Er hat sein Leben nun auf 57 Jahre gebracht . . .“ Da Waiblinger das Geburtsjahr Hölderlins richtig mit 1770 angibt, weist auch dieser Satz auf das Jahr 1827. Endlich aber erwähnt Waiblinger in seinem italienisch geschriebenen Brief aus Rom vom 8. Juli 1828 an seinen Freund Friedrich Eser in Hürbel seine Schrift. Dieser von Hermann Behne in seiner Biographie Waiblingers (1939) S. 76 erwähnte Brief liegt mit 16 anderen Waiblinger-Briefen in der Universitätsbibliothek Straßburg; eine Fotokopie verdanke ich der Freundlichkeit von Professor A. Schlagdenhauffen. Waiblinger zählt darin seinem Freund auf, was er, seit er in Rom ist, dort geschrieben hat. Unter den zahlreichen Büchern und Aufsätzen befindet sich auch: „. . . vita, poesia e malattia di Hölderlin. . .“ Es ist zur Beurteilung des Quellenwertes der Waiblingerschen Schrift immerhin wichtig festzustellen,

daß sie nicht vier, sondern nur ein Jahr nach der Trennung Waiblingers von Hölderlin geschrieben ist, mit dem er einen „langen fünfjährigen Umgang“ gepflogen hatte. Übrigens hat Waiblinger nicht, wie in allen Drucken vom ersten an steht, „Neislingen“ als Geburtsort Hölderlins angegeben, sondern „Nürtingen“ geschrieben, wie in dem heute im Schillernationalmuseum in Marbach liegenden Manuskript steht. Der Wortlaut in den 'Zeitgenossen' weicht übrigens auch sonst oft von diesem Manuskript ab.

Die falsche Ansetzung des Entstehungsjahrs geht offenbar auf eine Anmerkung in der Canitzschen Ausgabe von Waiblingers Werken zurück.

Im ersten Druck in den 'Zeitgenossen' findet sich zu der oben angeführten Stelle „Da wir in der Tat nicht wissen“ folgende Anmerkung des Herausgebers: „Er lebte allerdings noch zu Ostern 1830, als diese Note geschrieben ward, während sein Biograph schon mondenlang hinübergeschieden war in das selige Jenseits“. Der zweite Druck erschien in Wilhelm Waiblingers von H. von Canitz herausgegebenen gesammelten Werken (Hamburg: Heubel 1839) Bd. 3 S. 219—261. Hier lautet eine vom Herausgeber Canitz stammende Anmerkung zu derselben Stelle folgendermaßen: „Allerdings lebte er noch als der Verfasser diesen Lebensabriß 1830 für die Zeitgenossen nach Deutschland sandte, ohne wohl zu ahnden, daß Hölderlin ihn weit überleben würde, denn dieser setzt noch jetzt sein Pflanzenleben, in Tübingen fort.“ Hier wird ein lediglich auf Rechnung von Canitz gehender Schritt in die falsche Richtung getan, indem gegen alle Wahrscheinlichkeit, nur auf Grund des Erscheinungsjahrs in den 'Zeitgenossen', behauptet wird, daß Waiblinger den Lebensabriß 1830 nach Leipzig gesandt habe. Noch ist nicht geradezu behauptet, daß Waiblinger ihn auch in diesem Jahre, von dem er ja nur noch 17 Tage als Schwerkranker erlebt hat, geschrieben habe. Diese Behauptung hat offenbar Mörike 1858 zum erstenmal aufgestellt. Im Düsseldorfer Künstleralbum IX, 1859 bringt er den ersten Druck von Hölderlins „Wenn aus dem Himmel . . .“ und schreibt dazu: „Es hatte keinen Titel. In einem Aufsatz über 'Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn' (zu Rom 1830 geschrieben und in den Zeitgenossen erstmals abgedruckt) erwähnt Waiblinger dieses Gedicht aus unvollkommener Erinnerung.“ (Seebaß im 6. Band der Hellingrathschen Hölderlin-Ausgabe, Berlin 1923, S. 493—495.)

Der nächste mir bekannte Autor, der Waiblingers Schrift auf 1830 ansetzt, ist Paul Friedrich in seiner 1913 erschienenen Veröffentlichung: Wilhelm Waiblinger, Der kranke Hölderlin, Leipzig: Xenien-Verlag o. J. Da er in der Einleitung S. 16 die zweite Ausgabe der von Canitz

besorgten Gesammelten Werke von 1842, die mit der ersten gleichlautend ist, erwähnt, ist anzunehmen, daß er den von ihm veröffentlichten Text der Waiblingerschen Schrift aus ihr abgedruckt hat. Ob er unabhängig von Mörike demselben Mißverständnis erlegen ist oder Mörikes Äußerung gekannt hat, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat auch er die oben angeführten Stellen im Text nicht beachtet, sondern einfach das Jahr 1830 angesetzt (S. 23), und dabei ist es dann auch bei den Späteren geblieben. Auch Friedrich Seebaß hat ohne nähere Prüfung im 6. Band der Hellingrathschen Ausgabe das Jahr 1830 als Entstehungsjahr der Schrift angesetzt. Er schreibt S. 408: „... wenn auch erst 1830 in Rom aus der Erinnerung für die 'Zeitgenossen' niedergeschrieben . . .“ und übernimmt S. 409 die Zahl sogar mit den von Erich Trummler (Der kranke Hölderlin, München: Recht-Verlag 1921, S. 57) dafür ganz sinnloserweise verwendeten Winkelklammern.

Das populäre Hölderlinbild wird noch heute von den beiden so grundverschiedenen Lebensabrissen, dem Gok-Schwabschen (s. Adolf Beck, Hölderlin-Jahrbuch 1948) und dem Waiblingerschen, bestimmt. Der letztere ist wiederholt gedruckt worden. Außer in den Ausgaben von Paul Friedrich, Erich Trummler und Friedrich Seebaß in der Hellingrathschen Hölderlin-Ausgabe wurden und werden die anschaulichen Schilderungen Waiblingers noch in zahlreichen biographischen Zusammenstellungen über Hölderlins Leben verwertet. Sie gingen, ähnlich wie Moritz Hartmanns Schilderung des von Bordeaux zurückkehrenden Dichters, auch in die zahlreichen dichterischen Versuche über, angefangen von Hermann Hesses berühmter Erzählung 'Im Pressel'schen Gartenhaus', zuerst in Westermanns Monatsheften, 1914.

Der die Lebensdokumente enthaltende Band der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe wird auch über diese Periode von Hölderlins Leben neues Licht verbreiten.

Wie die Dinge liegen, wird aber Waiblingers Schrift immer wieder gedruckt werden. Da sie eine der besten Quellen vor allem für den späten Hölderlin ist, ist das natürlich und richtig. Aber vor allem in dem flüchtig hingeschriebenen ersten Teil, der den Lebensgang des Dichters darstellt, sind so manche Irrtümer enthalten, die den Kenner nicht stören, aber das Publikum verwirren und dem bloßen Literaten Anlaß für eine sensationelle Darstellung von Hölderlins Leben geben. Dazu kommt, daß unsere Kenntnis des späten Hölderlin sich inzwischen noch wesentlich erweitert hat. Man denke an die Berichte von J. G. Fischer, an die von dem Nürtinger Oberreallehrer Kocher veröffentlichten Briefe Zimmers, an Christoph Schwabs Tagebuch und

Dieffenbachs Bericht (s. Adolf Beck, Hölderlin-Jahrbuch 1948). Das Schillernationalmuseum in Marbach hat in vorbildlicher Form dafür gesorgt, daß die von ihm gemachten Funde und erworbenen Schätze auch in zuverlässiger Form an die Öffentlichkeit gelangten, und dadurch auch der Forschung unschätzbare Dienste geleistet. Das Schiefe und Falsche kam so gar nicht erst unter die Leute, wie dies ja leider bei Hölderlin — begreiflich genug — allzusehr der Fall ist, am schlimmsten in Form der romanhaften und novellistischen Produkte. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn die Hölderlin-Gesellschaft zusammen mit dem Hölderlin-Archiv eine Publikation in ihr Programm aufnehmen würde, die eine mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehene Ausgabe von Waiblingers Schrift auf Grund des Marbacher Manuskripts zusammen mit den inzwischen ans Licht getretenen weiteren Zeugnissen enthielte.

HÖLDERLIN IN ENGLAND UND AMERIKA

VON

P. M. MITCHELL¹

Das Verständnis und die Deutung Friedrich Hölderlins in England und Amerika ist durch einige englische und amerikanische Dichter vorbereitet worden, die, wenn auch gering an Zahl, während der letzten Jahre Hölderlins Dichtungen der englisch sprechenden Welt näherzubringen versucht haben. Im großen und ganzen war Hölderlin den amerikanischen und englischen literarisch Gebildeten — abgesehen von einigen Lehrern der deutschen Literaturgeschichte — bis über ein Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg unbekannt geblieben. Die Begeisterung, die während der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts sein Werk in Deutschland hervorrief, hatte in den angelsächsischen Ländern wenig Aufmerksamkeit gefunden. Ein britischer Kritiker sei als Beweis für den allgemeinen Mangel an Verständnis für die deutsche Hölderlin-Renaissance angeführt²:

„German critics add a third name to those of Goethe and Schiller — that of Friedrich Hölderlin . . . It is a curious example of the divergence of literary estimates . . . the very name of this poet is unfamiliar.“

Dann, etwa zehn Jahre vor dem zweiten Weltkrieg und während dieser Katastrophe selbst wurde Hölderlins Dichtung von Edwin Muir, Stephen Spender, J. B. Leishman, Frederic Prokosch und Vernon Watkins — alle selbst bedeutende Dichter — gewissermaßen entdeckt und gewürdigt.

Es wäre jedoch irrig anzunehmen, daß diese Bewunderung Hölderlins bei einigen unserer führenden Dichter sich nun allgemein und rasch verbreitet habe. Die weiteren literarischen Kreise fangen erst jetzt an, sich Hölderlin zuzuwenden, und das Englisch sprechende Publikum steht gerade am Beginn einer allgemeineren Kenntnis und Schätzung

¹ Prof. Dr. Heinrich Schneider, Harvard University, hat mir sehr geholfen, der vorliegenden Arbeit ihre endgültige deutsche Form zu geben, wofür ich ihm meinen Dank ausspreche. Der Verf.

² Norman MacLeod, *German Lyric Poetry*, London 1930, p. 72.

von Hölderlins Dichtung, während Rilkes Kunst sich schon eine Zeit lang einer gewissen Beliebtheit im Original sowie in Übersetzungen erfreut. Engländer oder Amerikaner, die ein Verständnis für Hölderlin durch unabhängiges Lesen gewonnen haben, sind noch äußerst selten. Noch erwähnen die meisten führenden Werke über Dichtkunst nicht einmal Hölderlins Namen. Man darf aber mit Sicherheit annehmen, daß Hölderlins Werk bald von unserer Literaturkritik aufgenommen und infolgedessen auch sehr viel Grundsätzliches über die Dichtkunst und ihre Theorie neu gesagt und neu geschrieben werden wird. Jeder Gebildete oder Gelehrte, einmal mit Hölderlin bekannt geworden, kann sich seiner Bedeutung nicht entziehen und muß zugeben, daß die Literaturwissenschaft der Zukunft ohne Einschluß Hölderlins undenkbar ist.

Man kann verschiedene, sehr gute Gründe dafür angeben, warum Hölderlin der englisch sprechenden Welt bis zum zweiten Weltkrieg fast völlig unbekannt blieb. Ohne zuverlässige Ausgaben, ohne gute Übersetzungen, ohne Lehrer, die Hölderlins Werk kannten, war es dem englisch sprechenden Leser unmöglich, Hölderlin nahe zu kommen. Der Mangel an richtigen Texten und zuverlässigen Ausgaben machte selbst in Deutschland das richtige Verständnis Hölderlins beinahe unmöglich. Ferner war die ausländische Interpretation deutscher Literatur immer in einem hohen Grad von den philologischen, kritischen und literaturwissenschaftlichen Arbeiten von Gelehrten in deutschsprachigen Ländern abhängig. Auch jene Dichter der Gegenwart, die eingangs erwähnt wurden, Hölderlins Jünger im englischen Sprachgebiet, sind mit Deutschland wohlbekannt. Erst in den letzten Jahren ist eine bemerkenswerte unabhängige Interpretation der deutschen Literatur im Ausland entstanden, eine Tatsache, die teilweise der Emigration von vielen deutschen Intellektuellen nach 1933 zuzuschreiben ist. Im 19. Jahrhundert wurde sowohl die allgemeine als auch die gelehrte Bewertung der deutschen Literatur im Ausland zum großen Teil von dem deutschen Eigenurteil abgeleitet. Diese Tatsache läßt sich in den Vereinigten Staaten dadurch erklären, daß die meisten Professoren für deutsche Literatur auf den Hochschulen entweder geborene Deutsche waren oder in Deutschland studiert hatten und stark durch gewisse deutsche Gelehrte, wie vor allem Wilhelm Scherer, beeinflußt worden waren. Einige dieser literarischen Interpretationen des 19. Jahrhunderts werden vielleicht noch heute an manchen Stellen vorgetragen, jedoch mehr außerhalb als innerhalb Deutschlands. Es scheint, als ob viele Jahre nötig seien vom Erscheinen eines Werkes, das als Bei-

spiel in der Deutung deutscher Literatur im Ausland dient, bis zum Entstehen eigener Deutungen und eigener Kritik im Ausland.

Schon 1840 lag eine Würdigung Hölderlins in englischer Sprache vor, da zwei englische Übersetzungen von Wolfgang Menzels Geschichte der deutschen Literatur in diesem Jahr in London und Boston erschienen¹. Ob jedoch irgendwelche Leser dieser Literaturgeschichte sich durch die freundliche Kritik Menzels für Hölderlin zu interessieren begannen, kann nicht einmal vermutet werden. Keine von den großen literarischen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, die der deutschen Literatur ihre Aufmerksamkeit zuwandten, erwähnt den Namen Hölderlin. Außerdem gab es kaum Ausgaben von Hölderlins Gedichten, die allgemein zugänglich waren und die Menzels Urteil hätten bestätigen können. Nachschlagewerke über deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts erwähnten Hölderlin zuerst gar nicht und später nur als einen weniger bekannten Dichter. Bis zur neunten Ausgabe brachte die 'Encyclopedia Britannica' keinen Artikel über Hölderlin. Erst diese (1875—88) widmete ihm eine Spalte, in der seine „passion for Greece“ hervorgehoben und behauptet wurde, daß es seinen Gedichten an „real human strength“ fehle. Leider haben die Herausgeber der Enzyklopädie es offenbar nicht für nötig befunden, ihre ursprüngliche Meinung zu überprüfen, denn in der neuesten Ausgabe der Enzyklopädie wird der alte Artikel teilweise wörtlich wiederholt, während als die beste Hölderlin-Ausgabe diejenige von Litzmann aus dem Jahre 1897 angeführt wird. Es steht kein Sonderartikel über Hölderlin in der 'Encyclopedia Americana', Ausgabe vom Jahre 1936, obwohl der Dichter im Abschnitt „German literature“ als „essentially in the footsteps of the German classics“ gekennzeichnet wird.

In B. Q. Morgans 'Bibliographie der deutschen Literatur in englischer Übersetzung' findet man, daß Hölderlin nur in 10 Sammelwerken, während Höltz in 31 und Friedrich Matthiesson in 32 vertreten sind². In einem Buch wie der Anthologie 'World Poetry', 1928, redigiert von dem bekannten amerikanischen Kritiker Mark van Do-

¹ German Literature Translated from the German with Notes by Thomas Gordon, Oxford and London 1840, IV. Band, pp. 30—31; und German Literature, translated from the German ... By C. C. Felton Boston 1840, III. Band, pp. 83—84.

² Bayard Quincy Morgan, A Critical Bibliography of German Literature in English Translation 1481—1927 With Supplement Embracing the Years 1928—1935 ... Second Edition Completely Revised and Greatly Augmented, Stanford University Press ... 1938.

ren, sind keine Übersetzungen von Hölderlin, wohl aber von Hölty, von Salis-Sewis, Kerner, Rückert und Wilhelm Müller angeführt.

Nur wenige englisch schreibende Gelehrte beschäftigten sich mit Hölderlin vor dem ersten Weltkrieg, und auch sie haben nur im gewissen Grad die moderne Anerkennung erreicht. Die bedeutendste Leistung war die von Marshall Montgomery, der schon 1912 eine Abhandlung über Hölderlin und Diotima in der 'Modern Language Review' erscheinen ließ. Montgomery war der unermüdlichste Hölderlin-Forscher¹. Bis in die Mitte der dreißiger Jahre war sein 'Friedrich Hölderlin and the German Neo-Hellenic Movement', herausgegeben 1923, das einzige Buch über Hölderlin auf englisch, aber es war in erster Linie ein Beitrag zur Geschichte der klassischen Literatur in Deutschland und nicht zur Auslegung oder Wertschätzung der Hölderlinschen Dichtkunst. In den Vereinigten Staaten wurde Hölderlin um die Jahrhundertwende in zwei Dissertationen behandelt, die in ihren Deutungen — oder Mißdeutungen — einander sehr unähnlich waren. An der Harvard-Universität schrieb John Christian Ransmeier 1901 über das „element of revolt“ im Denken Hölderlins, offenbar ganz unbekümmert um Hölderlin als Dichter. Ransmeier sah Hölderlin „in active rebellion“, beschrieb die Haltung des Dichters im Jahre 1797 als „practical atheism“ und behauptete, Hölderlin „can in no wise be called a classical writer“. An der Columbia-Universität widmete 1905 W. A. Brauns Hölderlin ein Kapitel seines 'Types of Welt Schmerz', indem er Hölderlin mit Lenau verglich. Brauns Interpretation geht aus dem Titel hervor. Die Untersuchung war nicht ohne Wert, da der Verfasser von den dichterischen Quellen ausging. Doch waren das nur isolierte und spontane Versuche.

Dasselbe gilt von Übersetzungen von Hölderlins Gedichten ins Englische bis nach dem ersten Weltkrieg. Man versuchte gar nicht, die späteren Gedichte zu übertragen. Die Übersetzungen waren meistens mittelmäßig. Die erste mir bekannt gewordene englische Übersetzung von Hölderlin stammt von Alfred Baskerville in seinem zweisprachigen Werk 'The Poetry of Germany' 1853². In dieser und vier

¹ Montgomery schrieb ferner: 'Hölderlin's Ideals as reflected in 'Hyperion' and 'Empedokles' in Publications of the English Goethe Society New Series I. Band 1923/24, pp. 67—85; 'Herder's influence on the metrical version of Hölderlin's Hyperion' in Modern Language Review XXII, January 1927, pp. 61—69. Beide Aufsätze wurden neugedruckt in Montgomerys Studies in the Age of Goethe, Oxford 1931.

² Alfred Baskerville, The Poetry of Germany. Consisting of Se-

anderen Anthologien vor 1914, die zwei oder mehrere Gedichte von Hölderlin enthalten, erschienen 'An eine Rose', 'Die Kürze', und 'Hyperions Schicksalslied' je zweimal. Andere Gedichte, die übersetzt wurden, sind 'Die Nacht', 'Die Heimath', 'Der Gott der Jugend'¹. In drei anderen Anthologien erschienen 'Die Kürze', 'Der Gott der Jugend', und 'Abendphantasie' je einmal. Dieselbe überlieferte Interpretation von Hölderlin als einem romantischen Dichter, die in diesen frühen Übersetzungen zum Ausdruck kommt, wurde weit ins 20. Jahrhundert hineingetragen durch gelegentliche Übersetzungen, wie z. B. die von einem katholischen Geistlichen John Rothensteiner, der seine Abhängigkeit von unzulänglichen deutschen Quellen beweist, indem er einen bekannten Fehler wiederholte, und Verse Klopstocks für ein Gedicht von Hölderlin ausgab².

Gelegentlich gab es Kritiker, die bestritten, daß Hölderlin ein romantischer Dichter sei. J. G. Robertson legte gegen diese Bezeichnung schon 1902 Protest ein³. Ein amerikanischer Kritiker wiederholte diesen Einspruch 1929⁴ — aber beide Autoren meinten, daß Hölderlin letzten Endes ein Griechenschwärmer wäre. Daß Hölderlin schließlich doch Griechenschwärmer war, ist ein Gedanke, der noch heute in der englisch sprechenden Welt ganz selbstverständlich ist — mit Ausnahme der neuesten Literatur, die sich mit Hölderlin befaßt. Selbst E. M. Butler in ihrem 1935 erschienenen Werk scheint diesen Eindruck im Leser erwecken zu wollen⁵.

lections from upwards of Seventy of the most celebrated Poets, translated into English Verse, with the original text on the opposite page, Leipzig, New York, London 1854; Fifth Edition, Philadelphia 1866.

¹ Vollständige bibliographische Auskunft über diese und andere Übersetzungen wird in der Hölderlin-Bibliographie erscheinen, die im Schlußband der Großen Stuttgarter Ausgabe von Hölderlins Werken enthalten sein wird.

² The Azure Flower Lyrics from the German Romantic Poets Translated by John Rothensteiner, St. Louis 1930, enthält Übersetzungen von 'Sonnenuntergang', 'Abbitte', 'Ehmals und jetzt', 'Menschenbeifall', und 'Die Heimath'. Das ganze Buch wurde als Teil von The German Garden of the Heart German Lyrics from the Volkslieder to Rainer Maria Rilke, St. Louis [1934] abgedruckt.

³ John G. Robertson, A History of German Literature, New York 1902.

⁴ Walter Silz, Early German Romanticism Its Founders and Heinrich von Kleist, Cambridge, Mass. 1929, p. 106.

⁵ E. M. Butler, The Tyranny of Greece over Germany ... Cambridge 1935, cf. p. 239, „He was the consummation of all the longing felt romantically for ancient Greece since Winckelmann“.

Ein unbekannter amerikanischer Dichter Pierre Loving, war für die Herausgabe des ersten Bandes — oder vielmehr Bändchens — von Hölderlins Gedichten in englischer Übersetzung verantwortlich¹. Dieses Bändchen erschien 1925 in einer Reihe billiger, ungebundener Hefte, offenbar einer Nachahmung von 'Reclams Universal-Bibliothek'. Es war mit einer Einleitung versehen, die ein wirklich erstaunliches Verständnis der Hölderlinschen Dichtung und die deutsche Hölderlin-auffassung der Nachkriegszeit zum Ausdruck kommen ließ. Bezeichnend für Lovings Haltung und Leistung ist die Tatsache, daß der Übersetzer seine Vorrede aus Salzburg datierte. Die Übertragungen waren zum Teil äußerst frei — einmal machte Loving zwei selbständige Gedichte aus einem Gedicht Hölderlins — waren aber des Originals nicht unwürdig. Loving bemühte sich, griechische Versmaße zu gebrauchen, obgleich er manchmal nicht zögerte, das Versmaß der Urschrift bei der Übersetzung zu verändern. Welche Verbreitung dieser erste Band Übersetzungen gefunden, und inwieweit er einige Amerikaner für Hölderlin interessiert haben mag, ist schwer zu sagen. Bedeutend kann ihr Einfluß nicht gewesen sein. Ungefähr zur gleichen Zeit veröffentlichte der schottische Dichter Edwin Muir zwei Aufsätze über Hölderlin in amerikanischen Zeitschriften². Diese Versuche stellten nur vereinzelte Anfänge des allgemeineren Verständnisses für Hölderlin dar. Dieses Verständnis war eine Widerspiegelung der ersten Hölderlin-Begeisterung in Deutschland — und wie jene, sollte auch sie erst im folgenden Jahrzehnt ausreifen. In den dreißiger Jahren begann eine neue Generation, sich an der deutschen Literatur zu orientieren und fand sich infolgedessen auch dem Problem „Hölderlin“ gegenübergestellt. Hölderlin war jetzt in seinem Vaterland ein hochgeschätzter Dichter, dessen Schaffen sich jedoch weder einen gesicherten Platz in deutschen Literaturgeschichten noch Anerkennung im Ausland errungen hatte. Trotzdem wurden die prophetischen Worte von Edwin Muir einerseits und die der deutschen Hölderlin-Freunde andererseits jetzt bald auch von ernstern Forschern, von werdenden Dichtern und Kritikern zu Herzen genommen, in einem Versuch das Werk des Dichters richtig zu verstehen. Zwar erschien es zuerst schwer faßbar, aber es konnte möglicher-

¹ *Short Poems by Friedrich Hölderlin English versions, With a Biographical Introduction, by Pierre Loving, Girard, Kansas [1925] = Little blue book no. 724.*

² 'A Note on Friedrich Hölderlin' in *The Freeman* VII, Nr. 177, 1 August 1923, pp. 488—490; und 'Poetry of Hölderlin' in *Saturday Review of Literature* I, January 3, 1925, p. 434.

weise ein Leitstern ins Reich der idealen Dichtkunst werden, nach der die neuere Generation tastend suchte. Damit setzte eine sich immer wieder ändernde Bewertung Hölderlins ein.

Um Hölderlin verständlicher zu machen, und um einen Annäherungspunkt an das Werk des Dichters zu gewinnen, ist immer wieder versucht worden, ihn mit irgendeinem anderen bekannteren Dichter zu vergleichen. Diese häufig angewandte literaturhistorische Methode hat die Gefahr, die Eigentümlichkeiten oder die Größe des weniger bekannten Dichters zu verwischen. Im Falle Hölderlins sind solche Vergleiche mehrfach versucht worden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde Hölderlin öfters mit Friedrich Matthisson verglichen, aber auch ein Vergleich Hölderlins mit englischen Dichtern wurde versucht. 1855 verglich J. Scherr Hölderlin mit Shelley, was auch noch später wiederholt wurde, unter anderen von Stephen Spender. Johannes Hoops verglich 1898 Hölderlin mit Keats, ein Vergleich, den Calvin Thomas in seiner 'History of German Literature', London 1909, wiederaufnahm, und der 1938 der Ausgangspunkt für eine Dissertation an der Universität Edinburgh wurde¹. Eine Ähnlichkeit mit dem visionären englischen Dichter William Blake sehen unter anderen E. M. Butler und David Gascoyne, aber zwei von Hölderlins Übersetzern, Frederic Prokosch und Michael Hamburger, lehnen eine solche Ähnlichkeit ausdrücklich ab. Im Laufe der Zeit ist Hölderlin von englischen Kritikern mit Byron, Wordsworth, Rimbaud, Mallarmé, Leopardi, Kleist, und Rilke verglichen worden. Diese so stark auseinandergehenden Vergleiche mit ihrem auffallenden Mangel an einer einheitlichen Interpretation seiner Dichtkunst mögen auf die Universalität Hölderlins hinweisen. Vielleicht die bemerkenswerteste Äußerung auf Grund einer selbständigen und tiefgehenden Würdigung Hölderlins ist von dem amerikanischen Dichter Frederic Prokosch gemacht worden, der erklärt, daß Hölderlin weder mit Blake noch Shelley, noch mit irgendeinem anderen englischen Dichter verglichen werden könnte, da seine Eigenschaften wie bei jedem anderen nur seinem eigenen Genie eigentümlich wären.

Während etwa der letzten fünfzehn Jahre haben einige englische Kritiker eine bemerkenswerte geistige Unabhängigkeit in ihrer Deutung der Dichtkunst Hölderlins bewiesen. Diese Selbständigkeit wurde

¹ G. Guder, *A Comparison of Hölderlin and Keats in Their Respective Backgrounds as Romantic Poets*, Dissertation Edinburgh 1938. (Nach dem *Journal of English and Germanic Philology* 1939. Ich habe dieses Werk nicht gesehen.)

gewissermaßen symbolisiert durch einen Aufsatz, der zum 100. Todestage Hölderlins in der *London Times* erschien¹. In ihm wurde die Meinung ausgesprochen, daß Hölderlin „no longer at home among his compatriots, should be saluted in those countries which can freely and dispassionately appraise his genius . . .“ Am auffallendsten ist hier die Behauptung, daß Hölderlin eigentlich in England besser als in seinem Vaterland verstanden werden könne, wegen der damals bestehenden Unterschiede in den politischen Ideologien Deutschlands und Englands. Diese Anschauung war ein notwendiges Ergebnis des Krieges. Daß aber dieser Aufsatz überhaupt erschien, weist wieder auf die Rolle hin, die die deutschen Emigranten spielten, indem sie die englisch sprechende Welt auf gewisse Strömungen und Gestalten aus der deutschen Geistesüberlieferung, die bisher wenig bekannt gewesen waren, aufmerksam machten.

Eine moderne kritische Bewertung charakterisiert auch zwei englische Monographien über Hölderlin, die eine von Ronald Peacock 1938, die andere von Agnes Stansfield 1944 erschienen². Beide Autoren sind in ihrer biographisch-historischen Verfahrungsweise und in der philosophischen Deutung des Gehalts von Hölderlins Werk vielleicht zu einseitig, aber zusammen mit E. M. Butler verraten sie ein klares Verständnis für Hölderlin, ein Verständnis, das in ähnlicher Weise für die jüngsten Übersetzer Hölderlins bezeichnend ist.

Vielleicht die eigentümlichste Einzelveröffentlichung, als Ausdruck eines neuen kritisch-ankennenden Geistes, ist der von August Cloß 1942 auf deutsch herausgegebene Band *Hölderlinscher Gedichte*³. Diese Ausgabe war allerdings die Fortsetzung einer deutschen Tradition, da der Herausgeber selbst geborener Österreicher ist; aber es war ein *fait accompli*, daß Hölderlin während des Krieges im Originaltext in England herausgebracht wurde. Diese Ausgabe, sehr günstig aufgenommen, rief eine erstaunlich große Anzahl von Besprechungen hervor⁴, und regte sicherlich auch die Hölderlin-Verehrer zu

¹ 'A Non-Nazi German' in *The Times Literary Supplement* June 5, 1943 p. 271.

² Ronald Peacock, *Hölderlin*, London [1938]. Agnes Stansfield, *Hölderlin*, Manchester University Press 1944.

³ *Friedrich Hölderlin Gedichte Selected and Edited by A. Cloß* . . . London [1942] pp. 160.

⁴ Besprechungen erschienen unter anderen in: *New Statesman and Nation*, June 20, 1942; *Life and Letters Today*, September 1942; *Time and Tide* September 1942; *Dublin Review*, October 1942; *Scrutiny*, December 1942.

eifrigerem Studium und zu Übersetzungen seiner Werke an. Gleichzeitig lieferten die Arbeiten von Ronald Peacock und Agnes Stansfield literaturhistorisches, kritisches Material für eine immer größer werdende englische Leserschaft.

Es ist natürlich ein Irrtum, anzunehmen, daß jede Nation oder jedes Sprachgebiet — und hier handelt es sich um die englisch sprechenden Völker — eine eigene Anschauung und Auslegung literarischer Phänomene hat. Die Welt der Kunst wie der Gelehrten ist immer noch international genug, „eine Republik des Geistes“, daß die nationalen Scheidewände keine Grenzen für Ideen sein müssen. Es gibt wohl gewisse Gedankengänge über Hölderlin, die besonders aus einer Untersuchung des gesamten vorhandenen englischen Materials erschlossen werden könnte. Dies schließt aber nicht eine individuelle Interpretation aus, die sich auf die Studien ausländischer Literaturkritiker stützt. Es ist nichtsdestoweniger reizvoll zu versuchen festzustellen, ob die englisch sprechende Welt sich ein eigenes Bild von Hölderlin, soweit sie Hölderlin überhaupt wirklich kennt, gemacht hat, und wie dieses Bild aussieht.

Es gibt gewisse Auffassungen von Hölderlins Dichtung, die immer wieder auftauchen. In der englischen Literatur ergeben sich zwei nebeneinander bestehende Hölderlinbilder, die schon weiter oben angedeutet worden sind. Das eine ist das deutsche des 19. Jahrhunderts, das vor Norbert von Hellingraths Ausgabe der Werke allgemein übernommen wurde, eine Betrachtung, die hier als überholt abgelehnt werden kann. Das andere Hölderlinbild ist unmittelbar zeitgenössisch und weit verwickelter. Es ist vielleicht nur zeitlich bedingt. Es sind zum Teil folgende Elemente in ihm verwoben: Hölderlin als philosophischer Dichter, als Seher, als reiner Dichter, Hölderlins Spätgedichte als seine Höchstleistung und schließlich sein Wahnsinn als irgendwie direkt mit seiner künstlerischen Produktion verknüpft, das Pathologische in unmittelbarer Beziehung zu seiner Dichtkunst, einer Kunst, deren Ursprung wiederum durch das Pathologische erklärbar sei.

Aus solchen Elementen setzt sich auch das gegenwärtige deutsche Hölderlinbild zusammen. Insofern sie unabhängig vom deutschen kritischen Denken entstanden sind, dienen sie dazu, die deutsche Wertschätzung zu unterstützen. Inwiefern sie aber unabhängig von der deutschen Forschung sind oder sein können, ist schwer, wenn nicht unmöglich festzustellen. Die Auffassung von Hölderlin als einem „seer“ und „pure poet“ hat ihr Gegenstück in der gegenwärtigen deutschen Charakterisierung Hölderlins als eines „Sehers“ und „reinen Dichters“.

Der philosophische Gehalt von Hölderlins Werk ist auch von gewissen deutschen Kritikern betont worden, aber die englische Kritik hat mehr Gewicht darauf gelegt. Diese philosophische Interpretation ist letzten Endes die von Peacock und Stansfield.

Von der größten Bedeutung für das Verständnis Hölderlins im englischen Sprachgebiet ist zweifellos die kürzlich erfolgte Würdigung seiner Spätgedichte. Wie in Deutschland vor drei Jahrzehnten, zögerten die englischen Kritiker in den dreißiger Jahren die Spätgedichte überhaupt zu diskutieren oder zu beurteilen. Plötzlich kam eine Woge von Anerkennung. Die Wertschätzung, die sich lange nur auf 'Sonnenuntergang' und 'Hyperions Schicksalslied' bezog, erstreckt sich jetzt auch auf die reifen vollendeten Werke des Dichters: 'Brod und Wein', 'Patmos', und ähnliche elegische Dichtungen. Edwin Muir drängte schon 1923 auf Anerkennung von 'Patmos', aber erst allmählich stimmt die Kritik ihm bei¹. Fünfzehn Jahre später macht sich der Wandel der Einstellung zu Hölderlins Werk in Peacocks Buch und in späteren kritischen Abhandlungen bemerkbar. Jetzt scheint von allen Gedichten 'Patmos' die englischen Kritiker und Übersetzer am meisten zu interessieren. Michael Hamburger zum Beispiel schrieb 1943 über 'Patmos' als:²

„Hölderlin's consummate achievement; certainly no other poems of his, or of any author but Dante, has succeeded in bringing the divine so near to human understanding, or treated a sacred subject with such wisdom, with such genuine familiarity, and at the same time with due reverence.“

Im selben Jahr schrieb Stephen Spender, 'Patmos' sei „a poem of flashing and thundering genius“³.

Für beinahe alle englischen Kritiker ist Hölderlins Wahnsinn eine Quelle ständigen, wenn auch etwas morbiden Interesses gewesen. Fast jeder Kritiker fühlt sich verpflichtet, Hölderlins Schicksal auf Grund des Gedankeninhalts seiner Dichtung irgendwie zu erläutern. Solche Erklärungen, wenn auch noch so scharfsinnig durchgeführt, wirken

¹ cf. auch Muirs Aufsatz 'Hölderlin's Patmos' in *The European Quarterly* (von dem Muir der Redakteur war) Februar 1935, pp. 241—255, der eine Art *explication* des Gedichtes enthält. Muir wiederholte seinen Glauben an die Größe von 'Patmos' in seinem Aufsatz 'Hölderlin' in *New Verse Summer* 1938, pp. 13—16.

² *Poems of Hölderlin* translated by Michael Hamburger [London 1943] p. 69.

³ 'Hölderlin, Goethe and Germany' in *Horizon A Review of Literature and Art* VIII, Nr. 46, October 1943, p. 276.

doch vom Standpunkt der Psychologie des Anormalen etwas dilettantisch. Hölderlin's Madness ist Titel und Thema eines phantastischen Buches von einem englischen Dichter David Gascoyne, der seine eigenen Dichtungen mit Übersetzungen von Hölderlins Gedichten vermischt, angeblich Gedichte des geistesgestörten Hölderlin, obgleich auch 'Hälfte des Lebens', 'Hyperions Schicksalslied' und 'Patmos' eingeschlossen sind. Gascoyne, der ein außerordentliches Interesse an Hölderlins Umnachtung zeigt, charakterisiert seinen eigenen überrealistischen Standpunkt in der Einleitung und behauptet, daß Hölderlin

„was one of the most thorough-going of romantics, because he went mad, and madness is the logical development of romanticism; and he went beyond romanticism . . . and reaches into the future and the light“¹.

Im Jahre 1946 schrieb ein Harvard Psychologe über Hölderlin als den größten Schizophrenen². Vielleicht bedeutet diese Abhandlung eine Wendung zu einer wissenschaftlichen Haltung, die Hölderlin nur noch als psychopathischen Fall bewertet, aber es wird noch lange dauern, bis Literaturhistoriker mit dem Versuch aufhören werden, Hölderlins Wahnsinn durch seine Dichtung zu erklären³.

Im Gegensatz zu der allgemeinen Anerkennung Hölderlins heutzutage in Deutschland wird Hölderlin in England und Amerika von einem mehr oder weniger exklusiven Kreis Gebildeter, ja mehr noch von einer literarischen Clique, gelesen. Er gilt noch als „Entdeckung“ und als esoterisch. Er ist der Dichter der sogenannten und selbst ernannten Avantgarde der modernen Schule und der 'little magazines' (Literaturzeitschriften ohne größere Verbreitung, deren Auflagen klein sind). Man findet Hölderlin hier in seltsamer Gesellschaft. In diesen Kreisen wird Hölderlin häufig zugleich mit den Dichtern erwähnt, die en vogue bei den Avantgardisten sind, wie Rimbaud, Valéry, Trakl und

¹ David Gascoyne, *Hölderlin's Madness*, London [1938] p. 2.

² F. L. Wells, 'Hölderlin: Greatest of the "Schizophrenics"' in *The Journal of Abnormal and Social Psychology*, 41, Nr. 2, April, 1946, pp. 199 bis 206.

³ Eigentümlicherweise war C. G. Jungs Interesse für Hölderlin Ursache für die Verbreitung von einigen früheren Übersetzungen. Jungs Werk erschien 1916 auf Englisch als *Psychology of the Unconscious A Study of the Transformations and Symbolisms of the Libido A Contribution to the History of the Evolution of Thought*.. translated by Beatrice M. Hinkle, M. D. . . . New York, 1916. Es enthält Übersetzungen von 'An eine Rose', 'An die Natur', 'Palinodie', 'Empedokles', 'Wohl geh' ich täglich', 'Achill', einem Teil von 'Patmos' und einem Teil von *Hyperion*.

Kafka. Übersetzungen von Hölderlin sind darum in weniger bekannten Zeitschriften erschienen, besonders in solchen, die von Gruppen obengenannter moderner Schriftsteller und Kritiker, die ein gemeinsames Interesse verbindet, veröffentlicht werden. Übersetzungen von und Artikel über Hölderlin sind z. B. erschienen in *New Verse*, *The European Quarterly*, *Horizon*, *Quarterly Review of Literature*, *The Poetry Review* und *Translation* (London). Alle diese Zeitschriften haben eine verhältnismäßig geringe Verbreitung, obgleich gerade *Horizon* zur Zeit sehr einflußreich ist. Einige der führenden Geister dieser literarischen Kreise sind dieselben Dichter, die vorher als die Apostel Hölderlins der englisch sprechenden Welt erwähnt worden sind — Spender, Muir u. a. Im Augenblick zeigen neuere literarische Gruppen ein Interesse für Hölderlin und zwar solche, die sich erst die Spuren in der literarischen Welt verdienen müssen. Auf jeden Fall ist es erfreulich für den Beobachter der zeitgenössischen Literatur festzustellen, wie die jüngsten Dichter, z. B. Sidney Keyes (gest. 1943) und Geoffrey Grigson, das Werk Hölderlin aufnehmen. Die Avantgarde kommt jetzt selbständig zu Ergebnissen, zu denen deutsche Gelehrte und Kritiker vor einem Vierteljahrhundert gekommen waren — ja, noch weiter zurückgehend, wie die deutsche Avantgarde um die Jahrhundertwende. Die Frage, ob sich das Interesse für Hölderlin eines Tages über die kleineren literarischen Kreise hinaus erstrecken wird, kann vermutlich behauptet werden, aber wann eine solche Popularität aufkommen, und wie lange sie dauern wird, läßt sich im Augenblick unmöglich berechnen.

Warum haben nun moderne amerikanische und englische Kritiker und Dichter, literarische Cliquen und ernsthafte Schriftsteller der *little magazines* sich für Hölderlin bis jetzt interessiert, und was hat ihnen Hölderlins Leben und Werk nahegebracht? Äußere Gründe mögen darin gefunden werden, daß Hölderlins persönliches Schicksal bizarr war, daß er einen Sonderfall in der deutschen Literaturgeschichte darstellte, oder daß er von seiner eigenen Zeit so gründlich mißverstanden wurde. Ein Einblick in die verschiedenen Studien, die oben erwähnt worden sind, und in die Anmerkungen der Hölderlin-Übersetzer weisen jedoch auf tiefergehende Gründe.

Zunächst war Hölderlin eine große tragische Gestalt, ein Idealist in einer Welt bitterer Realität, die fern von der Idealwelt in des Dichters Seele lag, aber die trotzdem die Vision dieses Ideals nicht erdrücken konnte. In dieser Rolle wird Hölderlin zur Symbolgestalt, zu einem Spiegel intellektueller Aufrichtigkeit und des Strebens unserer eigenen

Zeit. Genau so scheint seine Geistesgestörtheit zumindest ein Symbol, wenn nicht tatsächlich die Konsequenz der Spannung zwischen Realem und Idealem, zwischen Leben und unerfüllter Hoffnung zu sein. Hölderlin ist das Beispiel eines heroischen Versuches, Ideale zu verwirklichen — Ideale, die auch uns noch als solche erscheinen —, und er ist auch ein Beispiel des tragischen Mißlingens dieses Versuches. Darum spricht er unsere Zeit an.

Zweitens ist Hölderlin ein Intellektueller und zwar in dem Sinne, in dem die englische Sprache diesen Ausdruck gegenwärtig gebraucht, d. h. ein Mann, der zu gewissen Zeiten mit dem Denker, dem Philosophen, dem Ästhetiker und mit dem unter der Grobheit und Roheit einer materialistischen und gedankenlosen Welt leidenden, empfindsamen Geist gleichzusetzen ist. Hölderlin ähnelt den repräsentativen Gestalten dieses Intellektualismus, die in verschiedenen unsere Zeit ausdrückenden Literaturwerken gefunden werden, deren Gefühlskraft und Empfindlichkeit weit über die des Durchschnittsmenschen gehen. Wenn Hölderlin Intellektueller und Ästhet, Neurotiker und auch ein Feinfühler war, so ist er doch mehr als das. Der dritte Grund für die Anziehungskraft, die er in unserer Zeit ausübt, liegt in dem positiven Faktor seines Enthusiasmus. Während er gewisse Eigentümlichkeiten mit den *fin-de-siècle* Gestalten teilt, die des reinen Ästheten oder des Dekadenten, so ist Hölderlin doch unvergleichbar in der Hingabe an sein künstlerisches Schaffen, in der Positivität seines Glaubens an die Kräfte des Lebens, an die Götter, die er versteht. Er repräsentiert einen positiven Glauben und eine Inspirationsquelle, die über die negativen Umstände seines äußeren Lebens hinausragen. Beim Lesen Hölderlins kann sich der moderne Intellektuelle Kraft holen, denn hier scheint ein Dichter zu sein, der fühlte und litt, und der die inneren Kräfte des Daseins verstand und zu einer positiven Philosophie gelangte.

Schließlich wird Hölderlin anerkannt als Meister der Poesie, als ein Schöpfer und Former der Sprache. Die modernen Dichter und Kritiker haben versucht, neue Formen für die Dichtkunst aufzustellen und die Abgegriffenheit der allgemeinen Ausdrucksweise zu vermeiden. Sie wollen schaffen und nicht reproduzieren, und sie wollen die von Sprache und Form auferlegten Fesseln brechen. Obgleich Hölderlin aus der klassischen Sphäre kommt, ist er radikal. Er ist vielseitig in der Formkunst — besonders im *'Hypérion'*, der ein einzigartiges Kunstwerk ist. Seine Ausdrucksweise, seine Symbole, seine Beschreibungen sind von einer Kühnheit, einer Originalität, die die Zeit überdauern und gerade heute Gültigkeit haben.

Hölderlins Dichtung hat verschiedene Übersetzer in den vergangenen Jahren gefunden, die die eigenartige Kraft und Schönheit seines Werkes erkannten und verstanden. Obgleich nicht erwartet werden kann, daß eine Übersetzung die Gewalt seiner Sprache wiedergibt, oder seine Beherrschung der Sprachfeinheiten oder selbst die Besonderheit seines Wortschatzes, so sind solche Übersetzungen doch der bestmögliche Schlüssel zur Erschließung seiner Werke für alle die, die Deutsch gar nicht oder nur mit Schwierigkeit lesen können. Wesentlich mehr Übersetzungsarbeit ist in England als in Amerika geleistet worden. Zu den besten Übersetzungen gehört sicherlich der kleine Gedichtband, der von dem amerikanischen Dichter Frederic Prokosch 1943 herausgegeben wurde¹. Prokosch vereint die Fähigkeiten eines Dichters mit der Liebe eines leidenschaftlichen Verehrers und gibt fünfzehn Gedichten von Hölderlin eine würdige Form im Englischen. Interessant ist festzustellen, welche Gedichte Prokosch aus dem Gesamtwerk, das ihm wohl bekannt war, zur Übersetzung und Herausgabe auswählte: 'An die Natur', 'Ehmals und jetzt', 'An die Parzen', 'Die Kürze', 'Sokrates und Alkibiades', 'Menschenbeifall', 'Sonnenuntergang', 'Der Mensch', 'Des Morgens', 'Da ich ein Knabe war', 'Hyperions Schiksaalslied', 'Abendphantasie', 'Andenken', 'Patmos' und 'Hälfte des Lebens'.

Als führende Übersetzungen werden die beiden Bände *Selected Poems of Friedrich Hölderlin Translated, with an introduction and notes by J. B. Leishman* (London 1944) und *Poems of Hölderlin translated by Michael Hamburger* (London 1943) angesehen. Beide Ausgaben, ebenso wie die von Prokosch, sind zweisprachig, eine Tatsache, die des Übersetzers Überzeugung widerspiegelt, daß der Leser Hölderlin im Original vor sich haben muß. Leishmans Übersetzung ist die dichterisch höhere Leistung, Hamburgers ist die wortgetreue Übertragung. Leishman versucht einen Einblick in die dichterische Meisterschaft Hölderlins zu verschaffen. Hamburger gibt einen nützlichen Schlüssel zum Inhalt der Gedichte. Beide Ausgaben sind mit einer ziemlich ausführlichen Einleitung versehen, die in sich selbst einen Teil der wichtigsten englischen Untersuchungen über Hölderlin darstellen. Leishman hat ferner gelehrte Anmerkungen zu den Gedichten im Geiste seiner scharfsinnigen Einleitung hinzugefügt. Leishman sowie Hamburger versuchen eine typische Auswahl der Gedichte zu geben. Das

¹ *Some Poems of Friedrich Hölderlin Translated by Frederic Prokosch* = 'The Poets of the Year' *New Directions*, Norfolk Connecticut [1943].

letzte von Leishman übersetzte Gedicht ist 'Brod und Wein', während Hamburger sich an 'Patmos' versucht, und an einigen Gedichten aus den Jahren von Hölderlins Umnachtung¹.

Während die Gedichte Bewunderer und Übersetzer fanden, ist *Hyperion* verhältnismäßig vernachlässigt worden. Die meisten Kritiker haben sich mit den Gedichten beschäftigt, und nur wenige haben dem *Hyperion* volle Beachtung geschenkt. Nur einige Seiten dieses Werkes sind ins Englische übersetzt². *Empedokles* ist im englischen Sprachgebiet sogar noch unbekannter, und hat bis jetzt keinen Übersetzer gefunden. Diese Werke erwarten noch ihren englischen Vermittler, der damit dem englisch sprechenden Publikum in der Zukunft einen großen Dienst erweisen wird³.

In der akademischen Welt war Hölderlin seit etwa 1900 bekannt — wie oben erwähnt — wenn auch nicht anerkannt. Nicht Viele beschäftigten sich damals mit Hölderlin, doch waren es ausgezeichnete Gelehrte, wie z. B. außer Montgomery und Robertson, die Professoren Friedrich Bruns und Julius Goebel. Die neueren Arbeiten von Ronald Peacock und Agnes Stansfield, die Abhandlungen von Stephen Spender, die Rezensionen von D. J. Enright sind dann auch auf Universitäten entstanden, wie überhaupt sich dort ein mehr aktives Interesse für Hölderlin jetzt bemerkbar macht. Dieses akademische wie das allgemeine Interesse für Hölderlin ist in England stets größer als in den Vereinigten Staaten gewesen. Infolgedessen ist die Forschungsarbeit,

¹ Leishman übersetzt 'Da ich ein Knabe war', 'Hyperions Schiksaalslied', 'Der Mensch', 'Heidelberg', 'Menschenbeifall', 'Buonaparte', 'An die Parzen', 'Sonnenuntergang', 'Empedokles', 'Des Morgens', 'Abendphantasie', 'Die Götter', 'Die Heimath', 'Lebenslauf', 'Mein Eigentum', 'An die Hoffnung', 'Die Liebe', 'Geh unter, schöne Sonne', 'Diotima' (Du schweigst und duldest), 'Der Abschied' (Dritte Fassung), 'Ermunterung' (Zweite Fassung), 'Der blinde Sänger', 'Hälfte des Lebens', 'Andenken', 'Reif sind, in Feuer getaucht', 'Menons Klage um Diotima', 'Brod und Wein', 'Wie wenn am Feiertage', und 'Der Rhein'.

² 'Hyperion to Bellarmin' übers. von C. F. Schreiber, in Frederick E. Pierce, Carl F. Schreiber, *Fiction and Fantasy of German Romance Selections from German Romantic Authors, 1790—1830, in English Translation*. New York 1927, pp. 367—371; Friedrich Hölderlin: from: *Hyperion (1797—99) Translated by Carol North Valhope [i. e. Olga Marx Perlzweig]* in *Twice a Year III—IV, 1939—1940*, pp. 174—176, Quellenangabe: 'Saemtliche Werke (Insel) pp. 579—583'.

³ Von Hölderlins philosophischen Schriften ist nichts übersetzt worden. Die 'Geschichte der schönen Künste unter den Griechen' ist jedoch abgedruckt in R. Hinton Thomas, *The Classical Ideal in German Literature 1755—1805 An Introduction and an Anthology*, Cambridge [1939] pp. 49—50.

die über Hölderlin in den Vereinigten Staaten geleistet worden ist, zahlenmäßig entsprechend geringer, jedoch ist die Anzahl der Doktor-dissertationen und Thesen für einen Magistergrad auf beiden Seiten des Atlantischen Meeres recht klein. Wahrscheinlich sind es kaum mehr als ein halbes Dutzend, denn den Kandidaten fehlte die Grundlage: das Seminar über den Dichter. Auch da gibt es bemerkenswerte Ausnahmen, wie das Hölderlin-Seminar von Karl Viëtor an der Harvard Universität. Mehrere halbpopuläre von Gelehrten geschriebene Artikel haben den löblichen Versuch gemacht, den englischen Lesern Hölderlin näherzubringen, zum Beispiel die Besprechungen von Enright in der Zeitschrift *Scrutiny*. Auch die Zahl der gelehrten Beiträge in Fachzeitschriften ist nicht groß, und manche von ihnen sind kaum von dauerndem Wert. Bei weitem der bedeutendste Aufsatz ist E. L. Stahls Essay *Hölderlin's Symbolism*, der 1943/44 zuerst in der *Modern Language Review* erschien.

So gibt es Gelehrte wie Dichter, die Hölderlin schätzen und davon überzeugt sind, daß er der modernen Welt eine Botschaft in Inhalt und Form bringt, und die darum sich bemühen, das gebildete Amerika und England auf ihn aufmerksam zu machen. Eine neue Generation soll mit Liebe zu Hölderlins Dichtkunst inspiriert werden und es soll dann für sie selbstverständlich sein, in Hölderlin einen großen Dichter zu sehen, der bekannt ist, wo man deutsche Dichtkunst, ja wo man Poesie überhaupt kennt.

(Abgeschlossen im Januar 1949)

DAS NEUESTE HÖLDERLIN-SCHRIFTTUM

1947—1948

VON

ADOLF BECK

Der heutige Bericht geht aus besonderen Gründen weiter als seine Vorgänger über das rein fachwissenschaftliche Schrifttum hinaus. Er muß gelegentlich in den Zeitraum des vorigen, der Anfang April 1948 abgeschlossen wurde (Die H.-Forschung in der Krise. 1945—1947. HJb. 1948/49, S. 211 ff.), zurückgreifen und einiges nachbringen, was nach dem Jahr des Erscheinens dorthin gehört. Die unliebsame Verzahnung möge mit der Mißlichkeit der Verhältnisse im Verlags- und Buchhandelswesen bis zur Währungsreform entschuldigt werden.

Angezeigt oder besprochen werden heute folgende Schriften in folgender Reihe:

- (1) Hans R u p é, Hölderlin. In: *Divertimenti*. München: Rinn 1948, S. 14—25.
- (2) Rudolf B a y r, Essays über Dichtung. Wien: A. Sexl 1947, S. 51—55; 59—65.
- (3) Rudolf K. G o l d s c h m i t - J e n t n e r, Die Begegnung mit dem Genius. 51.—70. Ts. Hamburg: Wegner 1946, S. 196—213.
- (4) Ernst E m m e r t, 'Zum Fall Hölderlin'. In: *Die Zeitwende* 19. Jg. H. 8/9, Febr./März 1948, S. 572—574.
- (5) L e e v a n D o v s k i, Genie und Eros. Olten-Bern: Delphi-Verlag 1947, S. 147—163.
- (6) Adolf v o n G r o l m a n, Europäische Dichterprofile. 1. Reihe 1—8. Düsseldorf: Bastion-Verlag 1947, S. 64—77.
- (7) Georg S c h m i d g a l l, Die Französische Revolution im Stift und die Tübinger Studentenschaft. Das Stammbuch des C. F. Hiller. In: *Tübinger Blätter*, 35. Jg. 1946/47, Tüb. 1948, S. 37—48.
- (8) Johann Ludwig D ö d e r l e i n, Neue Hegel-Dokumente. In: *Zs. f. Relig.-u. Geistesgesch.*, 1. Jg. 1948 H. 1, S. 2—18.
- (9) J. B. L e i s h m a n, Fr. Hölderlin, Selected Poems. Translated, with an Introduction and Notes. London: Hogarth Press 1944. 133 S., davon S. 9—44 Introduction., S. 118—133 Notes.
- (10) E. S t ü b l e r, Joh. Heinr. Ferd. v. Autenrieth, 1772—1835, Prof. der Medizin und Kanzler der Univ. Tübingen. Stuttg.: Aug. Schröder 1948. 128 S.
- (11) Hölderlin. Hrsg. und eingeleitet von Ernst M ü l l e r. 2 Bde. Stuttg.: W. Kohlhammer 1948. Bd. 1 S. 7—131: Einleitung.
- (12) Fritz S t r i c h, Zu Hölderlins Gedächtnis. Rede . . . 1943. In: *Der Dichter und die Zeit*. Bern: A. Francke AG. 1947, S. 255—270.
- (13) Wilhelm M i c h e l, Hölderlin und der deutsche Geist. Stuttgart: Ernst Klett, 1947. 76 S. (Ankerbücherei. Neudruck.)
- (14) Schiller und die Romantiker. Briefe und Dokumente. Hrsg. und eingel. von Hans Heinrich B o r c h e r d t. Stuttg.: Cotta 1948. 760 S. Darin S. 111—144 Ein-

leitung: Schiller und Hölderlin; S. 654—742 Dokumente. — Vorabdruck der Einleitung: Die Pforte 1. Jg. 1947 H. 3, S. 229—259.

(15) Walther Rehm, Brentano und Hölderlin. In: HJb. 1947, Tüb. 1948, S. 127 bis 178.

(16) Benno von Wiese, Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel. 2 Bde. Hamburg: Hoffmann & Campe 1948. — Bd. 2 S. 103—134: Hölderlins mythische Tragödie 'Der Tod des Empedokles' und ihre Beutung im Rahmen seines Zeitalters.

(17) Gustav Konrad, Hölderlin und das Christentum. (Studienbogen. Sprache und Literatur. Deutsche Reihe.) Minden: Lutzeyer 1947. 32 S.

(18) Friedr. Wilh. Wentzlauff-Eggebert, Die Bedeutung des Ursprungsgedankens für die Schicksalsauffassung in Hölderlins Jugendlyrik. Festschrift Kluckhohn-Schneider, Tübingen 1948, S. 299—316.

(19) Ders., Die Erfahrung von Ursprung und Schicksal in Hölderlins Lyrik. HJb. 1947, S. 90—126.

(20) Madeleine Tijdens-Plé, J. Chr. Fr. Hölderlin. Das Problem der Lebensüberschreitung in seinem Werke. Proefschrift Groningen 1949. Groningen: S. Oppenheim N. V. 1949. 132 S.

(21) Erik Wolf, Vom Wesen des Rechts in deutscher Dichtung. Hölderlin - Stifter - Hebel - Droste. Frankfurt: Klostermann 1946.

(22) Thea Drees, Hölderlins Bild von der Geschichte. In: Die Pforte 1. Jg. 1948 H. 8, S. 859—868.

(23) Hans-Georg Gadamer, Hölderlin und das Zukünftige. In: Beiträge zur geistigen Überlieferung. Godesberg: Küpper 1947, S. 53—85.

(24) J. H. W. Rosteutscher, Die Wiederkunft des Dionysos. Der naturmystische Irrationalismus in Deutschland. Bern: A. Francke AG. 1947. 266 S., davon S. 57—81: Hölderlin.

(25) Louis Wiesmann, Das Dionysische bei Hölderlin und den Romantikern. Basel 1948. 149 S. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur.)

(26) Arthur Häny, Hölderlins Titanenmythos. Zürich: Atlantis 1948. 118 S. (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte Nr. 2).

(27) Emil Staiger, Meisterwerke deutscher Sprache im 19. Jh. 2. erw. Aufl. Zürich: Atlantis 1948.

(28) Wolfgang Binder, Abschied und Wiederfinden. Hölderlins dichterische Gestaltung des Abschieds von Diotima. Festschrift Kluckhohn-Schneider, Tübingen 1948, S. 317—344.

(29) Robert Ulschöfer, Hölderlin: Des Morgens und Der gefesselte Strom. In: Der Deutschunterricht H. 2/3, Aug. 1948, S. 35—54.

(30) Leopold Liegler, Der gefesselte Strom und Ganymed. HJb. 1947, S. 62—77.

(31) Fr. Hölderlin, Heimkunft. (Hg. v. Fr. W. Wentzlauff-Eggebert.) Lindau: Jan Thorbecke 1948.

(32) August Closs, Die freien Rhythmen in der deutschen Lyrik. Bern: Francke AG. 1947. 198 S.

(33) HJb. 1947, Tübingen 1948. Die Beiträge zu diesem Jahrbuch werden hier nicht ausführlich besprochen, sondern nur (Nr. 15, 19 und 30) herangezogen, wo es der methodische Zusammenhang oder der Vergleich mit andern Arbeiten besonders nahelegt.

Mit der Fortsetzung des Hölderlin-Jahrbuchs nach vierjähriger Pause hat die wissenschaftliche Bemühung um Hölderlins Leben und Werk ihr zentrales Organ, die Verbreitung und Pflege seines geistigen Erbes ihren Mittelpunkt wiedergefunden. Es ist zu hoffen und ernstlich zu wünschen, daß dieses Jahrbuch immer kraftvoller dazu beitragen möge, das Bild unseres Dichters im Bewußtsein auch der breiteren Öffentlichkeit reinzuhalten und Zerrbilder praktisch wie moralisch unmöglich zu machen. Hölderlin, der Reine und Wehrlose, scheint unter den großen Dichtern der Deutschen auch der Vogelfreie zu sein. Ist es doch, als ob seine Wehrlosigkeit bis heute noch verhängnisvoll fortwirke. Das Rätsel seines Schicksals, der Trümmerzustand der biographischen Überlieferung, das Geheimnis seines Dichtertums verführen dazu, ihm Gewalt anzutun und dem Dunkel zu entreißen, was, wenn überhaupt, nur mit behutsamen Händen enthüllt werden kann. Wir lassen jedem ernsthaften Bemühen sein Recht. Auch dem einseitigen und dem außenseiterischen. Wir sprechen jedoch — und wir glauben damit einer Notwendigkeit zu gehorchen, so bedauerlich und unwürdig sie sein mag — wir sprechen dieses Lebensrecht gewissen sachunkundigen, verantwortungslosen und irreführenden Auslassungen ab, wie sie heut in Vorträgen und „Essays“ für die gebildete Öffentlichkeit als traurige Randerscheinungen des Hölderlin-Schrifttums, als unschönes Symptom unserer geistigen Lage, als Wucherpilze des „feuilletonistischen Zeitalters“ auftreten. Wir haben von Wert und Würde des Essays und der Volksbildung einen zu hohen Begriff, um nicht eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Wir lassen gerne den sprachlich gepflegten Versuch des unlängst verstorbenen Homer- und Sappho-Übersetzers Hans Rupé (Nr. 1) gelten. Wir lassen uns die aphoristischen Randbemerkungen Rudolf Bays (Nr. 2) zum späten Hölderlin und zu seinen Sophokles-Übertragungen gefallen. Wir lassen zur Not auch den weder durch Eleganz noch durch Originalität bestechenden, von Irrtümern nicht freien Essay von Rudolf K. Goldschmidt-Jentner über Hölderlin und Schiller (Nr. 3) hingehen. Wir bedenken die geistvoll pointierten Glossen Ernst Emmerts (Nr. 4), dessen tüchtige Dissertation über Hölderlin und die griechische Tragödie (Freiburg 1928) unvergessen ist, zu der Stellung des Dichters zwischen Christlichkeit und Säkularismus, dessen radikaler Repräsentant und dessen Überwinder zugleich er sein soll¹. Wir lehnen jedoch Darstel-

¹ Das „übermäßig gewissenhafte Leiden um Christus“, dessen Sänger Hölderlin für Emmert ist, war „zum großen Teil lediglich zeitbedingt“: bedingt durch die rationalistische, gemütlöse Stiftstheologie. Dies scheint uns der Radikalität, der

ungen Hölderlins ab wie diejenige, die sich in dem Buche mit dem anspruchsvollen Titel 'Genie und Eros' (Nr. 5) unter Kapitel verirrt hat, in denen eine handfeste oder abnorme Erotik und Sexualität zu behandeln war. Die Liebeserfahrung Hölderlins und ihren Einfluß auf seinen dichterischen Genius zu würdigen, dazu fehlen dem Verfasser mit dem durchsichtigen Pseudonym *LeevanDovskij* offenbar die Voraussetzungen, angefangen von den gründlichen biographischen Kenntnissen. Ballspiel mit psychoanalytischen Begriffen genügt hier nicht. Im Interesse der breiteren Öffentlichkeit, an die das Buch sich wendet, ist es zu bedauern, daß das intimste und diskreteste Problem in Hölderlins Leben und Schaffen so oberflächlich und unzulänglich behandelt ist.

Hier liegt Mangel an Wissen vor. Der Mann aber, der unter seinen acht 'Europäischen Dichterprofilen' dasjenige Hölderlins zu zeichnen und das „Geheimnis an ihm“ „ruhig und deutlich anzuschauen“ sich anheischig gemacht hat, hätte es besser wissen und können müssen. Wir meinen Adolf von *Grolman* (Nr. 6). Vor zwei Jahrzehnten hat er seinerseits in zwei Berichten¹ fruchtbare, z. T. noch heute beherzigenswerte Gedanken über mögliche und notwendige Wege der Hölderlinforschung ausgestreut. Wir schätzen diese Arbeiten. Aber hier steht die Reinheit unseres reinsten Dichterbildes, und dazu die Sauberkeit der Volksbildung in Frage. Hier gibt es notfalls keine Schonung, am allerwenigsten in einer Zeit der Besinnung, da nur heilige Nüchternheit des Geistes und des Wortes vor unsern großen Dichtern noch zu bestehen vermag. Und es ist ein Zerrbild, dieses Profil, das Grolman einem Publikum von Laien vorzeichnet, die nach nahrhaftem Brot des Geistes hungern und zu kritischer Nachprüfung weder Muße noch Mittel besitzen. Auf eine mehr als befremdliche Weise, mit ebenso unbewiesenen wie leicht widerlegbaren Aufstellungen geht Grolman dem „Geheimnis“ zu Leibe, das er im Leben und Schicksal Hölderlins schon früher gewittert hat. Man höre und staune: „Hier ist das Entscheidende am dichterischen Profil Hölderlins: daß er nicht den Menschen verantwortlich ist, sondern daß diese ihn schließlich für wahnsinnig erklären und sachte beseitigen, abseits in den Turm in Tübingen, wo Hölderlin noch vierzig Jahre für sich und außerhalb der Welt lebt und schafft, was keines Menschen Auge heute mehr lesen kann, da es bei

geistigen und geschichtlichen „Unbedingtheit“ der Fragestellung Hölderlins nicht gerecht zu werden. Vollzöge sich seine Auseinandersetzung wohl weniger gründlich zu anderer, zu unserer Zeit?

¹ Deutsche Vierteljs. 4 (1926) S. 564 ff.; Jb. d. Fr. Dt. Hochst. 1929, S. 59 ff.

einem Brande daselbst umkam. . . .“ Zu den dieses Geistesmordes Schuldigen gehörte in erster Linie Hölderlins Stiefbruder Carl Gok, der angeblich „hoher Kirchenbeamter“ war¹; auch „wer sonst um Hölderlin war, trachtete zu verhüllen und zu vertuschen; die alten Feindschaften von der Tübinger Stiftszeit [welche?] tobten sich schließlich ungehindert aus, und es ist ein Wunder, daß wenigstens noch so viel aus Hölderlins Spätzeit erhalten ist, sonst wäre Europas größter Dichter außerhalb jeder Ahnung der Späteren“. Mathilde Ludendorff rediviva, mit einem würdigen Gegenstück zur Beseitigung Schillers durch Goethe! Aus den biographischen Dokumenten geht unwiderleglich hervor, daß die Menschen vom Umgang des Kranken — von Conz über Waiblinger bis auf Christoph Schwab; von Geringeren zu schweigen — sich um die Papiere von seiner Hand sorglich angenommen, daß die Verwandten, die ihn zwar als Pflegebedürftigen finanziell etwas knapp, als Dichter aber durchaus pietätvoll gehalten haben, nach Hölderlins Tod seine Klausur genau inventarisiert, und daß der Brand von 1875 keinen Fetzen seines Nachlasses mehr zu verzehren gefunden hat. — Behauptungen wie die folgende: „Gott läßt seinen Sprecher einsam werden und schafft ihm dafür die einmalig ungeheure Freude, Deutschland verlassen und nach Frankreich, nach Bordeaux ziehen zu dürfen“, erfüllen uns mehr mit Schmerz als mit Entrüstung; es genügt, das Wort des Dichters selbst aus dem allbekanntesten Brief an Böhlendorff zu hören (H. V 321): „Ich bin jetzt voll Abschieds. Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Thränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich Lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und die Nahrungsnot nach Otaheiti triebe.“ Die Liebe und Entschlossenheit Hölderlins zu seinem Vaterlande ist gewachsen in dem Maß, in dem er sich von ihm verkannt fühlte.

Man verzeihe den Ton, der aus der Gepflogenheit dieser Berichte gefallen ist. Gehen wir von den Randerscheinungen zum ernstzunehmenden Schrifttum über!

Die *Umweltforschung* hat geraume Zeit im Argen gelegen und wird so manches aufzuholen haben. Gerade sie kann Wesentliches dazu beitragen, Legenden klar, und die Verhältnisse Hölderlins in den verschiedenen Perioden seines Lebens festzustellen. Gestützt auf Ma-

¹ Zum wahren Berufe Goks s. HJb. 1948/49, S. 34.

terialien des Hölderlin-Archivs und einen in ähnliche Richtung gehenden Beitrag des Rez. (Nr. 33), untersucht Georg Schmidgall (Nr. 7), der kenntnisreiche Tübinger Studentenhistoriker, das interessante und ergiebige Stammbuch von Hölderlins Studienfreund C. F. Hiller und sucht daraus einen ordensähnlichen, politisch bewegten Kreis zu erschließen. In der schwierigen Klärung solcher Verhältnisse liegt weiterhin eine Aufgabe der Zukunft. Ihre Lösung ist einerseits auf die geduldige Sammlung unscheinbaren Materials, andererseits auf scharfsinnige Kombination und Divination angewiesen, muß sich jedoch aller vorschnellen Konstruktion enthalten und immer das Flüchtige und Schattenhafte solcher studentischen Verbindungen am Ende des 18. Jahrhunderts bedenken.

Der Philosoph Johann Ludwig Döderlein (Nr. 8) ergänzt frühere Zeitungsnachrichten durch einen allgemeinen Bericht über den im Besitz seiner Familie befindlichen, sehr umfangreichen Briefnachlaß seines Vorfahren, des Tübinger Stiftlers, Jenaer Philosophen und bayrischen Zentralschulrates Immanuel Niethammer (1766—1848). Briefe, die nach Döderlein „neue und überraschende Einsichten in die Entstehung der idealistischen Spekulation und in das gegenseitig anregende Verhältnis, in dem sich die neue Philosophie zur Dichtung der Klassik und der Frühromantik befand, gewähren“. Was der Besitzer nach diesen allgemeinen Mitteilungen von seinen Schätzen vorläufig preisgibt — ein Brief Hegels an Niethammer vom 18. 7. 1822. und ein Brief von Niethammer an Hegels Witwe vom 12. 1. 1832 — ist eine Abschlagszahlung. Was sich für die Kenntnis der Umwelt Hölderlins und der philosophischen Bewegung im Stift, mit dem Niethammer in den ersten neunziger Jahren in reger Verbindung geblieben zu sein scheint, ergibt, darüber werden uns hoffentlich bald die wünschenswerten weitergreifenden Publikationen belehren. Aus dem Tagebuche Niethammers teilt Döderlein vorläufig ebenfalls nur den Vermerk über einen Abend im Sommer 1795 mit, wo sich in seinem Hause Fichte, Hölderlin und — Novalis trafen: „Viel über Religion gesprochen und über Offenbarung und daß für die Philosophie hier noch viele Fragen offen bleiben“. Ein Grundproblem der großen Stiftler: das Verhältnis der kritizistischen und idealistischen Philosophie zum Supranaturalismus und Biblizismus der Tübinger Schule, wurde also wohl in Jena weiter diskutiert und dabei der Primat der Philosophie gewahrt. Von einer persönlichen Begegnung der beiden Dichter, die dann die schöpferische Nacht in so verschiedener Weise rühmen sollten, war bisher nichts bekannt. Wie gerne wüßten wir, ob sich Hölderlin und Harden-

berg schon vor dem Abend bei Niethammer kennen gelernt haben, nach dem dann Hölderlin sehr bald heimwärts gereist sein muß!

Nur kurz sei hier auf die schon 1944 erschienene, uns erst jetzt zugänglich gewordene Ausgabe und Übersetzung ausgewählter Gedichte Hölderlins von dem englischen Gelehrten J. B. Leishman (Nr. 9) hingewiesen, dessen solide und ansprechende biographische Einleitung die umstrittene Frage nach der Wahrheit des bekannten Berichtes von Moritz Hartmann in ein neues Stadium bringt — eine Frage, die im nächsten Bande dieses Jahrbuches eigens geprüft werden soll. Die antiken Metren sind übrigens — ein in England seltener Versuch — von Leishman getreu und glücklich nachgebildet. Mittelbar ergibt einiges für Hölderlin die biographisch-medizingeschichtliche Arbeit von E. Stübler (Nr. 10) über den Kanzler von Autenrieth, der den Kranken bekanntlich nach der zweiten Rückkehr von Homburg, 1806/7, in seinem wenige Jahre zuvor — mit fünfzehn Betten in zwölf Zimmern! — eröffneten Klinikum behandelt hat — offenbar nach einer Methode, die sich kaum von der damals üblichen harten Behandlung Geisteskranker unterschied (S. 98 ff.) und durch die Autenriethsche Gesichtsmaske zur Bändigung der Tobsucht noch eine besondere Note bekam¹.

Die Ausgabe von Ernst Müller (Nr. 11), die in zwei Bänden das Wesentliche des dichterischen Werkes bringt und durch einen Briefband ergänzt werden soll, ist mit einer sachkundigen und griffsicheren, partienweise virtuos geschriebenen Einleitung versehen, die zwar zuweilen das Biographische fast allzusehr in den Hintergrund treten läßt, im ganzen aber dem wünschenswerten Typus einer solchen Einführung des Laien erfreulich nahe kommt und auch den Gelehrten durch wertvolle Zusammenfassungen anspricht. Beachtenswert die Erklärung der Flucht aus Jena (S. 34 f.); gesund, wie uns scheint, das einschränkende Urteil über die philosophischen Fragmente (S. 35). Die Auswahl aus der Jugendlyrik beruht auf kluger Beschränkung; die Anordnung der Gedichte, die das chronologische Grundprinzip öfters zugunsten einer Gruppierung nach formalen und inhalt-

¹ Die Bemerkung Stüblers (S. 52 Anm.), Autenrieth berichte nirgends etwas über Hölderlins Krankheit, ist dahin zu korrigieren, daß der Arzt in seinem, vom 31. 5. bis 23. 10. 1806 reichenden, Rezeptbuche vom 16. 9. bis zum 21. 10. eine Reihe von Rezepten für Hölderlin einträgt, die übrigens schon von Wilh. Lange (H. Eine Pathographie. Stuttg. 1909, S. 123 Anm. 2) veröffentlicht sind. Den letzten Eintrag vom 21. 10., der zum ersten Male „Spazierenghen“ verordnet, hat Lange übersehen. Eine Fortsetzung des Rezeptbuches, das jetzt im Besitz des Hölderlin-Archivs ist, hat sich bis heute nicht gefunden.

che n Gesichtspunkten durchbricht, will uns nicht immer ganz einleuchten.

Von sonstigen Gesamtwürdigungen sind nur die Gedächtnisrede Fritz Strichs (Nr. 12) aus dem Jahre 1943, die erst jetzt erschienen ist, und der Neudruck der bekannten Schrift 'Hölderlin und der deutsche Geist' von Wilhelm Michel aus dem Jahre 1924 (Nr. 13) zu nennen. Beide durchaus auf die Gegenwart bezogen, doch von ganz verschiedenen Stimmungen erfüllt. Die vornehm gepflegte Rede des Schweizer Literaturhistorikers, der Hölderlin als den geborenen Hymniker, als „Sänger der heiligen Mächte in einem unheiligen Volk“, als Bildner einer keineswegs artistischen, sondern religiösen Form der Dichtung aus Ehrfurcht feiert, klingt im Blick auf die Gegenwart trostlos aus und ist ganz auf den Grundton: Einsamkeit und Enttäuschung gestellt¹. Wie anders Michel! Der Neudruck seiner Schrift ist vielleicht weniger durch den Inhalt an sich und im ganzen, der hier nicht gewürdigt werden soll, gerechtfertigt als weil sie das überaus hohe Niveau der deutschen Geistigkeit nach dem ersten Zusammenbruch gegenwärtig macht und die Hoffnungsfreude, die damals die Besten und Besorgtesten unseres Volkes erfüllt und sich, wie etwa S. 61 zeigt, aufs schönste mit einer tiefen und ehrlichen Selbstbesinnung verbunden hat. Möchte diese — auch und nicht zuletzt Hölderlinsche — Hoffnungsfreude auch heute wieder Grund bekommen und den Weg unseres Geistes sichern!

In dem Gebiete der persönlichen und literarischen Beziehungen steht voran die neue Darstellung des Verhältnisses von Hölderlin und Schiller durch Hans Heinrich Borchardt (Nr. 14). Für Borchardt beruhen die Spannungen zwischen Schiller und der Romantik, die großenteils mit persönlichen Zusammenstößen anheben, weder auf einem Generationskonflikt noch auf einer „polaren geistesgeschichtlichen Antithese“; die Trennung vollzieht sich vielmehr auf einem gemeinsamen Grunde: das Sentimentalische, das Schiller in sich selbst aufzuheben strebt, übersteigern die Romantiker zum Subjektivistischen; füglich bekämpft Schiller in der neuen Richtung „jene auch ihm eigenen Tendenzen des deutschen Geistes, die gedanklich und künstlerisch zur gelösten Form führen“. Wieweit nun

¹ Die Stufen der Zukunftshoffnung Hölderlins scheinen uns bei Strich (S. 260) bedenklich verwirrt. Die Entwicklung der französischen Revolution hat für den Dichter nicht eigentlich eine Enttäuschung bedeutet. Der 'Archipelagus' ist vor dem Aufenthalt in Hauptwil, also auch vor den berühmten Briefen über die erhofften Wirkungen des Friedens von Lunéville (H. V 303 f. und 307 f.) geschrieben.

Hölderlin, der von der romantischen Ablehnung Schillers ganz frei war, zu den Romantikern zu rechnen sei, diese alte Streitfrage wollen wir ebensowenig aufrühren wie Borchardt selbst. Mit Recht schreibt er dem Verhältnis des Hyperion-Dichters zu seinem Landsmann eine persönliche Tragik zu, die demjenigen der Romantiker fehlt und die schließlich „an dem seelischen und geistigen Zusammenbruch Hölderlins Anteil“ bekommen sollte. Das Verdienst der Arbeit liegt einmal in der eigenartigen psychologischen Beleuchtung dieser zentralen Begegnung Hölderlins, zu der freilich im Einzelnen so manches zu bemerken sein wird, und ferner in der wortgetreuen und chronologischen, leider nicht vollständig gewordenen Darbietung der dokumentarischen Unterlagen, 104 an der Zahl, mit Einschluß der Gedichte, die Hölderlin zum Druck an Schiller sandte¹.

¹ Da die Sammlung der Dokumente ausdrücklich Vollständigkeit anstrebt (S. 759), sei hier kurz eine Liste der fehlenden Stücke nachgetragen, deren Aufnahme teils notwendig, teils wenigstens zur Abrundung erwünscht sein dürfte.

A. Beiläufige und unwesentliche Erwähnungen: Hölderlin an Nast, nach Ostern und vor Pfingsten 1788 (H. I 212 und 215); an die Mutter, vor Ostern 1794 (H. I 318); Charlotte von Kalb an Charlotte Schiller, Anf. 1795 (Ch. v. Schiller und ihre Freunde, 2. Bd. Stuttg. 1862, S. 223. Die Nrn. 16 und 17 bei Borchardt gehören übrigens, unmittelbar aneinander anschließend, zu einem und demselben Briefe; die unrechtmäßige Trennung des Textes ist durch Hell. VI 246 f. verschuldet); Schillers Disposition für die Horen 1795 (Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers S. 117); Honorarabrechnung Schillers mit Cotta für die Horen, 17. 5. 1798 (Vollmer, Schiller-Cotta S. 83); Sixt Gottlieb Kapf an Schiller, Stuttg. 30. 3. 1801 (Urlichs, Briefe an Schiller, Stuttg. 1877 S. 427).

B. Wesentliche Nachträge: Stäudlin an Schiller, 26. 10. 1793; Sinclair an Franz Wilh. Jung, 29. 10. 1793 (unveröff.); Charlotte von Kalb an Goethe, 3. 9. 1794 (Goethe-Jb. 13, 1892, S. 47 f.); die Briefe Ch. v. Kalbs an Schiller über Hölderlin (hrsg. v. Petersen, Jb. d. Goethe-Ges. 12, 1926, S. 104 ff.), die keinesfalls fehlen durften (s. den Text), insbesondere vom 18. 10. 1793, 10. 1. 1794, Aug./Sept. 1794, 25. 10. 1794, 9. 12. 1794; 14. 1. 1795; Ch. v. Kalb an Karoline Herder, 18. 6. 1794 (Klarman, Gesch. der Familie von Kalb, Erlangen 1902, S. 480; bei Hell. VI 246 irrtümlich an Herder gerichtet und in das Jahr 1795 gesetzt); Neue Bibl. der schönen Wissenschaften, 56. Bd., 1795, S. 341—343: ausführliche Rezension der Gedichte Hölderlins in Schillers Neuer Thalia, 4. Bdes 3. St.; Friedr. Ludw. Wilh. Meyer an Schiller, Berlin 26. 12. 1795 (Schwäb. Schillerverein, 27. und 28. Rech.-Bericht, Stuttg. 1925, S. 39); Böhlendorf an Schiller, Homburg 12. 6. 1799 und Jena 15. 7. 1799 (Urlichs, Briefe an Schiller S. 319 und 325). — Über die Vollständigkeit der Dokumente in den andern Kapiteln haben wir kein Urteil; als notwendig nachzutragen finden wir jedenfalls in dem Kapitel über Schiller und Sophie Mereau den Brief der Dichterin an Schiller vom 19. 1. 1796, der durch die am 17. 1. in Schillers Kalender vermerkte Übersendung des Musenalmanachs für das Jahr 1796 veranlaßt ist (Schwäb. Schillerverein, 25. Rech.-Bericht, Marb. 1921, S. 78 f.).

Knüpfung und Lösung des tragischen Problems Hölderlin-Schiller¹ muß wohl in der Tat, wie es Borchardt tut, in jenen verhängnisvollen und im Einzelnen noch so dunklen Jenaer Monaten des ersten Halbjahrs 1795 gesucht werden, die der Verfasser übrigens einmal, kaum zu Recht, „die glücklichste und freieste Periode seines Lebens“ nennt². Borchardt sieht auf seiten Hölderlins im Verkehr mit Schiller „von vornherein ein ausgeprägtes Minderwertigkeitsbewußtsein“ am Werk. In der Tat ist ein solches in den Briefen an Schiller unverkennbar, und es mit anderem Namen zu nennen wäre nur Beschönigung. Aber wie ist es zu verstehen und zu erklären bei einem Menschen, der, im gan-

¹ Sehr beachtenswert ist die Vermutung Borchardts über die Absichten, die Schiller mit Hölderlin in Jena hatte (S. 125). Dagegen waren die Bedingungen Cottas für den Druck des 'Hyperion' nicht eben, wie Borchardt (S. 116) meint, „sehr günstig“: das Honorar betrug ganze 100 Gulden.

² Mit dieser Beurteilung will es sich auch nicht wohl vertragen, wenn Borchardt (S. 125) meint, Hölderlin habe in Jena „durchaus isoliert“ gelebt. Das ist auch nur mit großen Einschränkungen richtig. In den anregenden Verkehr Hölderlins bei seinem lebenswürdigen Landsmann Niethammer haben wir vorhin einen Einblick bekommen. Vor allem schließt er in Jena die Lebensfreundschaft mit Sinclair, der ihn schon am 26. 3. 1795 seinen „Herzensfreund instar omnium“, sein „strahlendes lebenswürdiges Vorbild“ nennt (H. VI 251). Im einzelnen ist von der Lebensform und den Erlebnissen Hölderlins in Jena noch vieles dunkel, was wohl nur durch einen Lokaltermin und durch Auswertung der dortigen Universitätsakten aufzuhellen wäre. Der Dichter muß aber — darauf deuten mehrere Anzeichen hin — nähere Verbindung mindestens mit schwäbischen Landsleuten gehabt haben. Einer davon ist jener Camerer aus Sindelfingen, über den wir andernorts einiges mitteilen werden und von dem Hölderlin am 17. 2. 1797 seiner Schwester schreibt (H. II 401): „Er ist einer von den wenigen Menschen, die mich eigentlich kennen, und das ist ihm sehr leicht geworden, denn er sah mich in Jena fast alle Tage, an Leib und Seele im höchsten Negligée. Mir ist er durch diesen Umgang auf's ganze Leben lieb geworden.“ Welche gemeinsamen Erlebnisse Hölderlin mit dieser bekenntnishaften Andeutung im Auge hat, wissen wir nicht; jedenfalls aber weist schon diese Stelle die Auffassung Borchardts von einem isolierten Leben in gehörige Schranken. Zum mehr äußerlichen Umgang vgl. ferner die Erwähnung Hölderlins in dem jüngst aufgefundenen Tagebuch eines ungenannten jungen Naturwissenschaftlers aus Schwaben von einer Reise von Göttingen nach Leipzig. „Jena. d. 7. April. . . . Wir [der Schreiber und sein Freund Klemm, ebenfalls ein Schwabe] gingen gleich zu Cammerer, einen Sohn des Specials in Sindelfingen, der schon in Tübingen Medizin zu studieren anfing, und mit dem ich bald genauer bekant wurde, ich traf dort zugleich Hölderlin, . . . den ich schon vor einem Jahr in Erlangen kennen lernte. . . [Ich] lernte bei Tisch noch zwei Landsleute kennen, Weißert aus Heilbron, den Sohn des dasigen Rectors, und Mickel den Sohn eines Pfarrers aus (Lücke!) . . . Abends gingen wir auf die Rasenmühle, die gleich vor der Stadt außen ligt, wo sich Abends gewöhnlich die Pursche versamen, um zu tanzen.“

zen, eine glückliche Jugend und angeregte, erfolgreiche Bildungsjahre hinter sich hatte und sich nun auf gutem Wege zu dichterischen Erfolgen fühlen durfte? Ist es apriorisch, ohne konkreten Anlaß und Grund, ein Gefühl der Kleinheit und Armut gegenüber dem „kolossalischen Geiste“ Schillers? Dieses Gefühl der „Dürftigkeit“, über das nachher zu sprechen sein wird, mag mitgewirkt haben. Aber wie uns scheint, kommt anderes hinzu. Es ist schade, daß Borchardt die von Petersen herausgegebenen Briefe Charlotte von Kalbs an Schiller über Hölderlin¹ weder in seine Dokumentensammlung aufgenommen noch in seiner Skizze irgendwie verwertet hat. Wir können nicht umhin, aus diesen Urkunden, die auch sonst wenig bekannt zu sein scheinen², die entscheidenden Sätze zu zitieren. Noch im August oder September 1794 ist Charlotte des Lobes voll über den Erzieher ihres Sohnes; sie hat nur Eines an ihm auszusetzen:

Das einzige Wesen welches manchemal unzufrieden — mit Hdlin — ist — ist er selbst! . . . ich kenne — durch mich — ich hörte oft die Klagen über den Verlust oder nicht besiz des selbstständigen Glücks oder innern seyns.

Ende Oktober wird dann die latente Krise sichtbar:

. . . mich dünkt Hölderlin nimt zu wenig rüksicht — auf den Körper — Und denn den Muth die Hofnung. das Vertrauen an ihn selbst [nämlich den Zögling], dies nicht in ihn zu ersticken. ist äußerst nötig . . . Holderlin ist sehr empfindlich; lassen Sie sich also nicht merken daß ich etwas über diesen Gegenstand Ihnen schrieb, — ich vermuthe H. ist — etwas überspannt — u so sind auch vielleicht seine Forderungen an das Kind.

Am 9. Dezember — Hölderlin ist mit Fritz von Kalb inzwischen nach Jena gezogen — folgt dann geradezu ein Aufschrei der Mutter:

Es war so gleich bei Fritzens Abreise der Wille ms Mannes sogleich nach Weihnachten nach Jena zu kommen . . . und entweder Hölderlin länger mit Fritz in J. zu lassen — oder einen andern Lehrer zu wählen. — Vile Nachrichten melden mir aber die äuserst harte Behandlung welche mein Fritz von seinen Lehrer erdulden muß. — (Lassen Sie Hölderlin ich beschwöre Sie, nicht das mindeste merken daß ich davon unterrichtet bin. —) seine empfindlichkeit ist gränzen los — und mann meynt würlklich das eine Verworrenheit des Verstandes diesen Betragen zu grunde liegt; ich glaube daß so wohl dies — so wie alle Nachrichten — die mann mir gegeben hat sehr übertrieben ist. — Nochmahls bitte ich Sie daß er nichts erfahre. auch andere wünschen, daß er ja keinen Verdacht gegen Sie hege — neml. die es mir geschrieben haben.

¹ Siehe S. 155 Anm. 1.

² Böhm (I 124) und Michel (114 ff.), die Charlottens Briefe natürlich kennen, beschränken sich auf das Zitat einiger Stellen.

Am 14. Januar ist dann die Entscheidung gefallen:

.. Für Fritz war um seine unart physisch zu verhindern noch gar nichts gethan — den die Mittel können nur mit der Zeit würgen — übrigens war auch der Unterricht nicht so manchfaltig — und Bewegung und Zerstreung — oder aufsuchung und Vermehrung anderer Vorstellungen um diese zu verdrängen: — Ich that was in meinen Kräften war. — Aber es half nichts — Mismuth langeweile — beynahe Antipatien des Lehrers und Kindes machten dieses — täglich bössartiger — und wiederiger — ich bemerkte mit tiefen Schmerz die Leiden des guten H., und sagte ihm ich wolte nicht länger ihn in dieser Laage fesseln . . . H. halt dies Jahr für verlohren. . . Ich wünsche Herzlich daß Holderlins jetziger Aufenthalt für seine Zufriedenheit innere Bildung und behagen seiner äusern laage von den besten folgen sein möge. — Ihre Güte für ihn kann sehr viel thun. . . Und ruhe selbstgenügsamkeit — u stätigkeit werde doch endlich den Rastlosen! Er ist ein Rad welches schnell Läuft! — Er wünschte in Jena zu bleiben — Wenn er es klug anfängt so zweifle ich nicht daß es ihn gelingen kann.

Wir mögen von diesen vertraulichen Mitteilungen ebenso viel abziehen wie schon die besorgte Mutter von den Nachrichten, die sie aus Jena erhielt, abzog: sie bleiben trotzdem erschütternd. Es geht hier nicht um Schuld. Wir wußten schon aus Andeutungen Hölderlins in seinen Briefen¹, daß er mit einem Laster des Knaben zu kämpfen hatte — und bis zur Erschöpfung seiner Kräfte gekämpft hat — das auch einem erfahrenen Erzieher sein Geschäft verleiden kann. Viel wichtiger als die faktische ist für uns die psychologische Seite der Sache. Wichtig einmal, daß Hölderlin hier — zum erstenmal in seinem Leben, soviel uns bekannt ist — versagt, daß er die Nerven und damit den Kampf um das Kind verloren und schließlich in seiner Erschöpfung, ja Verzweiflung anscheinend zu Mitteln der Erziehung gegriffen hat, die ihm weder zu- noch anstanden. Wichtiger, daß er selbst — er, der ein Jahr zuvor mit den höchsten Anforderungen an sich selbst sein Geschäft als Erzieher angetreten hatte — nun das Bewußtsein dieses Versagens mit sich herumtragen mußte. Am wichtigsten aber wohl, daß er mit diesem Bewußtsein nach Jena kam — zu dem Manne, der ihm von allen Menschen am höchsten stand, der ihm die Hofmeisterstelle verschafft, den Charlotte von Kalb zum Vertrauten ihrer Nöte, er selbst im Frühjahr 1794² zum Zeugen seiner hochgespannten Erzieherideale gemacht hatte. Es ist eine alltägliche Erfahrung, wie beengend das Bewußtsein oder auch nur der Verdacht, ein anderer wisse von einer uns peinlichen Sache mehr als uns lieb ist, werden kann. Die Unbefangenheit schwindet dahin, der andere bekommt eine Art Macht über uns.

¹ H. II 304 f., 308 f.

² H. I 313.

Und nun gar in diesem Falle! Es gehört nicht eben viel psychologische Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie sich der gescheiterte Erzieher gegenüber seinem Meister und Richter gefühlt haben mag. Rückhaltlos verehend, warb er bei Schiller um Rückhaltlosigkeit des Vertrauens — und mußte doch das Gefühl haben, daß er letztlich auch Schiller enttäuscht und sich durchaus nicht als der „Mann“ bewährt habe, der zu werden er in seinem ersten Brief an diesen so sehnlich gewünscht hatte. Ob er sich über die peinliche Sache einmal offen mit ihm ausgesprochen und Erleichterung oder Absolution gesucht hat, wissen wir nicht. Schiller selbst hat sich vermutlich nach der Bitte Charlottens, Hölderlin zu schonen, gerichtet und sich nichts anmerken lassen. Aber wie hätte seine innere Einstellung von jenen Mitteilungen ganz unberührt bleiben sollen! Selbst wenn er noch so viel Verständnis zeigte und sich eines kritischen Urteils und aller praktischen Folgerungen enthielt, mußte sich die wohlwollende Aufmerksamkeit, die er für Hölderlins Begabung hatte, fortan mit einer prüfenden Wachsamkeit gegenüber der seelischen Verfassung seines Schützlings verbinden. Dieser aber war hochempfindlich für solche unwägbare Dinge des geselligen Verkehrs, für Blicke und Worte aus vermutetem Hintergrunde: wir kennen diese argwöhnische Empfindlichkeit am besten aus einigen Abschnitten des Fragmentes von 'Hyperions Jugend'¹, das sich qualvoll mit dem Komplex „Jena“ herumschlägt.

So möchten wir glauben, daß die peinliche Befangenheit, in der Hölderlin Schiller gegenübersteht, nicht schlechthin in dem Gefühl eines ihn vernichtenden Größenunterschiedes begründet sei, sondern ebensosehr, ganz konkret, in jenem Bewußtsein, als Erzieher versagt zu haben, und in dem Gedanken, Schiller wisse darum und könnte ihn deshalb mit andern Augen ansehen. Das pädagogische Fiasko, verbunden mit einer Erschöpfung der Nerven infolge der aufreibenden Acht auf den Knaben, hat, soviel wir sehen, Hölderlin den ersten „Knacks“ gegeben und dazu beigetragen, das Verhältnis zu Schiller zu belasten und zu verbiegen.

Wir glaubten an diesem dunklen Punkte seiner Bedeutung halber etwas länger verweilen zu dürfen. Auch andernorts bedarf die Auffassung Borcherdts, wie uns scheint, der Berichtigung. Gewiß ist die Bindung Hölderlins an Schiller eine solche der Liebe, besser gesagt: platonischer Eros in reinsten und höchster Form; aber wird diese Bindung nicht eher getrübt als geklärt, wenn wir sie psychoanalytisch als eine Art Ersatz deuten, dergestalt, „daß sich Hölderlins Liebeskräfte,

¹ H. II 514.

die in dieser Zeit an keine Mädchengestalt gebunden sind, auf Schiller richten“? Abwegig vollends, ja unmöglich scheint uns der Versuch, in gewissen Selbstgesprächen des Thalia-Fragmentes und der Erzählung von 'Hyperions Jugend' die erregten und ungerechten Vorwürfe des Helden gegen Melite-Diotima auf Schiller zu beziehen. Das ist doch wohl bedenklicher Biographismus. Abgesehen davon, daß wir nicht bestimmt wissen, ob in Waltershausen und Jena das Weibliche für Hölderlin eine größere Rolle gespielt hat oder nicht: es ist eben die gleiche Erlebniskraft und Erlebnisform, die damals, und auch späterhin, das Verhältnis zu Schiller und das — sei es fiktive, sei es reale — Verhältnis zur Frau bestimmt; hier wie dort erscheint sein Eros als — ebenfalls platonisches — Gefühl der „Dürftigkeit“, und es ist vergeblich und überflüssig, die eine Äußerung dieses Urgefühls, als Verdrängung oder Sublimierung, auf die andere zurückzuführen. Nicht umsonst wird am Eingang des Fragmentes von 'Hyperions Jugend' der platonische Mythos von Eros als dem Kind des Reichtums und der Armut erinnert.

Mit Recht verknüpft Borchardt Hölderlins Flucht aus Jena mit der Erschütterung durch den Tod Rosine Stäudlins, der Braut seines Freundes Neuffer in Stuttgart. Aber es scheint uns Vorsicht geboten in der Neigung, dieses Erlebnis als den Keim des Todesmotivs in dem werdenden Roman zu werten, derart, daß „für den Dichter des 'Hyperion' dieser Todesfall mit dem Ende der Diotima verschmilzt, . . . wodurch die noch unerlebte Diotimawelt erst Farbe und Anschaulichkeit erhält“. Das wäre eine merkwürdige Analogie zur Kristallisation von Goethes 'Werther' infolge der Nachricht von dem Freitod Jerusalems. Aber wir wissen nicht, ob Hölderlin damals, im Mai 1795, den Plan seines Romans schon so weit und klar entwickelt und sich mit dem Tod der Heldin so vertraut gemacht hat wie zwei oder drei Jahre später in den Gesprächen mit Diotima¹.

Die Auffassung Borchardts von dem Anteil, den Susette Gontard an der Entwicklung von Hölderlins Verhältnis zu Schiller gehabt haben soll, wäre, wenn richtig, hochbedeutsam. Sie beruht jedoch auf dem Mißverständnis einer Briefstelle. Wie bekannt, trug sich Hölderlin im Herbst 1799 mit dem Plane, von Homburg wieder nach Jena zu gehen. Borchardt findet es nun „befremdend, daß die Hölderlinliteratur bisher noch gar nicht in Erwägung gezogen hat, wie weit Susette Gontard auf Hölderlins Entschlüsse eingewirkt hat und wie sehr gerade von ihr die Spätphase in den Beziehungen zwischen Schiller und Höl-

¹ H. III 443.

derlin bestimmt worden ist“. Er kommt zu dem aufregenden Schlusse: „Susette Gontard hat im Herbst und Winter 1799 aus Eifersucht Hölderlins Übersiedlung nach Jena zu verhindern gesucht“ — wohlge-merkt: aus Eifersucht auf Schiller, von dem sie fühlte, daß er „die einzige männliche Liebe Hölderlins war“, und von dessen Macht sie eine Entfremdung, einen Verlust des Geliebten befürchtet haben soll. Damit wäre letzten Endes — Borchardt selbst spricht dies nicht aus — Diotima als die Eigensüchtige entlarvt, die im Ernstfall der Entscheidung ihre schönklingenden Worte von früher vergessen oder verraten hätte. Wie schrieb sie doch? „Wenn es seyn muß, daß wir dem Schicksaal zum Opfer werden, dann versprich mir Dich frey von mir zu machen und ganz zu leben wie es Dich noch glücklich machen, Du nach Deiner Erkenntniß Deine Pflichten für diese Welt am besten erfüllen kannst, und laß mein Bild kein Hinderniß seyn“¹. Wie steht es damit? Erstens: die vermeintlich neue Hypothese Borchardts ist schon von Rudolf K. Goldschmit-Jentner (Nr. 3, S. 206) ausgesprochen. Ferner: Susette war eifersüchtig, aber nicht auf Schiller, sondern auf Charlotte von Kalb, in deren Weimarer Mietshaus Schiller im Winter 1799/1800 ziehen wollte. Das ergibt sich eindeutig aus dem Wortlaut der beiden Briefe Susettens, auf den sich Borchardt stützt, besonders des zweiten, und ist schon von Karl Viëtor in seinen Erläuterungen² klargestellt. Susette hat vor Jena warnen zu müssen geglaubt, nicht weil sie von der Macht Schillers, sondern weil sie von dem Dunstkreise Charlottens für ihren Geliebten fürchtete. Damit erhebt sich freilich die Frage nach den Beziehungen zwischen Hölderlin und Charlotte von Kalb, die hier nicht auch noch besprochen werden kann. Wir wissen nicht, was der Dichter in den intimen Gesprächen mit Diotima von Charlotte erzählt hat. Jedenfalls aber zergeht im Licht der Wahrheit der Wolkenschatten, der durch Borchardts Darstellung auf Diotimas Liebe fallen muß. Daß die Liebende für Hölderlins und ihre eigene Seelenruhe den unruhigen Bannkreis Charlottens fürchtete — wer wollte ihr auch nur leise diese frauliche Schwäche, deren sie sich selbst bewußt ist, vorhalten! Daß sie damit für Hölderlin den Plan der

¹ Die Briefe der Diotima, Lpz. 1922, S. 24; H. VI 285.

² A. a. O. S. 73. — Viëtor selbst hat inzwischen gegen die Auffassung Borchardts, Frau Gontard sei auf Schiller eifersüchtig gewesen, den gleichen Einspruch wie der Rez. erhoben und auch die Behauptung Borchardts, Hölderlin habe in Jena isoliert gelebt, richtiggestellt (ZfdA. 82. Bd. 1948 S. 183 ff.). Der vorliegende Bericht war schon fertig, als Viëtors Kritik erschien. — Felix Stössinger hat in seiner „Diskussion mit Zeitschriften“ (Hölderlin zwischen den Göttern, in: Neue Schweizer Rundschau, Juni 1949, H. 2, S. 124 — 126) den Irrtum Borchardts kritiklos aufgegriffen.

Übersiedlung nach Jena kompliziert hat, ist sehr wohl möglich: Schiller jedenfalls und seine Macht über Hölderlin darf und muß in der besonnenen Abwägung dieser schwierigen Dinge aus dem Spiele bleiben.

Borcherdt kommt zu dem Ergebnis: „eine Reihe äußerer Umstände ballt sich vor dem lebensschwachen Hölderlin zu Bergen zusammen und führt zu einer 'Fluchtreise', die aus seiner unglücklichen Veranlagung heraus den ersten Krankheitsausbruch auslöst“. Wir möchten hier das Verhältnis von Ursache und Wirkung umgekehrt ansehen. Charlotte schreibt, wie schon zitiert, an Schiller: „mann meynt wirklich das eine Verworrenheit des Verstandes diesen Betragen zu grunde liegt . . .“. Chr. Th. Schwab notiert 1849 in Berlin eine Angabe Bettinas: „H. soll nach Bettina drei Anfälle von Wahnsinn vor dem eigentlichen Ausbruch gehabt haben“. Die Quelle kann nur Charlotte von Kalb sein. Die Angabe ist in dieser massiven Form unglaublich, aber wohl in Einklang zu bringen mit der behutsamen Annahme pathologischer „Schübe“. Um einen solchen Schub handelt es sich wohl im J. 1795. So glauben wir, wie gesagt, das Verhältnis von Ursache und Wirkung umkehren zu dürfen: nicht die Flucht aus Jena löste den ersten Krankheitsausbruch aus, sondern umgekehrt: ein erster starker pathologischer Schub führte bei Hölderlin um die Jahreswende 1794/95 zum nervlichen Zusammenbruch in seiner Erziehtätigkeit, im ersten Halbjahr 1795 zum Zusammenbruch seines ursprünglich guten und anregenden Verhältnisses zu seiner Umwelt in Jena, zum schizothymen Gefühl der Isolierung, und schließlich zu der überstürzten Flucht aus der eisigen Luft Jenas in die Geborgenheit des mütterlichen Hauses.

Den in einem früheren Forschungsbericht (Nr. 33) ausgesprochenen Wunsch, das Verhältnis der Romantiker zu Hölderlin möge künftig eingehender als bisher beleuchtet werden, hat im gleichen Augenblicke Walther Rehm (Nr. 15) erfüllt mit einer sehr feinsinnigen Untersuchung über Brentano und Hölderlin, die der schmalen stofflichen Basis reiche psychologische und geistesgeschichtliche Ergebnisse abgewinnt. Das Hölderlin-Erlebnis des Romantikers hat und behält immer seinen Mittelpunkt im Nacherleben der Nachtelegie, d. h. der ersten Strophe von 'Brot und Wein'. In diesem Zusammenhang erfährt besonders der Bekenntnisbrief an Luise Hensel vom Dezember 1816 eine fruchtbare Interpretation. Brentano eignet sich das dichterische Werk Hölderlins ganz lebensunmittelbar an; es „gab ihm die so oft und heiß ersehnte Möglichkeit, seinen traurig unstillen Geist, der nirgends aus dem Eigenen Ruhe gewann, an ein stärkeres, hochgewachsenes Dichterdasein anzulehnen“. Rehm ist in der Lage, den Hauptteil

einer vermutlich 1834 in der Altersliebe zu Emilie Linder entstandenen 'Fortsetzung von Hölderlins Nacht' mitzuteilen. Eine vollständige Veröffentlichung und kritische Kommentierung dieses eigenartig mißlungenen Produktes, besonders unter stilistischen Gesichtspunkten, ist wünschenswert.

Der im letzten Bericht¹ besprochene Versuch Benno von Wiese über Hölderlins „mythische Tragödie“ erhält jetzt ein besonderes Relief im Zusammenhang der Entwicklung der deutschen Tragödie von Lessing bis Hebbel (Nr. 16). Das bedeutende Buch, dessen kritische Besprechung aus dem Rahmen unseres Berichtes fallen würde, zeichnet diese Entwicklung auf dem Hintergrund des religiösen Problems der letzten zwei Jahrhunderte, als Auseinandersetzung mit Theozee und Nihilismus, als „Geschichte des zwischen Antike und Christentum gestellten abendländischen Glaubens, der im Tragischen seine ins Unauflösliche führende Bedrohung erfährt“. Die besondere Stellung Hölderlins in dieser Entwicklung liegt für Wiese darin, „daß er, aber ohne die christlich-katholische Bindung der Romantik, den religiösen Ursprung der Tragödie noch einmal mit wachem Bewußtsein ergriff und das Tragische einzig und allein aus dem Verhältnis des Menschen zu den Göttern herleitete“.

Auf dem Gebiet der Problem- und Motivgeschichte ist die Erörterung des Hauptproblems: Hölderlin und das Christentum, diesmal nur durch eine kleine Schrift von Gustav Konrad (Nr. 17) vertreten, die „nichts Endgültiges“ darstellen will, „sondern einen Versuch, den Gegenstand unter dem übergreifenden Blickpunkt der Geschichte zu betrachten“. Wir müssen daran zweifeln, ob dieser Versuch, der wenig klar und überlegen mit den Begriffen Geschichte und Mythos operiert, seinem Zweck als „Studienbogen“ gerecht wird². Das Problem jedenfalls scheint uns kaum gefördert. Wäre es nicht überhaupt ernstlich geraten, die Forschung ließe die Frage nach dem Verhältnis zu Christus und dem Christentum endlich eine Weile

¹ HJb. 1948/49, S. 225 f.

² Zum Stil und zur Sauberkeit der Sprache: S. 3 „eines sich protestantischer Theologie verschriebenen Menschen“; 4 „der philosophisch-theologischen Aura des Stifts, das Hölderlin im Kreise der Hegel und Schelling umfing“; 4 „In diesem Zusammenhang mag die Darstellung Böckmanns genannt sein, die das Problem 'Hölderlin und seine Götter' an die Grenze führt, die ihr mit der Frage des Christentums gesetzt ist, einer Grenze, die nicht Halt gebietet, sondern, geschichtlich betrachtet, Hölderlin als der Ort erscheinen mag, wo Christus in die Gemeinschaft der antiken Götter eingeht“; 4 „nach dem griechischen Ingredienz“; 21 „Christus entzieht sich für ihn des Vergleichs mit den antiken Göttern“.

ruhen und sich in der Stille abklären? Man verstehe diese Resignation nicht als eine grundsätzliche, sondern als eine zeitweilige. Alle Bemühungen der letzten Jahre haben kein klares, befriedigendes Ergebnis gezeitigt: gestehen wir uns endlich ein, daß dieses Problem als Tummelplatz subjektiver Stimmungen, theologischer Spekulationen und philologischer Exerzitien zu schade ist, und daß wir heute nicht den archimedischen Punkt kennen, von dem aus erfolgreich der Hebel angesetzt werden könnte. Klares Bescheiden und stilles Bedenken ist hier besser als geschäftige Voreiligkeit.

Friedrich Wilhelm Wenzlaff-Eggert sucht in zwei sich überschneidenden Aufsätzen (Nr. 18, 19) das Verhältnis von „Ursprung“ und „Schicksal“ als der immanenten und der transzendenten Macht zu bestimmen, „deren Zusammenspiel und Einheit das Leben und werkformende Gesetz bei Hölderlin“ bildet. Nach den Jugendjahren der Schicksallosigkeit und nach der Epoche der Jugendlyrik, die vom Gedanken der Unsterblichkeit und der dichterischen Berufung beherrscht ist, erfährt der Dichter in Tübingen das Schicksal als transzendent, später erst, im Erleben der Liebe, als immanente Macht, als „Wissen um das eigene Gesetz. Das Ewige, bisher von Hölderlin erfahren in der Liebe und in der Natur, wird jetzt begriffen im Ursprung“. Von dessen Erfahrung lebt das ganze späte Werk. So tritt vor allem in der Rheinymne¹ eine Schicksalsauffassung zutage, die Hölderlin ganz eigen und nicht zu verallgemeinern ist. Mag sein, daß wir hier etwas überdeutlich die Linien nachgezogen haben, die in der Darstellung des Verfassers zuweilen ein wenig verschwimmen. Wünschenswert wäre in der Tat eine schärfere Bestimmung und Abgrenzung des Begriffes „Ursprung“ gegen benachbarte und herkömmliche Begriffe wie: Individualität, das Ich, Reinheit, Stimme des Herzens, das Sittengebot, das Dämonische. Von hier aus wäre dann wohl die Frage nach dem idealistischen und dem möglichen mystischen Einschlag im Ursprungsgedanken Hölderlins zu stellen.

An einer gewissen Unschärfe der begrifflichen Grundlegung, dazu an einem gewissen Mangel an Griffsicherheit und Einheitlichkeit der Linienführung, leidet auch die Groninger Dissertation von Madeleine

¹ die der Vf. bedauerlicherweise als „Hymnenfragment“ bezeichnet (Nr. 18, S. 116). Als „Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinschen Werkes“ hat Hellingrath bekanntlich keineswegs die Diotimagedichte, sondern die späten Hymnen gekennzeichnet (S. 101). — Die Begegnung mit Luise Nast wird ins Jahr 1794 gesetzt, wegen des Briefes an die Mutter aus Waltershausen vom 1. 7. 1794, der sich aber auf Elise Lebret bezieht.

Tijdens-Plet (Nr. 20), die sonst als erfreuliches Zeichen wissenschaftlicher Beschäftigung mit Hölderlin in dem bisher gegen unsern Dichter recht zurückhaltenden Holland aufrichtig begrüßt werden darf. Es geht hier um Diesseitigkeit oder Jenseitigkeit des Lebenszieles bei dem Dichter und seinen Gestalten, um „immanenten“ oder „transzendenten Messianismus“¹, um Lebenserfüllung oder Lebensüberschreitung, und damit letztlich immer um ein Grundproblem Hölderlins, nämlich um das Problem der Aufhebung des dualistischen Denkens, worin das Sein in Wirklichkeit und Ideal aufgespalten ist, in dem Gefühl der Lebenstotalität und der umfassenden Immanenz. In vier Stufen sucht Frau Tijdens-Plet das Ringen Hölderlins um die Lösung dieses Problems sichtbar zu machen. Wir können hier nur stichwortartig referieren. Das dualistische Weltbild der Jugendstufe, die sich in den Tübinger Hymnen ausprägt, wird an deren Schluß überwunden durch die Idee der Schönheit und der Liebe als „Mittel zur Wiederherstellung der gebrochenen Lebenstotalität“. Auf der Hyperion-Stufe wird diese Lebenstotalität bei Diotima hergestellt durch den Tod als Lebenserweiterung, als stille Rücknahme des Ich in die ursprüngliche Einheit des Seins, bei dem Helden selbst durch „eine Versöhnung mit dem Leben ohne Lebensüberschreitung, eine auf dem innern Wege der Verwandlung erreichte Lebenserfüllung“. Allerdings bleibt sich die Verfasserin der Mehrdeutigkeit von Hyperions Verhalten am Schlusse des Romans bewußt. Auf der Empedokles-Stufe durchbricht der Held die Abgeschlossenheit gegen das unendliche Dasein; doch ist seine Lebensüberschreitung zugleich „ein pessimistisches Geständnis von der Unerreichbarkeit des Ideales der ästhetischen Lebenserweiterung“². In der späten Lyrik schließlich wird die „Sehnsucht ins All zurück“ von dem Wunsche nach einem sinnvollen „Bleiben im Leben“ abgelöst; die Lebensanschauung Hölderlins wandelt sich „allmählich in dem Sinne eines 'klassischen' Lobes des gesetzten, sinnigen Erdenlebens, das in einem mittelbaren Verhältnis zu Gott steht“. Nun erst kennt der Mensch Hölderlins „die Gefahr der Entgrenzung und ein eigentlich Entgrenzendes: den Tod“; er „wirft sich nicht mehr in die

¹ Begriffe des französischen Nietzsche-Epigonen Jules de Gaultier (*La sensibilité métaphysique*. 1924), die Frau Tijdens-Plet z. T. auf Hölderlin anwendet.

² Beachtenswert die Polemik der Vf. gegen die Auffassung, daß der 'Empedokles' ein bewußter Einspruch Hölderlins gegen die Fichtesche Bewußtseinslehre sei. Auch in dem Gedicht 'An die Natur' handelt es sich nach Frau Tijdens-Plet nicht „um eine weltanschauliche Erschütterung“ durch Fichte, sondern „ausschließlich um eine seelische Tiefstimmung“, „um die Urproblematik des Menschen, um den Verlust der Totalität des Daseins“.

todeslose Unendlichkeit des Weltalls“. Diese Hinweise scheinen uns besonders dankenswert und geeignet, die so oft vertretene Auffassung von dem späten Hölderlin als dem Dichter des „dichterischen“, unmittelbaren und ungesicherten Daseins zu ergänzen.

Die schon früher¹ besprochene tiefgreifende Untersuchung Erik W o l f s über 'Das Wesen des Rechts in der Dichtung Hölderlins' ist inzwischen, ergänzt und verbessert, zusammen mit drei Abhandlungen gleichen Themas über Stifter, Hebel und die Droste in Buchform veröffentlicht (Nr. 21). — Thea D r e e s gibt von ihrer ebenfalls schon besprochenen², leider noch nicht öffentlich erschienenen Arbeit über Hölderlins Bild von der Geschichte einen knappen Auszug (Nr. 22).

Vom Zeit- und Geschichtsbewußtsein Hölderlins geht auch die Betrachtung Hans-Georg G a d a m e r s über 'Hölderlin und das Zukünftige' (Nr. 23) aus. Sie läßt, trotz kluger und feinsinniger Details, für unser Gefühl den rechten, konkreten Ansatz- und Kristallisationspunkt vermissen und ist mehr gepflegte Reflexion als eingehende und fördernde Interpretation. Es scheint uns gewagt, von Hölderlin kategorisch zu erklären, der „Grund seines Wesens“ sei „bestimmt durch sein Geschichtsbewußtsein“. Soll dies für den ganzen, und nicht nur für den späten, Hölderlin gelten, so wäre sein mythisches Naturgefühl wohl nur zu deuten als Konsequenz jenes Geschichtsbewußtseins. Mit dem gleichen Rechte dürfte man behaupten, der Grund seines Wesens sei bestimmt durch eben dieses Naturgefühl, das dann erst sein besonderes Geschichtsbewußtsein und sein Bild des Zukünftigen zeitige. Die Bestimmung des Wesens der Nacht, in deren Umdeutung Hölderlin eine Sinnggebung der abendländischen Geschichte vollzieht, ist nicht eben neu; sehr beachtenswert dagegen die von Beißner abweichende Erklärung des späten Entwurfes zur Fortsetzung von 'Brot und Wein'. Die Ausführungen über den Titanenmythos, „in dessen Lichte sich dem Dichter die Deutung der Geschichte aus dem Zukünftigen vollendet“, sind beschattet und z. T. überholt von der eingehenden und ergebnisreichen Interpretation eben dieses Mythos durch Arthur Häny, auf die wir nachher zu sprechen kommen.

Ein ungewöhnlich wichtiges und aktuelles, vielseitiges und ergiebige Problem der deutschen Geistesgeschichte in den letzten zwei Jahrhunderten hat der in Deutschland und England ausgebildete Literaturhistoriker der Universität Kapstadt, J. H. W. R o s t e u t s c h e r (Nr. 24) in seinem Buch über die naturreligiösen Strömungen in

¹ HJb. 1947, S. 209 f.

² HJb. 1948/49, S. 220 ff.

Deutschland zwar sachlich angeschnitten, leider jedoch nicht erschöpfend, z. T. kaum recht befriedigend behandelt. Die deutsche Geisteswissenschaft muß das bedauern. Sie hätte gerne vom Ausland eine distanzierte, eindringliche Darstellung der Entwicklung des naturmystischen Irrationalismus und damit fördernde Aufklärung entgegengenommen über „eine fruchtbare und zugleich gefährliche Erscheinung des deutschen Geisteslebens, die durch ihre in die Tiefe und Breite gehende Wirksamkeit für die Form und das Schicksal deutschen Lebens von grundlegender Bedeutung gewesen ist und wohl auch weiter sein wird“. Auch wir sind uns der Gefährlichkeit des „Dionysismus“, schmerzlich genug, bewußt geworden. Wenn uns von Rosteutscher zwar manche Anregung und Aufhellung, aber nicht gültige Deutung des Phänomens zuteil wird, so trägt u. E. eine Hauptschuld daran die blinde Befangenheit des Verfassers in dem Kategorienkreis der Psychoanalyse — sowohl der kollektiv wie der individuell gerichteten — deren Begriffe er überall und fraglos als Schlüssel an die Erscheinungen der Soziologie, der Religions- und der Geistesgeschichte heranträgt. Wir unsererseits können — ohne einigen feingriffigen Arbeiten aus den Schweizer Psychologenschulen ihren bedeutenden Wert abzuspochen — nicht umhin, in dieser sklavischen Bindung an die Psychoanalyse eine große Gefahr dichtungsgeschichtlicher und geistesgeschichtlicher Forschung in der Gegenwart zu erblicken. Eine prinzipielle Auseinandersetzung wird auf die Dauer nicht ausbleiben können; vorläufig bestreiten wir der Psychoanalyse das Recht, eine Schlüsselstellung in der Geistes- und vor allem der Dichtungsgeschichte an sich zu reißen. Wir dürfen es allerdings Rosteutscher in diesem Zusammenhang zugute halten, daß er in einer Reihe von zwölf Kapiteln, denen ein etwas dünner und aphoristischer Abriß der Entstehung und der geistesgeschichtlichen Hintergründe des Irrationalismus zur Grundlage dient, als „die Jünger des neuen Dionysos“ nicht nur Dichter — von Hölderlin und Novalis über Wagner zu Hauptmann, George, Rilke und Thomas Mann — sondern auch Denker — von Schopenhauer über Bachofen und Nietzsche zu Freud und Klages — behandelt. Hier tritt jedoch u. E. der zweite Mangel des Buches zutage: trotz der stattlichen Gestaltenreihe ist dieser „naturmystische Irrationalismus“ zu wenig differenziert und Heterogenes in einen Topf gezwängt, dem das Siegel „Dionysos“ aufgeklebt wird. Dionysos ist es, der in der jüngsten Vergangenheit, nach einer Entwicklung von über 150 Jahren, aus dem Gebrodel des deutschen Geistes hervorging: „ein neuer, uralten Göttern, nach C. G. Jung's Ansicht am meisten Wotan verwandter Gott, der Gott des Stirb

und Werde, der schöpferischen Entwicklung und des heroischen Selbstopfers, ein dynamischer Gott, der im Blute wohnt und das eigene Wesen rein verkörpert und deswegen keine Kluft zwischen sich und dem Volke aufreißt, ein amoralischer Gott, wie ihn die stammverwandten Griechen kannten“.

In welch fragwürdiges Licht, in welch verhängnisvollen Zusammenhang tritt hier die große Entdeckung eines Herder von der stetigen Erneuerung des Lebens, sowie das panentheistische Naturgefühl des jungen und das Lebensgefühl des alten Goethe vom ewigen Stirb und Werde, sowie der Naturglaube eines Hölderlin! So gerne wir bereit sind, das vor allem von H. A. Korff begründete Bild des Irrationalismus der Goethezeit differenzieren zu lassen: wir müssen es ablehnen, das unvergängliche Geschenk, das diese Zeit nicht nur Deutschland, sondern der Welt gemacht hat: nämlich die großartige Anschauung der Immanenz des Göttlichen in der Natur, mit der Entartung und Verabsolutierung des Menschenbildes in der jüngsten Vergangenheit in einen unmittelbaren, z. T. kausalen Zusammenhang bringen zu lassen. Von dem Pantheismus und „Immanentismus“ der Goethezeit scheint uns noch lange kein direkter Weg zu dem Saint-Simonismus des 19. Jahrhunderts mit seiner Verabsolutierung des Fleisches und Triebes zu führen. Auch nicht zu dem Willen zur Macht eines Nietzsche. Und was Hölderlin betrifft, so ist sein Dionysos ein anderer Gott als der des 19. und des 20. Jahrhunderts. Gerade das Kapitel über Hölderlin, der bei Rosteutscher nach dem allgemeinen Überblick die Reihe der Einzelgestalten eröffnet — Goethe wird in der Einleitung immer nur beiläufig und mit einer spürbaren Vorsicht behandelt — ergeht sich Seite für Seite in einer Häufung von Zitaten, denen der rechte Mittelpunkt fehlt — soweit er nicht einfach in den „manisch-depressiven Charakter“ des Dichters gesetzt wird.

Weniger weit — stofflich und geistesgeschichtlich — als Rosteutscher spannt Louis Wiesmann, ein Schüler Walter Muschgs, seine sympathische Untersuchung über 'Das Dionysische bei Hölderlin und in der deutschen Romantik' (Nr. 25). Das Thema bot eine wertvolle Handhabe, das geistige Verhältnis des Hyperion-Dichters zur Romantik gründlich zu bestimmen, das Gemeinsame wie das Trennende herauszuarbeiten und damit einem, wie früher bemerkt, dringenden Anliegen Genüge zu tun. Fruchtbare Ansätze dazu sind denn auch da, besonders in den Vergleichen zwischen Hölderlin und Eichendorff, für die sich Wiesmann auf Martin Ninck (1928) stützen konnte. Zu einem wirklichen Strukturvergleich indessen, einer eindeutigen und

gültigen Abhebung Hölderlins von den romantischen Lyrikern kommt es nicht. Im Ganzen scheint uns auch diese Arbeit an einer spürbaren Läßlichkeit der Linienführung, und mehr noch an einer bedenklichen Schwäche und Unbestimmtheit der gerade hier so nötigen begrifflichen Grundlegung zu kranken. Der Verfasser geht weniger von Nietzsche als von Klages aus, will jedoch das Dionysische als „rein psychologische Erscheinung“ betrachten und setzt als seine beiden Pole: Ekstase und Versunkenheit, Gefühl des Vergehens im All und Gefühl des Versinkens im Ich. Was dann jedoch in der praktischen Analyse, mit einer Fülle von Belegen aus der Dichtung Hölderlins und der romantischen Lyriker, auch Goethes, als Symptom und Ausdruck dionysischen Erlebens angesprochen wird, scheint uns weniger ein komplexes Gebilde als vielmehr ein Bündel recht heterogener Elemente. Besonders müßte das Dionysische schärfer, als es S. 16 geschieht, in seinem Verhältnis zur Mystik bestimmt und dagegen abgegrenzt werden. Ähnliches gilt für das Verhältnis des Dionysischen zum Romantischen. Bei Eichendorff, auch noch bei Novalis, wird zwar die romantische Erscheinungsform des dionysischen Geistes gut gekennzeichnet; aber weithin wird doch, wenn auch unausgesprochen, das Romantische mit dem Dionysischen praktisch gleichgesetzt. Rosteutscher begreift die Wiederkunft des Dionysos richtig als eine zeitbedingte geistesgeschichtliche Erscheinung, verfällt aber in dem Versuch zu ihrer Deutung der Psychoanalyse; Wiesmann betrachtet das Dionysische mehr typologisch, als psychologische Erscheinung, sucht zum Schluß die Züge des „dionysischen Menschen“ zu zeichnen und enthält sich aller geistesgeschichtlichen Ableitung.

Bei Hölderlin beschränkt sich Wiesmann im großen Ganzen auf den 'Hyperion'. Seine Behandlung, im ersten Teile der Arbeit, hebt wesentliche Züge ans Licht; nur ist uns auch da zweifelhaft, ob alle diese Züge notwendig im Zeichen des Dionysischen gesehen werden müssen. Jedenfalls erfährt hier die Bildersprache des Romans, die weithin für den ganzen Hölderlin gültig ist, eine feinsinnige Analyse; in derjenigen der Rhythmik stützt sich Wiesmann auf die vortreffliche deskriptive Untersuchung Dietrich Seckels, versucht jedoch die vier Seckelschen Typen zu deuten und auf das Prinzip eines „dionysischen“ und eines „heroischen“ Rhythmus zurückzuführen. Der vorzüglichste Ausdruck des Dionysischen bei Hölderlin ist für Wiesmann jener „kosmische Liebesbezug“, dessen zarte Zeichen Emil Staiger so schön sichtbar gemacht hat. Bewegung und Belebung, Beseelung und Vergeistigung der Natur sind die Merkmale des dionysischen Erlebens bei Höl-

derlin. Sehr beachtenswert die daraus resultierenden Bemerkungen über die „Reinheit“ des Dichters, dessen dionysische Allsehnsucht, trotz jenes kosmischen Liebesbezuges, „des erotischen Einschlags und der eigentlich sinnlichen Glut entbehrt“ und sich damit von dem romantischen Erlebnis der Natur als einer magisch-sinnlichen, erotischen Macht wesentlich unterscheidet. Ebenso beachtenswert die Ausführungen über die Sinnesfunktionen bei Hölderlin, dessen „Gehör von gleicher Feinheit wie sein Körpergefühl“ ist, „während der Gesichts- und Farbensinn, abgesehen von einer großen Lichtempfindlichkeit, wenig entwickelt ist. Die Musikbilder . . . verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit, da sie noch so gut wie unerforscht sind“. Die Ausführung bleibt dann zwar recht dürftig, doch ist hier, wie uns scheint, ein sehr bedeutsames Thema angesprochen. Wie wenig gründlich hat sich die Forschung bisher um die sensuelle Anlage Hölderlins im ganzen gekümmert und um seine besondere Art von Sensibilität, seine hohe Empfindlichkeit für das Atmosphärische der Menschen, der Landschaft und der einzelnen Naturerscheinungen! Es scheint uns dringend notwendig, bald einmal behutsam diesen Dingen nachzugehen.

Während bei Wiesmann die Interpretation der Texte hinter die problem- und motivgeschichtliche Untersuchung zurücktritt, ist diese glücklich verbunden mit eindringlicher Exegese in der reifen Arbeit des Staiger-Schülers Arthur Häny (Nr. 26). Mit 'Hölderlins Titanenmythos' ist hier in bedeutsamer Weise eines der tiefsten Probleme behandelt, vor die sich der Dichter als religiöser Kündler gestellt sah. Es ist letztlich das Problem der Existenz des Bösen und damit das Problem der Theodizee angesichts eben dieser Existenz. Mit Recht also betont Häny den ontologischen Grund, aber auch die zeitgeschichtlichen Hintergründe des Titanenmythos bei Hölderlin: sie liegen in seiner Stellung zur französischen Revolution und in seiner späteren Entfremdung vom „Jakobinertum“. U. E. dürfte man in dieser Richtung noch weiter gehen, als es Häny in der knappen Skizze der Entwicklung des Titanenmotivs beim jungen und mittleren Hölderlin, die den Eingang der Arbeit bildet, tut: unverkennbar, wie uns scheint, sind im 'Hyperion', was später die Titanen, die Desperados um Alabanda, in denen Hölderlin — unbeschadet der Anlehnung an Gestalten und Motive des Trivialromans — Typen der revolutionär erregten Jugend seines Jahrzehnts festhält. Auch im Hauptteil wird diese interessante Linie nicht zu Ende geführt, wenn Häny zwar „nach lebendigen 'Titanenfürsten' im Gedichte“ Ausschau hält, aber schon bei Xerxes und den Persern im 'Archipelagus' Halt macht.

Die tiefgreifende Arbeit Walther Rehms über das Motiv des Abgrunds in seiner ontologischen und psychologischen Bedeutung bei Hölderlin¹, die Häny übergangen zu haben scheint, hätte vermutlich seiner Fragestellung, insbesondere der Deutung der „Wildnis“ in den späten Hymnen manche weitere Klärung gebracht. In der Auffassung von Hölderlins Verhältnis zu seiner Zeit berührt er sich manchenorts mit der Arbeit von Thea Drees über das Geschichtsbild unseres Dichters², ohne jedoch in ihre Überspitzung und Mißdeutung zu verfallen; er erkennt die Gleichheit des Ursprungs, aus dem der Titan und der Dichter aufbrechen, er erkennt aber auch den abgrundtiefen Gegensatz ihrer Stellung zum Weltganzen: „Der eine verneint, der andere bejaht die Fügung Gottes“.

Eigenen und, wie uns scheint, bedeutsamen Weg geht Häny in der Bestimmung des eigentlichen Wesens der Titanen beim späten Hölderlin. Diese bleiben die Abgefallenen; aber die herkömmliche, auch bei Hölderlin ursprünglich vorherrschende Vorstellung des Gigantischen und Luziferischen, wie überhaupt der Begriff der Größe tritt zurück: die Titanen sind der Inbegriff — im Bilde Hölderlins: die „Fürsten“ und Führer — der chaotisch wilden Toten- und Schattenwelt — „des gemeinen Alltags, worin der Dichter Hölderlin seiner ganzen Anlage nach nur einen Schatten des wahren Seins zu erblicken vermag“. Sie werden Symbol für „jegliche Frechheit des Alltags“, für das gott- und mittellose, atomisierte, „verfallende Dasein“, das unheimlich wuchernd alles Heilige utilitaristisch mißbraucht oder zerredet, das „sich absperrt gegen den Tod und die Dichtersprache zum Geschwätz erniedrigt“. Häny verfällt zwar zuweilen bedenklich der Neigung, des Dichters Worte aus ihrem Zusammenhang zu reißen und in s e i n e n Systemzusammenhang zu zwängen; im Ganzen jedoch überzeugt uns seine Deutung. Sie entspricht sehr wohl der Grundanschauung, der Entwicklung und der Zeitauffassung Hölderlins. Von hier aus kommt Häny zur Rekonstruktion eines zyklischen Geschichtsbildes, das er in der Symbolsprache des Dichters den „Gewitterzirkel“ nennt (57). Dieses Geschichtsbild ist allerdings tief pessimistisch. Die Titanen-Fragmente kennen kein Ende der Geschichte, wie es Thea Drees für Hölderlin annimmt; sie zeigen „mit aller Schärfe, wie unausrottbar das Böse ist“, und stellen „eindringlicher als je die Zeiten reiner Wahrheit in Frage“. So ist der Dichter von Verzweiflung heimgesucht: ihr Grund ist nicht der Sieg des Bösen an sich, wohl aber seine Unbesiegbarkeit.

¹ Hölderlin-Gedenkschrift 1943, S. 70 ff.

² S. HJb. 1948/49, S. 220 ff.

„Christi Leben und Tod empfand er als Vorbild seines eigenen Leidens und schrieb dem Gotte dieselbe Verstörung zu, die er selber erfahren hatte. Auch Christus wurde in Hölderlins Sinn von Titanen angefallen.“ Hier scheint uns in der Tat ein fruchtbarer Ansatz zur Antwort auf die Frage: Hölderlin und Christus zu liegen.

So lautet das Problem des Titanismus für den späten Hölderlin: „wie gelangt das verfallene Dasein aus seinem Fluch heraus?“ Um diese Frage bemühen sich im Kern die Titanenfragmente, deren sorgfältige Interpretation hier nicht im einzelnen verfolgt werden kann. Die Lösung verlegt Häny — ob mit vollem Rechte, ist uns nicht sicher — letztlich aus dem Metaphysischen ins Sittliche: in ein neues „Maß des Menschen“; er will dieses finden in der „reinen Freundlichkeit“, die der späteste Hölderlin in den von der „lieblichen Bläue“ anhebenden Versen feiert¹. —

Die Kunst der *I n t e r p r e t a t i o n*, die sich in der Schule Emil Staigers zu einer beachtlichen Höhe entwickelt, ist die Kunst der angewandten Literaturwissenschaft, d. h. der Ort, wo sich biographische Kenntnis, form- und stil-, motiv- und problemgeschichtliches Wissen, philosophische Begriffsbeherrschung, geistesgeschichtliche Einsicht, Formsinn und Stilgefühl im rechten Maß und Sinn verbinden, um die einzelne Dichtung als einmaliges Gebilde der Sprache zu erschließen

¹ Ob die Rekonstruktion des Baues der Madonnen-Hymne, die Häny von seinem Lehrer Emil Staiger (Hölderlin, Zürich 1944, 1. Bd. S. 342—347) übernimmt, beständig ist, wagen wir vor dem Erscheinen des 2. Bandes der Stuttgarter Ausgabe nicht zu entscheiden. — Ein Fragezeichen glauben wir setzen zu müssen hinter Häny's Deutung des Verses aus dem 'Empedokles': „Der Herr der Zeit, um seine Herrschaft bang“ (S. 26) sowie der Verse (bei H. IV 366): „es hasset die Rede . . .“ (S. 50 f.), und der Worte im Titanenfragment (H. IV 208): „Dann mögen sie rechnen mit Delphi“. — Bedauerlich die Überinterpretation der Lesart zu den vv. 47—52 des gleichen Fragmentes (H. IV 209 f.): „Wenn aber ist entzündet / Der geschäftige Tag / Und an der Kette, die / Den Blitz ableitet / Von der Stunde des Aufgangs / Himmlischer Tau glänzt . . .“. Häny umschreibt: „Wunderbar führt die Hymne die 'Stunde des Aufgangs' vor: die Kette des Gebirges, die nachts noch eben das reinigende Gewitter erduldet, glänzt nun von himmlischem Tau. Silberner Schmelz liegt über die Hänge gebreitet . . .“. Aber die Kette, die den Blitz ableitet und an der von der „Stunde des Aufgangs“, d. h. von der ersten Dämmerung her, noch himmlischer Tau glänzt, — diese Kette ist nichts anderes als ein gewöhnlicher Blitzableiter! Scheinbar prosaisch, — in Wahrheit ein schönes Beispiel für den magischen Realismus des späten Hölderlin, der die einfachsten Details aus der Wirklichkeit herausgreift und läßt mit einer ungeahnten Macht. Die Tauperlen an der Kette in der Morgenfrische: welch reines Bild! — Nicht umsonst hat Häny's Landsmann Kempter vermerkt, daß Hölderlins Brotherr in Hauptwil als einer der ersten den Blitzableiter eingeführt hatte (H. in Hauptwil S. 24 f.).

und das gefühlsmäßige Nacherleben zu reinem geistigem Verstehen zu läutern. Sie findet in den Gedichten Hölderlins einen dankbaren, aber auch einen höchst empfindlichen Gegenstand. Ein universeller, kontinuierlicher Kommentar zu diesen Gedichten in ihrer Gesamtheit ist ein Fernziel, das noch nicht so bald zu erreichen sein dürfte. Noch sind erst einzelne Stützpunkte geschaffen, nur wenige Stellen auf der weiten Fläche gleichsam mit Fähnchen besteckt. Die heutige Kunst des Interpretierens Hölderlinscher Gedichte scheint uns öfters an einer manirierten Modernität und Subjektivität zu leiden, von der die Dinge eher verwickelt als vereinfacht werden. Der Interpret muß den Willen zur Einfachheit und den Mut zur Unscheinbarkeit besitzen.

In der zweiten, erweiterten Auflage von Emil Staiger's 'Meisterwerken' (Nr. 27) sind die schon besprochenen¹ schönen Interpretationen der Gedichte 'Heidelberg' und 'Natur und Kunst' vermehrt um die schon zuvor erschienene Deutung des 'Chiron'. Wolfgang Binder (Nr. 28) behandelt mit dem ebenso feinen wie sicheren Griff, der sich für einen solchen Gegenstand gehört, die Gedichte, die Hölderlins Abschied von Diotima gestalten. Hier ist erfolgreich der Versuch einer zyklischen oder progressiven Interpretation gemacht, von den „epigrammatischen Oden“ der Frankfurter Zeit bis zu dem Gedichte 'Der Abschied', dessen Erklärung in den drei Fassungen den Höhepunkt des Ganzen bildet und u. E. zu den befriedigendsten, ergebnisreichsten Beispielen der Kunst des Interpretierens Hölderlinscher Gedichte in den letzten Jahren gehört. Die Dinge sind hier einfach gesehen und einfach gesagt, die leisen Abtönungen der einzelnen Gedichte gegeneinander sichtbar gemacht und so die im einzelnen unmerklichen, im ganzen unaufhaltsamen Schritte nachgezogen, die den Dichter allmählich dahin führen, das Abschiedserlebnis wirklich zu bewältigen, sich dem Leid als einem heiligen zu stellen und so die Gewißheit des Abschieds in die des Wiederfindens zu überführen. Besonders bemerkenswert und einer allgemeineren, auch andere Gedichte einbeziehenden Ausführungen wert scheinen uns die abschließenden grundsätzlichen Andeutungen über das Daseinsgefühl und Zeitbewußtsein, das den Diotima-Gedichten zugrunde liegt, über seinen charakteristischen Wandel in den drei Stufen, die das Abschiedserlebnis dichterisch durchmacht, und über die Dreiheit des lyrischen, des hymnischen und des elegischen Augenblicks bei Hölderlin.

Als Muster des Erklärens und Nahebringens lyrischer Gedichte im

¹ HJB 1947, S. 222.

Unterricht der höheren Schulen gedacht, aber auch dem Gelehrten wertvoll und dem Freund der Dichtung willkommen ist die methodisch sichere Interpretation zweier Gedichte durch Robert U l s h ö f e r (Nr. 29). Die Genese der Ode 'Des Morgens', die Beißner nachzog¹, läßt er bewußt außer Acht, um uns an das absolute Sprachgebilde heranzuführen. Wir hätten die feinsinnige Analyse ergänzend nur noch hinzuweisen auf die ungewöhnlich vielen Überflutungen von Vers und Strophe, sowie auf die Art, wie der Dichter in der ersten Strophe die Dinge der Natur durchgängig in der Einzahl und mit dem bestimmten Artikel nennt: ein Zeichen dafür, wie er das Bild verabsolutiert und den Leser nicht erst einführt, sondern ihn gleich als einen „Verständigten“ anspricht. — In der Behandlung der Ode 'Der gefesselte Strom' vortrefflich besonders die stilistische und rhythmische Analyse der Strophenfolge². Die spät-hölderlinische Entwicklung des 'Gefesselten Stromes' zum 'Ganymed', von der Ulshöfer bei seinem Zweck absehen kann, zeichnet Leopold L i e g l e r (Nr. 30) eindrucksvoll als „Beispiel für die Formprobleme der Hölderlinschen Oden-Überarbeitungen“ — ein Beispiel, das allerdings nur für die ganz späten, die 'Nachtgesänge', streng gültig sein kann. Liegler geht es nicht um das lyrische Erlebnis an sich, sondern nur „um den Nachweis der Sprachwerte“, der denn auch dank einer minutiös abwägenden Methode wohl gelungen ist. So wandelt sich die virtuos ausgeführte „Frühlingsmetapher“ zum „Lied vom Erdenwandel eines Genius“ und damit zum Ausdruck des „tragischsten aller Kontraste“. Man möchte wünschen, daß der Verfasser auf dieser sicher gewonnenen Grundlage weiter ausgegriffen und die neue Sprachgebärde der zweiten Fassung in den Zusammenhang der Geist- und Sprachwelt des späten Hölderlin hineingestellt hätte. Doch mag das einem weiteren Versuche vorbehalten bleiben³.

Der f o r m g e s c h i c h t l i c h e Abriß der Entwicklung des freien Rhythmus von August C l o s s, dem Germanisten der Universität

¹ Hölderlin-Gedenkschrift 1943, S. 240 ff.

² Ist in v. 4 in der Apposition „du, des Ozeans Sohn, des Titanenfreundes“ der Titan wirklich als die Sonne zu erklären, da die urgewaltige Kraft des Meeres „durch die Freundschaft des Sonnengottes erst entbunden wird“? Der erste Teil des Wortes „Titanenfreund“ ist doch wohl eher pluralisch zu verstehen: der Ozean als Freund der Titanen kennt ihre gewaltige Kraft, — der Strom scheint sie vergessen zu haben.

³ Das erläuternde Nachwort Fr. W. W e n t z l a f f - E g g e b e r t s (Nr. 31) zu dem Lindauer Druck der Elegie 'Heimkunft' umreißt die allgemeinen biographischen Voraussetzungen und würdigt vor allem den Gehalt im Rahmen der Spätdichtung.

Bristol (Nr. 32), dem England eine schon früher angezeigte¹ feinsinnige Auswahl aus Hölderlins Lyrik zu danken hat, macht nicht eben den Anspruch neuer Entdeckungen, bringt jedoch einen sehr nützlichen, sorglich abwägenden Überblick über den Stand der Frage nach Ursprung, Wesen und Entwicklung dieser lyrischen Form und würdigt dann die Kunst ihrer Hauptvertreter von Klopstock bis zu Stefan George: eine brauchbare Ergänzung zu der geistvollen Skizze Max Kommerells in seinen 'Gedanken über Gedichte'. —

Ein Forschungsabschnitt von zwei Jahren ist zu klein, als daß daraus untrüglich bestimmende Tendenzen der Wissenschaft abgelesen werden könnten. Die erfolgversprechende Richtung zur praktischen Interpretation hin, und die Notwendigkeit eines kontinuierlichen Kommentars sind oben, und auch schon früher, hervorgehoben worden. Diese zweite Aufgabe ließe sich wohl nur durch einen fruchtbaren Kreis gleichgestimmter Gelehrten bewältigen. Ein solcher Kommentar müßte von Untersuchungen über den Sprachgebrauch, über die Bildbereiche und Begriffskreise Hölderlins begleitet sein, wobei das für die Stuttgarter Ausgabe geplante Wörterbuch mit den im Archiv befindlichen Zettelsammlungen schon jetzt Dienste leisten könnte. Wünschenswert scheint uns im Augenblick vor allem, daß sich die Hölderlinforschung eine Weile von gewissen herkömmlichen Fragestellungen freimache, oder besser: daß sie versuche, die Hauptprobleme der Dichtung Hölderlins, die naturgemäß immer im Zielpunkt stehen müssen, weniger auf direkten als auf indirekten Wegen anzugehen: durch Behandlung gewisser Teilprobleme und Grundmotive, die doch jeweils in den Mittelpunkt führen könnten. Auf Einzelnes, wie das Motiv des Leides und der Reinheit, wurde schon oben hingewiesen. Besonders scheint es uns nötig, die sensuelle Anlage und die psychische Struktur Hölderlins neu zu untersuchen. Erst damit gewinnen wir die rechte Grundlage für das Verständnis seiner Stellung zur Wirklichkeit in Leben und Dichtung, sowie für seine Naturauffassung und sein Bild vom Wesen und Walten der Götter. Es müßte sich dabei wohl auch zeigen, in welchem Maße der Literarhistoriker das Recht und die Pflicht hat, die Bildersprache Hölderlins tiefenpsychologisch zu deuten. Auf die Dauer kommen wir um diese heikle Frage nicht herum. Möchten sich bald der Literarhistoriker und der Psychologe oder Psychiater, die bisher meistens jeder an seinem Strang gezogen haben, zusammenfinden, um in gemeinsamer Bemühung dieser ebenso schwierigen wie dringlichen, aber auch schönen Aufgabe gerecht zu werden.

¹ S. HJb. 1948/49, S. 214.

DAS HÖLDERLIN-ARCHIV 1948

VON
WILHELM HOFFMANN

Der Bericht über die beiden Jahre 1946 und 1947, der im April 1948 abgeschlossen wurde und mehr als ein Jahr später in diesem Jahrbuch für 1948 erschien, galt einer Zeit des Übergangs und Neubeginns. Das vom 1. April 1948 bis zum 31. März 1949 reichende folgende Jahr, über das diesmal in Kürze berichtet werden soll, brachte der Archiv-Arbeit durch die am 21. Juni 1948 erfolgte Währungsreform eine neue, lebensgefährliche Krise, andererseits aber durch die Normalisierung auf vielen Gebieten auch eine wesentliche Förderung.

Die Gründe für das Verbleiben des Archivs in Bebenhausen bestanden und bestehen fort: Der Raum- und Büchermangel in der Landesbibliothek, die Nähe und die Hilfsmittel der Universitätsbibliothek und die Anwesenheit der Mitarbeiter in Bebenhausen und Tübingen. Die Ausdehnung des Württembergisch-Hohenzollerschen Landtags im Kapfschen Bau des Schlosses machten einen erneuten Umzug in zwei Räume im Westflügel, die in dankenswerter Weise vom Bezirksbauamt Tübingen (Oberbaurat Rall) hergerichtet wurden, nötig. Er erfolgte am 3. Oktober 1948.

Mit der Währungsreform waren die Mittel des Verwaltungsausschusses der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe so zusammengeschmolzen, daß er keinen Weg sah, den Archivar, Dr. Walther Killy, zu hindern, ein an ihn ergangenes Angebot einer hauptamtlichen Assistentenstelle am Leibniz-Kolleg in Tübingen anzunehmen. Dank dem Entgegenkommen des Kollegs betreut Dr. Killy das Archiv seither nebenamtlich, im allgemeinen an einem Tag der Woche. Auch so wären aber die Mittel gegen Ende des Jahres 1948 erschöpft gewesen. Weder der Staat noch die Hölderlin-Gesellschaft waren in der Lage zu helfen. Da rettete uns Robert Boehringer-Genf zusammen mit einigen Freunden aus der Not. Ihm, der sich schon ein Jahr zuvor die Mitarbeiter der Landesbibliothek tief verpflichtet hatte, und den Herren Michael Stettler, Ludwig Stein, Werner Reinhart sei dafür aufrichtiger Dank auch an dieser Stelle gesagt. Einige Freunde aus Württemberg ergänzten

diese Hilfe, für die wir den Herren Walter Bauer, Robert Leicht, Hans Roser, Eugen Kauffmann, den Wielandwerken Ulm, der Firma Hohner-Trossingen und der Robert Bosch A. G. herzlich danken. Am Ende des Etat-Jahres waren dann auch die beiden Länder Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern wieder zu Bewilligungen in der Lage, so daß nunmehr die Weiterarbeit bis zum 31. März 1950 gesichert ist. Hierfür sei den beiden Herren Kult- und Finanzministern und ihren Mitarbeitern besonders gedankt.

Auf dem Gebiet der *H a n d s c h r i f t e n* brachte das Berichtsjahr keine neuen Entdeckungen. Dem Niethammer-Nachlaß konnten wir trotz intensiver Bemühungen nicht wesentlich näherkommen; von der Gräfin Adrienne de Bourgh erfuhren wir durch die freundliche Vermittlung von Professor R. Cheval, dem Leiter des Centre d'Etudes françaises in Tübingen, endlich die Anschrift, aber auch zugleich die Nachricht von ihrem vor kurzem erfolgten Tode. Soeben, im Mai 1949, konnte auf einer Versteigerung das seit langem bekannte Manskopfsche Stammbuch mit Einträgen von Hölderlin und der Familie Gontard erworben werden.

Gleichwohl kann die Nachforschung nach den Handschriften nicht als abgeschlossen gelten. Noch liegt in Wien die große Sammlung von Autographenkatalogen aus Stefan Zweigs Nachlaß, die einmal durchgesehen werden muß. Und wir glauben bestimmt, daß sich da und dort in privatem Besitz noch Handschriften Hölderlins befinden, deren Vergleichung für die Ausgabe von unschätzbarem Wert wäre.

Begann schon in der vorherigen Berichtszeit die Erwerbung von *D r u c k s c h r i f t e n* wieder leichter zu werden, so besserte sich diese Möglichkeit im vergangenen Jahr und vor allem seit der Währungsreform ganz wesentlich. Selbst lange und schmerzlich gesuchte Bücher wie Paul Böckmanns 'Hölderlin und seine Götter' oder die zweite Ausgabe der 'Deutschen Dichtung' von Stefan George und Karl Wolfskehl mit dem ersten Druck der Hymne 'Wie wenn am Feiertage' (1910) fanden jetzt den Weg ins Archiv, und mit ihnen noch viele ältere Werke, die der Spürsinn von Fräulein Maria Kohler entdeckte. Die Zahl der Neuerwerbungen betrug 225. Neben zahlreichen Stiftungen in- und ausländischer Verlage befinden sich darunter viele Werke, die alte und neue Freunde in verschiedenen Ländern dem Archiv teils schenkten, teils im Tausch vermittelten, so vor allem Professor Lothar Kempfer in Winterthur, der Leiter der dortigen Stadtbibliothek Dr. Dejung, Professor Paolo Quintela in Lissabon, Mme. Denise Naville in Paris, Professor Beaufret in Paris, Professor Peacock

in Manchester, Mlle. Lefebvre in Toulouse, Professor Schlagdenhauffen in Straßburg, Professor J. B. Leishman in Oxford. Wiederum erhielten wir zahlreiche Titel genannt von Mr. P. M. Mitchell-Harvard. Ältere Zeitschriftenaufsätze wurden fotokopiert, Dissertationen systematisch gesucht und solche, die nur in Maschinenschrift existieren, teilweise in Mikrofilm-Reproduktionen erworben. Der Literatur der letzten zehn Jahre wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die schon erwähnte Hilfe von Dr. Werner Reinhart ermöglichte einen vierwöchigen Aufenthalt von Fräulein Kohler an der Universitätsbibliothek in Basel zur Durchforschung der ausländischen Zeitschriften.

So konnte das Archiv auch in zahlreichen Fällen Auskünfte erteilen. Während des Wintersemesters 1948/49 arbeiteten regelmäßig einige Studenten im Archiv, die an einer Übung von Professor Friedrich Beißner über den Empedokles teilnahmen.

Die Arbeit an den **L e b e n s d o k u m e n t e n** durch Adolf Beck machte ebenfalls beträchtliche Fortschritte; es wird hierüber an anderer Stelle dieses Jahrbuchs berichtet.

Von der **H ö l d e r l i n - A u s g a b e** ist der Nachdruck des ersten Bandes der Großen und der Kleinen Ausgabe im Sommer 1948 erschienen. Während diese Zeilen geschrieben werden, ist der Apparat-Band des zweiten Bandes gesetzt; das dafür nötige Papier ist beschafft. Beide Halbbände sollen noch 1949 erscheinen.

Der Arbeitsausschuß hielt Sitzungen in Bebenhausen am 24. April, 2. August und 4. November 1948.

Mitarbeiter des Archivs waren in der Berichtszeit: Walther Killy (seit 1. Juli 1948 nebenamtlich), Irene Koschlig nebenamtlich bis 31. Dezember 1948, Maria Kohler.

Abgeschlossen im Mai 1949

BERICHT ÜBER DIE TÄTIGKEIT DER FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT

Im letzten Jahrbuch hatten wir berichtet, daß die Gesellschaft am Ende des ersten Jahres (1947) mit 1500 Mitgliedern in ihrem Bestand gesichert sei. Unsere Zuversicht war verfrüht; denn, wie überall, hat die Währungsreform auch uns schwere, noch nicht behobene Schäden zugefügt. Sie hat uns unser Vermögen, und, was wir weit mehr bedauern, etwa ein Drittel unserer Mitglieder gekostet, wovon eine ganze Reihe leider „stillschweigend“, ohne unsere verschiedenen Zuschriften zu beantworten, ausgetreten sind. Viele aber haben es auch aufrichtig bedauert, nicht länger Mitglied bleiben zu können, und hoffen, unter besseren Verhältnissen wieder beitreten zu können. Sie und die uns verbliebenen Mitglieder haben uns jedenfalls gezeigt, daß die Zugehörigkeit zur Gesellschaft und damit das Bekenntnis zu Hölderlins Sendung ihnen mehr als ein Augenblicksbedürfnis ist. Das gibt uns die innere Berechtigung, unsere Aufgabe unter den so erschwerten Umständen fortzuführen; denn gerade jetzt, da das Leben wieder ins Gleichgewicht zu kommen beginnt, wird die echte Bedeutung des Geistigen für die Menschen offenbar.

Mit dem Dank an die uns treu gebliebenen Mitglieder verbinden wir diesmal die noch dringendere Bitte, zu werben und uns neue Mitglieder zuzuführen. Die Gesellschaft bemüht sich nach Kräften, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Das System der ermäßigten Beiträge ist beibehalten, dafür sind die Verwaltungskosten erheblich gesenkt worden. Denn jeder Studentenbeitrag erfordert einen Zuschuß von etwa 2 DM, der von dem geringen Überschuß der ordentlichen Beiträge über den Selbstkostenpreis des Jahrbuchs abgeht. Von eben diesem Überschuß lebt aber auch die gesamte Verwaltung, denn unser Vermögen besteht, wie gesagt, nicht mehr. Die Lage ist also sehr schwierig. Einen weiteren wesentlichen Rückgang der Mitgliederzahl könnte die Gesellschaft nicht mehr tragen.

Die Revision der Buch- und Kassenführung nach der Währungsreform durch einen Buchprüfer hat keinen Anlaß zur Beanstandung gefunden; der Geschäftsführer wurde entlastet. — Im September 1948 konnte nach den größten Schwierigkeiten endlich der erste Band des

Jahrbuchs (Jahrgang 1947) an die Mitglieder verteilt werden. Der zweite Band (Jahrgang 1948/49) erschien im August 1949 als Jahresgabe für 1948. Für 1949 werden die Mitglieder noch in diesem Jahr den ersten Band einer neugegründeten Schriftenreihe erhalten, eine Facsimileveröffentlichung der dem Landgrafen von Homburg überreichten Handschrift der Hymne 'Patmos' mit einem Nachwort von Werner Kirchner. Für diese Schriftenreihe ist u. a. auch ein Bildwerk 'Hölderlin und seine Umwelt' vorgesehen. — Vorträge haben in Tübingen im Juni 1948 und im Januar 1949 stattgefunden. Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert, Lindau, sprach über 'Ursprung und Schicksal in Hölderlins Lyrik', Dr. Adolf Beck, Tübingen, über das Thema 'Vom Leben Hölderlins, aus der Werkstatt der Stuttgarter Ausgabe'. Im Mai 1949 sprach Theodor Loos in einem Rezitationsabend Oden, Stücke aus dem Hyperion und aus dem Empedokles. — Am 7. Juni 1948 trug der an Hölderlins Grab niedergelegte Kranz die Aufschrift: „Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher ist da der Geist“, am 20. März 1949: „Beruf ist mir's, zu rühmen Höhers“, am 7. Juni 1949: „Es macht Geister lebendig der Geist.“

Um Werbung im Ausland hat sich die Gesellschaft weiter bemüht. Eine ganze Reihe ausländischer Hölderlinforscher und -freunde sind beigetreten, werden auch nach und nach im Jahrbuch mit Beiträgen zu Wort kommen. In USA und in der Schweiz sind sogar eigene Landesgruppen im Entstehen, die von aufgeschlossener Bereitschaft zeugen, das Wort Hölderlins in dem abendländischen Raum, an den es sich richtet, zu hören.

Die Zweigstellen der Gesellschaft in deutschen Städten zu vermehren, hat uns die wirtschaftliche Lage bisher nicht gestattet. Um so dankbarer sind wir für die Betreuung unserer Mitglieder in Stuttgart und Heilbronn durch die Württembergische Bibliotheksgesellschaft und die Heilbronner Volkshochschule. In Heilbronn hat Herr Bezirksschulrat Leichtle sich um die Pflege Hölderlins die allergrößten Verdienste erworben. Zu Vorträgen und Rezitationsabenden, zu Aussprachen und gemeinsamen Interpretationen und zu Ausflügen nach den Hölderlingedenkstätten hat er immer wieder die Mitglieder der Gesellschaft und andere Hölderlinfreunde versammelt und so eine echte Hölderlingemeinde geschaffen, in der Geist und Buchstabe des Dichters in ungewöhnlichem Maße lebendig sind. Mit seinem plötzlichen Hinscheiden am 26. März 1949 haben wir einen unersetzlichen Verlust erlitten. Einige Sätze aus dem Beileidsschreiben der Gesellschaft an Frau Leichtle mögen hier ihre Stelle finden: „Mit hohem, unerschütterlichem Idealis-

mus, aufopferungsvoller Hingabe und unermüdlicher Arbeitskraft hat Ihr Herr Gemahl der Volksbildung gedient und sich dafür eingesetzt, das Werk Hölderlins den Menschen unserer Zeit nahezubringen und zu einer seelischen Kraftquelle werden zu lassen. Sein Wirken ist für unsere Gesellschaft geradezu vorbildlich gewesen und die Erinnerung daran wird als lebendiger Ansporn in uns weiter leben. Wir trauern um einen unserer Besten.“

Abgeschlossen im August 1949

W. Binder

BERICHT ÜBER DIE JAHRESVERSAMMLUNG DER FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT AM 19. UND 20. MÄRZ 1950 IN TÜBINGEN

Seit der Gründungsversammlung der Gesellschaft im Oktober 1946 hatte keine Mitgliederversammlung mehr stattgefunden. In der Not der Nachkriegsjahre konnte man den Mitgliedern die oft weite Reise nach Tübingen nicht zumuten. Zu Beginn dieses Jahres schienen sich die Verhältnisse jedoch so weit gefestigt zu haben, daß mit einer, wenn auch kleinen Zahl auswärtiger Mitglieder zu rechnen war. Hölderlins 180. Geburtstag, der 20. März 1950, bot den willkommenen Anlaß. Ende Februar ergingen an etwa 1000 Mitglieder Einladungen. 30 folgten ihnen von oft weit entfernten Städten wie Berlin, Flensburg, Hamburg, Köln u. a. Dazu kamen Mitglieder aus Tübingen und württembergischen Orten, so daß die Jahresversammlung etwa 120 Teilnehmer zählte.

Tübingen zeigte sich den Gästen im strahlenden Sonnenschein eines Vorfrühlingstages. Die Trauerweiden vor dem Hölderlinturm am Neckar schimmerten im ersten Grün, und allerlei Blühendes schmückte die verschiedenen Orte der Tagung.

Sie begann um 11 Uhr im Museum mit der Begrüßung durch den Präsidenten, Professor Dr. Paul Kluckhohn, und einem öffentlichen Festvortrag von Professor Dr. Friedrich Beißner 'Dichterberuf'. In eingehender Interpretation und künstlerisch gestaltendem Vortrag des

Gedichts erschloß er den Hörern Sinn und Form dieser hymnischen Ode, die dem glücklichen Stuttgarter Sommer vor 150 Jahren entwachsen von Hölderlins Erwachen zu seiner dichterischen Sendung auf der Höhe seines Lebens Zeugnis gibt. Würdig und festlich leitete die Vergewärtigung eines der wesentlichen Werke des Dichters den Tag ein.

Der Zweck der nun folgenden Mitgliederversammlung war es, von der Lage und der Arbeit der Gesellschaft zu berichten und den Mitgliedern Gelegenheit zur Aussprache zu geben. Zu Beginn gedachte die Versammlung der verstorbenen Mitglieder, insbesondere des Mitbegründers und Vorstandsmitglieds der Gesellschaft, Prof. Dr. Theodor Steinbüchels, des Intendanten Paul Smolny, der als Schöpfer der besten Bühnenbearbeitung des 'Empedokles' dem Beratenden Ausschuß angehört hat, des Bezirksschulrats Christian Leichtle, der als Leiter der Heilbronner Zweigstelle Hölderlins Wirkung unermüdlich gefördert und vertieft hat, und des Studienrats Dr. Fritz Rinck in Hameln, der junge Menschen, darunter Friedrich Beißner, zu Hölderlin geführt hat.

In seinem ausführlichen Tätigkeitsbericht sprach der Präsident zunächst von den Veröffentlichungen der Gesellschaft und dankte ihrem Verleger, Verlagsbuchhändler Hans Siebeck. Trotz großer Herstellungsschwierigkeiten in den Nachkriegsjahren war es möglich, für jedes Jahr eine Jahresgabe herauszubringen, sei es einen Band des Jahrbuchs oder, wie 1949 zum erstenmal, einen Band der 'Schriften der Friedrich Hölderlin Gesellschaft', das Facsimile der 'Patmos'-Handschrift. Diese Veröffentlichungen haben im In- und Ausland, bei Liebhabern und Forschern hohe Anerkennung gefunden. Wertvolle Beiträge für die kommenden Jahrbücher wie auch für die 'Schriften', unter anderen ein geplanter Bildband 'Hölderlin und seine Umwelt', der Bildnisse des Dichters, seiner Verwandten und Freunde, alte Stiche und neue Aufnahmen der Hölderlinstätten enthalten soll, bieten Stoffe genug für die künftigen Veröffentlichungen. Es ist in Aussicht genommen, etwa alle drei Jahre statt eines Jahrbuchbandes einen Band der 'Schriften' erscheinen zu lassen. Die Hölderlin-Forschung hat die Gesellschaft außerdem 1947 durch eine Zuwendung von 20 000.— RM an die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe unterstützt. Weitere direkte Zuschüsse waren seit der Währungsreform nicht möglich.

Auch die Pflege der Hölderlinstätten ist eine der Aufgaben der Gesellschaft. Zusammen mit der Stadt Tübingen, namentlich dem Leiter des Kulturamts Dr. Huber, ist das Hölderlinzimmer im Haus am Neckar zur Jahresversammlung neu gerichtet worden. Häßliche, weder

von Hölderlin noch aus der Zeit stammende Möbel sind beseitigt, die Überfülle der Bilder ist gelichtet, Wampers Hölderlinbüste — eine Leihgabe der Gesellschaft — schmückt als einzige den hellen Raum, dessen drei Fenster den Blick auf die grün bewegte Neckarfläche freigeben. Aus einem schlechten Museum ist eine würdige Gedenkstätte geworden. Es ist die Absicht, auch die übrigen Räume des Hauses allmählich für die Zwecke der Gesellschaft, des Hölderlin-Archivs und städtischer Sammlungen freizumachen.

Von den für den Sommer in Tübingen geplanten Veranstaltungen war sodann die Rede. Zweigstellen der Gesellschaft, die auch an anderen Orten Vorträge, Lesungen, gemeinsame Interpretationen u. a. veranstalten können, gab es bisher nur in Stuttgart und Heilbronn. Die Schwierigkeiten der offiziellen Gründung sind heute behoben, so daß auch an anderen Orten, wo Bereitschaft und eine genügende Anzahl von Mitgliedern vorhanden ist, Zweigstellen entstehen können.

Im zweiten Teil seines Berichts kam der Präsident auf die schweren wirtschaftlichen Sorgen zu sprechen, die die Gesellschaft infolge des starken Rückgangs der Mitgliederzahl seit der Währungsreform bedrücken und geradezu den Fortgang ihrer Arbeit in Frage stellen. Zwar besitzt sie immer noch unter Städten, Kreisverbänden und Ministerien wie unter Einzelpersonen einige Fördernde Mitglieder und Spender, die einen durch den ermäßigten Beitrag für Studenten entstehenden Verlust ausgleichen helfen und denen der besondere Dank gilt, aber ihre Zahl und die der ordentlichen Mitglieder reicht kaum mehr, um neben den Druckkosten der Jahresgaben die nötigsten, ohnehin schon erheblich gesenkten Verwaltungskosten zu bestreiten. Vor der Währungsreform hatte die Gesellschaft rund 1500 Mitglieder, den Beitrag für 1948 haben 1000 bezahlt, den für 1949 bisher nicht einmal 700. Viele haben sich abgemeldet, mehr noch sind stillschweigend, d. h. ohne unsere Mahnungen zu beantworten, ausgetreten. Selbst wenn sich die Mitgliederzahl noch auf etwa 800 erhöht, ist sie zu gering, um bei den sehr gestiegenen Herstellungskosten des Jahrbuchs die Weiterarbeit der Gesellschaft zu gewährleisten.

Der Kassenbericht des Geschäftsführers Dr. W. Binder erläuterte diese Lage durch Mitteilung der Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft seit der Währungsreform. Das bis zu diesem Zeitpunkt auf über 50 000 RM angewachsene Vermögen verschwand bei der Abwertung fast vollständig. Seitdem blieb zwar am Ende der Jahre jeweils ein gewisser Überschuß, aber er ist ständig gesunken. Von den 5551,50 DM, die sich bei der Jahresversammlung auf den Konten

befanden, sind 3000.— Beiträge für 1950, müssen also für die Bezahlung des Jahrbuchs aufbewahrt werden, 2000.— schuldet die Gesellschaft noch dem Verlag für die letzten 'Patmos'-Exemplare, so daß ihr Vermögen nur noch wenige hundert Mark beträgt, die sich durch die Kosten der Tagung — die Mitglieder hatten überall freien Zutritt — noch verringern. Professor Dr. Hugo Kuhn, Tübingen, ein Mitglied der Gesellschaft, hatte die Buchführung geprüft und in Ordnung befunden. Die Versammlung erteilte auf seinen Antrag dem Geschäftsführer die Entlastung.

Die folgende Diskussion brachte verschiedene Vorschläge zur Besserung der Lage. Öffentliche und private Werbung im Bekanntenkreis wurden als vordringliche Aufgabe bezeichnet, denn noch immer gibt es, namentlich in Norddeutschland, viele Freunde und Verehrer des Dichters, die sich der Gesellschaft gerne anschließen, wenn sie von ihrer Existenz wüßten. Einige Mitglieder erklärten sich bereit, Patenschaften für andere zu übernehmen, die sonst austreten müßten, wofür ihnen besonderer Dank gebührt. Um pünktliche Bezahlung des Jahresbeitrags wurde dringend gebeten. Die Versammlung beschloß einstimmig, ihn für 1950 und 1951 wie bisher auf je 10.— DM für ordentliche Mitglieder festzusetzen und die Einrichtung der ermäßigten Beiträge für Studenten und in der Berufsvorbereitung stehende Personen (5.— DM) beizubehalten.

Ministerialrat Theophil Frey, der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, berichtete sodann über die Ausgabe, Professor Dr. Beißner, der Herausgeber, sprach über den Stand der Vorarbeiten. Mehrere Bände sind im Manuskript fertig oder nahezu fertig, der 2. Band (Gedichte nach 1800), zur Hälfte schon gesetzt, kann, wenn jahrelange äußere Schwierigkeiten vollends behoben sind, noch 1950 erscheinen. Die Versammlung war sich darüber einig, daß alles getan werden muß, um die Beendigung der Ausgabe wirtschaftlich zu sichern.

In den anschließenden Wahlen wurden für zwei ausgeschiedene Mitglieder Oberbürgermeister Theodor Pfizer, Ulm, ad personam und Professor Dr. Paul Böckmann, Heidelberg, in den Vorstand gewählt, so daß dieser jetzt aus den Herren Kluckhohn, Beißner, Böckmann, Guardini, Hoffmann, Pfizer und Schmid besteht. Der Beratende Ausschuß, dessen Amtszeit abgelaufen war, wurde wieder gewählt und um sieben Mitglieder vermehrt: Professor Dr. J. P. Angelloz, Paris, Professor Dr. Adolf Beck, Hamburg, Professor Dr. Peter Goebler, Tübingen, Oberstudiendirektor Dr. Erich Haag, Tübingen, Professor

Dr. Theodor Haering, Tübingen, Professor Dr. Lothar Kempfer, Winterthur und Verlagsbuchhändler Hans Siebeck, Tübingen.

Ein Telegramm an Bundespräsidenten Professor Dr. Theodor Heuß, der dem Beratenden Ausschuß angehört, enthielt die Grüße der Versammlung und die Bitte, der Gesellschaft weiterhin wohlwollende Teilnahme zu schenken.

Ein gemeinsames Mittagessen vereinigte nach der Versammlung eine große Zahl von Mitgliedern im Museum. Um 14³⁰ Uhr begann eine Sitzung des Vorstandes und des Beratenden Ausschusses, gleichzeitig führte Professor Dr. Beck die Mitglieder im Hölderlinturm. In der Vorstandssitzung übernahm Professor Beißner das Amt des stellvertretenden Präsidenten für Professor Guardini, der davon entbunden zu werden gebeten hatte. Die Aussprache des Beratenden Ausschusses brachte eine Reihe wichtiger Vorschläge und Anerbieten zur Besserung der finanziellen Lage. Man war sich darüber im klaren, daß zähe, anhaltende Einzelarbeit vonnöten sei, um den Mitgliederstand allmählich zu heben und neue Fördernde Mitglieder zu gewinnen, hielt es jedoch für durchaus möglich, die gegenwärtige Krise zu überwinden und im Laufe der nächsten Jahre die Zukunft der Gesellschaft zu sichern.

Um 4 Uhr trafen sich die Mitglieder im Evangelischen Stift, in dem Hölderlin ja entscheidende Jugendjahre verbracht hat. Stiftsephorus Professor Dr. Fezer führte und entwarf ein lebendiges Bild vom Leben jener Stiftergenerationen und den geistigen Spannungen, in denen sie zwischen Theologie, Kantischer Philosophie und den Ideen der französischen Revolution standen. Die Besucher spürten etwas vom genius loci und erfreuten sich an manchen Archivschätzen des Stifts wie Zeugnissen Hölderlins u. a.

Ein Omnibus und zur Verfügung gestellte Privatwagen brachten die Mitglieder dann nach dem im Schönbuch liegenden ehemaligen Zisterzienserkloster Bebenhausen, wo das Hölderlin-Archiv untergebracht ist. Im festlich geschmückten Archivzimmer begrüßte sie Bibliotheksdirektor Dr. Hoffmann. Der Leiter des Archivs, Dr. Walter Killy, erläuterte die Arbeit des Archivs und eine hervorragend anschauliche Sammlung von Handschriften und Bildern, die für diesen Zweck zusammengestellt worden war. Vor den für ein ungeschultes Auge oft nicht zu entwirrenden Entwürfen der Gedichte erkannten viele Besucher erst, welches Maß von editorischer Sorgfalt nötig ist, um sie so klar und übersichtlich darzubieten, wie dies in der Stuttgarter Ausgabe geschieht.

Ein öffentlicher Rezitations- und Kammermusikabend im Pflegehof-

saal in Tübingen beschloß den Tag. Marga Muff-Stenz sprach vor einem aufnahmebereiten Publikum 'Andenken', 'Brot und Wein' und Oden, Fernando Zepparoni spielte mit Tübinger Künstlern Streichquartette von Haydn, Mozart und Beethoven.

Am Morgen des 180. Geburtstags trafen sich eine Reihe von Mitgliedern am Grab Hölderlins. Professor Dr. Böckmann legte den Kranz der Gesellschaft nieder, dessen Schleife ein Wort aus dem 'Hyperion' als Aufschrift trug „Ich habe meine Lust an der Zukunft“, und sprach Worte der Besinnung auf Wesen und Schicksal des hier ruhenden Dichters.

Damit schloß die inhaltsreiche Tagung. Sie hat in fruchtbarer Arbeit Wege zur Besserung der äußeren Lage gewiesen, geistige Anregungen ausgestreut und künstlerische Erlebnisse vermittelt, sie hat an die Stätten Hölderlins geführt und namentlich auch persönliche Begegnungen ermöglicht, für die viele dankbar sind. Die Mitglieder schieden in dem wiederholt bekundeten Gefühl, wertvolle Stunden erlebt und sich einer schönen Zusammengehörigkeit bewußt geworden zu sein. Es lag ein guter Geist über der Tagung und es bleibt nur zu hoffen, daß auch künftige Jahresversammlungen in ähnlicher Form möglich werden und noch mehr Teilnehmer anziehen.

W. Binder